

DISSERTATION

Titel der Dissertation

Die „Aktivierende Stadtdiagnose“ als eine
besondere Form der Organisationsdiagnose.
Ein umwelt- und gemeindepsychologischer Beitrag für eine
nachhaltige Stadt- und Gemeindeentwicklung.

Verfasserin

Mag. Phil. Cornelia Ehmayer

angestrebter akademischer Grad

Doktorin der Philosophie (Dr. phil.)

Wien, im Dezember 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 092 298

Dissertationsgebiet lt. Studienblatt: Psychologie

Betreuer: Univ.-Prof. Dr. Rainer Maderthaner

Danksagung

Danke an Rainer Maderthaner, dass er mich ermuntert und ermutigt hat, die Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ in Form einer Dissertation festzuhalten. Danke auch für seine aktive Unterstützung über die gesamte Dissertationszeit.

Danke an Renate Cervinka, für ihren fachlichen Beistand über die vielen Jahre und auch dafür, dass sie mir immer zur Seite stand wenn ich Unterstützung dringend nötig hatte.

Danke an alle Personen in den Städten und Gemeinden, die an den unterschiedlichsten Stadtdiagnosen mitgewirkt haben.

Danke an meine Familie und Freunde, die an mich geglaubt haben.

Danke an Werner Rosinak, der mir Sicherheit und den nötigen Freiraum gegeben hat, damit ich diese Arbeit fertig stellen konnte.

Kurzfassung

Das Ziel dieser Arbeit ist, das organisationsdiagnostische Verfahren „Aktivierende Stadtdiagnose“ theoretisch und empirisch zu belegen. Das Verfahren wurde von der Autorin während des letzten Jahrzehnts praktisch angewendet, theoretisch fundiert und kontinuierlich weiterentwickelt. Im theoretischen Teil werden jene Theorien, Konzepte und Methoden beschrieben, die der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ zugrunde liegen. Besonders wird auf umwelt- und gemeindepsychologische Konzepte und die Methodik qualitativer Sozialforschung eingegangen. Im empirischen Teil wird die „Aktivierende Stadtdiagnose“ vorgestellt und ausführlich beschrieben. Der systematische Ablauf der sieben Arbeitsschritte wird nachvollziehbar dargelegt. Als Besonderheit der qualitativen Vorgehensweise wird das Aktivieren von jenen Bewohnerinnen und Bewohnern genannt, die üblicherweise nicht an Stadtentwicklungsprozessen teilhaben. Als ein zentrales Ergebnis wird das Kommunegramm vorgestellt: Das Kommunegramm zeigt bildhaft das soziale Gefüge einer diagnostizierten kommunalen Einheit. Es stellt die Basis für nachfolgende und dauerhaft nachhaltige Veränderungsprozesse dar. In der Diskussion wird der wissenschaftliche Qualitätsanspruch an qualitative Verfahren erörtert. Darauf Bezug nehmend wird die „Aktivierende Stadtdiagnose“ als ein valides und transparentes Verfahren angesehen. Eine mögliche Anwendung des Verfahrens auf Städte mit über einer Million Einwohnern wird argumentiert. Für weiterführende Forschung wird empfohlen, Erkenntnisse der neueren Netzwerkforschung einzubeziehen.

Schlüsselbegriffe: Organisationsdiagnostik, Organisationsentwicklung, Gemeindediagnose, Umweltpsychologie, Gemeindepsychologie, Netzwerkforschung, qualitative Sozialforschung, Aktionsforschung, Nachhaltigkeit, Stadtentwicklung, Partizipation, Resilienz.

Abstract

The aim of this thesis is to demonstrate theoretically and empirically the organizational diagnostic method "Activating City Diagnosis". The method has been continuously used during the last decade. It is theoretically sound and continually improved by the author. The theoretical part describes theories, concepts and methods that represent the background of the "Activating City Diagnosis". Special attention is given to environmental and community psychology concepts and the methodology of qualitative research. The empirical part of the "Activating City Diagnosis" is presented and described in detail. The systematic procedure of the seven methodological steps is comprehensively explained. A special feature of the qualitative approach is the activation of those citizens who are usually not involved in urban development processes. One key result is the "Kommunegramm" (Communegramm). The Communegramm is the pictorially representation of the social fabric of the city or community and the basis for subsequent processes of change. It is discussed that qualitative Diagnostic must meet the quality standards of transparency and validity. Coherently "Activating City Diagnosis" is a valid and transparent method for the diagnosis of cities and towns. Transferring the method on cities with over one million inhabitants is possible. Integrating the latest findings of network-research it is recommended in further research.

Key Words: Organizational diagnosis, organizational development, community diagnosis, environmental psychology, community psychology, network research, qualitative research, action research, sustainability, urban development, participation, resilience.

Inhaltsverzeichnis

KURZFASSUNG	4
ABSTRACT	5
1 EINLEITUNG.....	11
2 ZIELSETZUNG UND THESEN.....	14
3 THEORIEN, KONZEPTE UND METHODEN.....	15
3.1 DIAGNOSTIK UND ORGANISATION.....	15
3.1.1 Definition und Herkunft.....	15
3.1.2 Psychologische Diagnostik	17
3.1.3 Organisationsdiagnostik	18
3.1.4 Organisationspsychologie	21
3.1.5 Organisationstheorien.....	22
3.1.6 Organisationsmethapern.....	23
3.1.7 Organisation	24
3.1.8 Lernende Organisation	26
3.1.9 Organisationsentwicklung & Organisationsberatung.....	27
3.2 ORGANISATIONS DIAGNOSE	29
3.2.1 Diagnostizieren als theoriegeleiteter Prozess des Verstehens.....	29
3.2.2 Ziel und Zweck einer Organisationsdiagnose	30
3.2.3 Ablaufschritte einer Organisationsdiagnose.....	31
3.2.4 Methoden und Instrumente.....	32
3.2.5 Partizipation	35
3.2.6 Organisationales Commitment	37
3.2.7 Diagnostik – Gutachten	39
3.2.8 Qualitätssicherung	41
3.2.9 Exkurs: Qualitative Organisationsdiagnose n. Froschauer & Lueger (2009) ..	42
3.3 NACHHALTIGKEIT UND RESILIENZ	46
3.3.1 Definition	46
3.3.2 Geschichte der Nachhaltigkeit	46
3.3.3 Lokale Agenda 21 und Wien.....	49
3.3.4 Resilienz	50

3.3.5	Resilienz und Nachhaltige Entwicklung	52
3.4	NACHHALTIGE VERHALTENSÄNDERUNG.....	55
3.4.1	Handlungsanreize	57
3.4.2	Intrinsische Motivation	58
3.4.3	Handeln als Ausgangspunkt für Verhaltensänderung	59
3.4.4	Motive und Lebensstile	61
4	KURT LEWIN ALS ZENTRALE FIGUR ZWISCHEN	
	UMWELTPSYCHOLOGIE, ORGANISATIONSENTWICKLUNG UND	
	AKTIONSFORSCHUNG	63
4.1.1	Die Wechselwirkung zwischen Psychologie und Umwelt vor Lewin	63
4.1.2	Kurt Lewin's ganzheitliche Betrachtung menschlichen Verhaltens	65
4.1.3	Von Lewin über Barker zur Umweltpsychologie	68
4.2	UMWELT & LEBENSRAUM.....	74
4.2.1	Umweltwahrnehmung und Umweltbewertung	74
4.2.2	Lebensraumbezogene Bedürfnisse	76
4.2.3	Raumbeanspruchung	84
4.2.4	Umweltaneignung	87
4.2.5	Identifikation mit der Umwelt.....	89
4.2.6	Ortsbindung.....	91
4.2.7	Ortsidentität	91
4.2.8	Gefallenseindruck.....	94
4.2.9	Nachbarschaft.....	95
4.3	SOZIALE NETZWERKE UND GEMEINWESEN	98
4.3.1	Das Netzwerkkonzept in den Sozialwissenschaften	98
4.3.2	Historische Vorläufer des Netzwerkkonzepts	99
4.3.3	Netzwerkanalyse	100
4.3.4	Beziehungen und Verhalten in sozialen Netzwerken.....	101
4.3.5	Besonderheiten von sozialen Netzwerken.....	103
4.3.6	Soziale Netzwerke im Gemeinwesen.....	104
4.3.7	Das Netzwerkkonzept in der Gemeindepsychologie	105
4.4	QUALITATIVE SOZIALFORSCHUNG.....	109
4.4.1	Geschichte	109
4.4.2	Theoretische Positionen	111
4.4.3	Die Grounded Theory.....	115
4.4.4	Verfahren und Methoden zur Datenerhebung	120

4.4.5	Partizipative Aktionsforschung	124
4.4.6	Organisationsentwicklung und Aktionsforschung	126
4.4.7	Gütekriterien qualitativer Forschung	128
5	VON DER ORGANISATIONS-DIAGNOSE ZUR STADTDIAGNOSE	132
6	BESCHREIBUNG DER „AKTIVIERENDEN STADTDIAGNOSE“	135
6.1	AUFTRAGSVERGABE	136
6.2	DATENERHEBUNG IN DER GEMEINDE	137
6.2.1	Auswahl der Stichprobe	139
6.2.2	Zeitlich-methodisches Ablaufschema	140
6.2.3	Methodeninventar	142
6.2.4	Checklisten und Datencheck	149
6.3	DATENVERARBEITUNG UND DATENANALYSE	151
6.3.1	Transkription und Dokumentation der Daten	151
6.3.2	Kodieren der Daten und Bilden von Kategorien	151
6.3.3	Die Analyse des Ist-Zustandes	156
6.4	DIAGNOSE DER ZUKUNFTSPOTENZIALE	163
6.4.1	Themenanalyse mit Zukunftspotenzialen	164
6.4.2	Kommunegramm mit Zukunftspotenzialen	164
6.4.3	Zukunftspotenziale als Fragen formuliert	166
6.4.4	Zukunftspotenziale mit Aktionsfeldern kombiniert	167
6.4.5	Ergänzende spezielle Gemeindethemen	169
6.5	ÖFFENTLICHE PRÄSENTATION DER ERGEBNISSE	171
6.5.1	Reflexionsgespräch mit dem Bürgermeister/der Bürgermeisterin	171
6.5.2	Der Zukunftswerkshop	171
6.6	ERSTELLEN DES GEMEINDEBEFUNDS	173
6.6.1	Obligatorische Inhalte	174
6.6.2	Optionale Inhalte	175
6.7	ÜBERGABE DES BEFUNDES AN DEN GEMEINDERAT	175
7	ENTWICKLUNGSPHASEN UND VERBESSERUNGEN (EVALUIERUNG).	176
7.1.1	Erste Entwicklungsphase: Aktionsforschung	176
7.2.1	Zweite Entwicklungsphase: Anwendung	178
7.3.1	Dritte Entwicklungsphase: Evaluierung	180
7.4.1	Status Quo	181

8	DISKUSSION.....	185
8.1	BEZUGNAHME ZU DEN THESEN.....	185
8.2	BEURTEILUNG DER METHODE “AKTIVIERENDE STADTDIAGNOSE” NACH SOZIALWISSENSCHAFTLICHEN QUALITÄTSSTANDARDS.....	191
8.2.1	Anwendung von organisationsdiagnostischen Qualitätskriterien	191
8.2.2	Anwendung von Qualitätskriterien qualitativer Sozialforschung	193
8.3	STÄRKEN, MÄNGEL UND KRITIKPUNKTE DER EIGENEN ARBEIT	197
8.4	WISSENSCHAFTLICHER MEHRWERT UND WEITERER FORSCHUNGSBEDARF	198
9	ZUSAMMENFASSUNG.....	200
10	LITERATUR.....	202
11	ANHANG	220
11.1	ORIGINALINTERVIEWS BAUMGARTEN	220
11.1.1	Experteninterview einzeln	220
11.1.2	Gruppeninterview mit Jugendlichen	221
11.1.3	Straßeninterview.....	223
11.2	LEBENS LAUF.....	225

1 Einleitung

Die Diagnostik kann als ein erfolgreiches Paradigma in der Psychologie, der Medizin und der Technologie angesehen werden. Der Bereich der Organisationsdiagnostik hat sich in den letzten Jahren nicht nur etabliert, sondern auch beständig weiterentwickelt. Was auf wissenschaftlicher Ebene fehlt, ist das Übertragen der Erkenntnisse der Organisationsdiagnostik auf das Feld der Gemeinde-, Stadt- und Regionalentwicklung. Wobei mit Gemeinde weder etwas Bauliches, noch die Bürokratie oder die Gebietskörperschaft als solches gemeint sind, sondern im Sinne der Gemeindepsychologie „das soziale Gemeinwesen“, also alle in einer Gemeinde wohnenden und arbeitenden Personen.

Die Organisationsdiagnose ist ein wissenschaftlich etabliertes, methodisch wirksames Vorgehen, mit dem Veränderungsprozesse vorbereitet und geplant werden können. Im Verständnis der Organisationsdiagnostik sollte keine Veränderungsmaßnahme ohne Diagnose erfolgen. Diagnostiziert werden vor allem Personen sowie institutionelle Abläufe und Strukturen. Für Organisationen als Gesamtheit werden nach wie vor kaum Diagnoseverfahren entwickelt. Ebenso gab es in der Entstehungszeit der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ für Städte und Gemeinden keine geeignete organisationsdiagnostische Methode, mit der ein Veränderungsprozess vorbereitet und geplant werden konnte.

Die Entwicklung der "Aktivierenden Stadtdiagnose" begann 1998 im Forschungsschwerpunkt Kulturlandschaftsforschung des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur mit dem Projekt „Kulturlandschaftsforschung und Agenda 21“. Als Ausgangsmethode diente die „Community Diagnosis – Profile Analysis“ der Gemeindepsychologin Donata Francescato (1996). Da das zu entwickelnde Diagnoseverfahren in einem Beraterischen Kontext – für das Implementieren von Lokalen-Agenda-21-Prozessen in Städten und Gemeinden –

angewendet werden sollte, war der Einsatz von qualitativen Methoden naheliegen. In der Organisationspsychologie gab und gibt es jedoch wenig Erfahrung mit qualitativen Zugängen, so dass auf bewährte Methoden der qualitativen Sozialforschung zurückgegriffen wurde. Diese haben sich von Anfang an bewährt und wurden im Laufe der Zeit weiterentwickelt und verfeinert.

Den theoretischen Hintergrund bildeten von Beginn an Konzepte und Methoden der jüngeren Umwelt- und Gemeindepsychologie ebenso wie Konzepte und Methoden der älteren Sozialpsychologie – insbesondere jene, die vom interdisziplinär arbeitenden und denkenden Theoretiker, Forscher und Praktiker Kurt Lewin ausgegangen sind. Die gesellschaftliche Anbindung erfolgte an das Konzept der nachhaltigen Entwicklung, wie sie in der Agenda 21 formuliert wurde.

Dass die Methode in der Praxis funktioniert hat sie in den letzten 15 Jahren bewiesen.

Zielsetzung dieser Arbeit ist nun, das organisationsdiagnostische Verfahren „Aktivierende Stadtdiagnose“, das auf umwelt- und gemeindepsychologischen Konzepten und der Methodik qualitativer Sozialforschung beruht, theoretisch und empirisch zu belegen.

Im theoretischen Teil dieser Arbeit finden sich alle relevanten Theorien, Konzepte und Methoden, die der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ zugrunde liegen. Dazu gehören Konzepte und Theorien der Umwelt-, Gesundheits- und Gemeindepsychologie ebenso wie neuere Erkenntnisse der Netzwerkforschung und vor allem der Organisationsdiagnostik. Die qualitative Sozialforschung mit ihren Konzepten und Methoden, mit einem Schwerpunkt auf der Grounded Theory und der Aktionsforschung, rundet den theoretischen Teil ab.

Im empirischen Teil wird die Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ in ihrem Ablauf detailliert vorgestellt. Da die „Aktivierende Stadtdiagnose“ als anwendungsorientierte Methode mit dem Anspruch entstanden ist, für nachhaltige Stadt- oder Gemeindeentwicklungsprozesse zu dienen, entwickelte sie sich in intensiver

Zusammenarbeit mit den Gemeinden. So sind die unterschiedlichen Entwicklungsphasen gekennzeichnet von einem abwechselnden Rhythmus zwischen praktischer Anwendung und theoretischer Reflexion, wie es der Aktionsforschung eigen ist. Wesentliche Erkenntnisse, Veränderungen und Verbesserungen die sich aus den unterschiedlichen Entwicklungsphasen ergeben haben, werden im Anschluss an den empirischen Teil dargelegt.

In der abschließenden Diskussion wird auf die eingangs formulierten Thesen eingegangen, werden Stärken und Schwächen der Methode besprochen; schließlich wird eine Beurteilung der Methode nach wissenschaftlichen Qualitätskriterien vorgenommen.

Mit dieser Arbeit verbinde ich die Hoffnung, dass die Methode "Aktivierende Stadtdiagnose" bei der Vorbereitung und Planung von zukunftsfähigen Prozessen in Städten und Gemeinden, vermehrt zur Anwendung kommt.

2 Zielsetzung und Thesen

Zielsetzung dieser Arbeit ist, das organisationsdiagnostische Verfahren „Aktivierende Stadtdiagnose“, das auf umwelt- und gemeindepsychologischen Konzepten und der Methodik qualitativer Sozialforschung beruht, theoretisch und empirisch zu belegen.

Die Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ wurde entwickelt, weil entsprechende Verfahren fehlten, mit denen sich Gemeinden und Städte als Gesamtorganisationen diagnostizieren lassen. Die Diagnose sollte dazu dienen, eine nachhaltige Entwicklung, wie sie in der UN-Agenda 21 für Kommunen empfohlen wird, für einen Wiener Gemeindebezirk vorzubereiten und zu planen. Eine wesentliche Aufgabe war, möglichst viele Bewohnerinnen und Bewohner in diesen Prozess einzubinden. Zusätzlich mangelte es an geeigneten Instrumenten, mit denen das im Bezirk vorhandene, aber nicht sichtbare, Netzwerk an Beziehungen erhoben und dargestellt werden konnte.

Der Entwicklung der Methode lagen folgende Thesen zugrunde:

These 1: Es gibt einen Mangel an qualitativer Organisationsdiagnostik von Gesamtorganisationen (ganzheitliche Diagnostik).

These 2: Es gibt einen Mangel an qualitativen Diagnoseverfahren, die für eine nachhaltige Stadt- und Gemeindeentwicklung herangezogen werden können.

These 3: Es gibt einen Mangel an nachvollziehbaren qualitativen methodischen Vorgehensweisen für urbane Einheiten mit Gemeindegrößen bis zu 50.000 Personen.

These 4: Es gibt einen Mangel an Methoden, die das kommunale Beziehungsnetzwerk sichtbar machen können.

3 Theorien, Konzepte und Methoden

Der theoretische Teil behandelt jene Theorien, Konzepte und Methoden, die der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ zugrunde liegen.

3.1 Diagnostik und Organisation

In diesem Kapitel wird eine Verbindung zwischen psychologischer Diagnostik und Organisation hergestellt. Mit der Diagnose von Organisationen beschäftigt sich die Organisationsdiagnostik, welche Organisationen als lernfähige, soziale Gebilde versteht, die als solche auch diagnostiziert werden können.

Es zeigt sich, dass Organisationen als Gesamtheit bislang kaum im Zentrum wissenschaftlicher und organisationspsychologischer Betrachtungen stehen und Ansätze zur Diagnostik von Gesamtorganisationen nach wie vor defizitär sind. Bei den Diagnosemethoden wird ein Mangel an qualitativen Verfahren erkennbar, die sich nach wissenschaftlichen Qualitätsstandards beurteilen lassen.

3.1.1 Definition und Herkunft

Diagnostik wird als Erkenntnisgewinn, um Handeln zu optimieren beschrieben (Hossiep & Wottawa, 1993). Zugleich wird unter Diagnostik eine Methodenlehre ohne Erkenntnisgewinn (Krohne & Hock, 2007) verstanden. Der pragmatische Zugang bezeichnet damit einfach das Durchführen einer Diagnose (Fisseni, 1997).

Die historischen Wurzeln der Diagnostik gehen bis nach China, in die Zeit 300 v. Chr. zurück. Für die Aufnahme in den öffentlichen Dienst wie auch für regelmäßige Leistungskontrollen wurde ein Testprogramm entwickelt, dessen Vorläufer jedoch vor etwa 3000 bis 4000 Jahren entwickelt wurden. Dieses wurde im Laufe der Jahrhunderte modifiziert aber es blieb in China jedoch in seiner Grundstruktur bis zum Anfang des

20. Jahrhunderts in Gebrauch. Das chinesische Testsystem wurde von den Engländern für die Auswahl von Mitarbeitern für die East India Company übernommen, modifiziert, ins Heimatland gebracht und führte 1855 zur Einführung eines „kompetitiven Prüfungssystems für den öffentlichen Dienst in Großbritannien“ (Krohne & Hock, 2007, S. 11).

Am Anfang der Entwicklung der modernen Diagnostik stand das Bemühen um die generelle Messung psychischer Merkmale. Es wurde also nicht nach interindividuellen Unterschieden gesucht, sondern nach allgemeinen Gesetzmäßigkeiten. Als zentral gilt das Werk Fechners „Elemente der Psychophysik“ aus dem Jahre 1860. Die Erforschung von systematischen Unterschieden zwischen Menschen beginnt mit den Arbeiten Francis Galtons (1822–1922) in seinem anthropometrischen Laboratorium. Galton, der ein Verwandter Darwins war, war von der Evolutionstheorie stark beeinflusst und interessierte sich in diesem Zusammenhang besonders für das Erfassen der menschlichen Fähigkeiten (Krohne & Hock, 2007; Lück, 1991; DuBois, 1970).

Das Wort Diagnostik geht nach Fisseni (1997) auf das griechische Verb „diagignoskein“ zurück, welches unterschiedliche Aspekte eines kognitiven Vorgangs vom Erkennen bis zum Beschließen, bezeichnet. Die Begriffe Diagnose und Diagnostik im Laufe der Geschichte eine Veränderung erfahren und bezeichnen nun etwas im medizinischen Sinne die Lehre und die Fertigkeit „Krankheiten zu erkennen und sie Ursachen oder Ursachensyndromen zuzuordnen“ (S. 3).

Für Bornewasser (2009) stellt die Diagnostik ein „sehr erfolgreiches Paradigma der wissenschaftlichen Forschung im Bereich von Medizin und Psychologie dar. Dabei geht es vornehmlich darum, die einzusetzenden Messinstrumente für die individuelle Diagnostik zu verfeinern und dadurch Sensitivität, Spezifität und Prädiktivität zu verbessern“ (S. 74). Das Besondere an der Diagnostik ist nach Bornewasser die Erkenntnis von unter einer undurchsichtigen Oberfläche gegebenen Zuständen. Nach Hossiep & Wottawa (1993) ist Diagnostik Erkenntnisgewinnung mit dem Ziel, Handeln zu optimieren.

Der Einsatz diagnostischer Verfahren hat in der Psychologie Tradition, wobei es lange Zeit um die Beurteilung individueller Merkmale und um die Beantwortung der Frage ging, wie und in welchem Ausmaß sich ein Mensch von anderen unterscheidet. Mittlerweile ist die Diagnose von Gruppen, sozialen Systemen und Situationen eine wichtige Aufgabe der Diagnostik geworden (Krohne & Hock, 2007).

3.1.2 Psychologische Diagnostik

Mit psychologischer Diagnostik, auch Psychodiagnostik genannt, wird nach Pawlik (2006) ein vornehmlich anwendungsbezogenes Methodenfach bezeichnet, das interindividuelle und intraindividuelle Unterschiede im Verhalten und Erleben erfasst – mit dem Ziel, möglichst präzise Vorhersagen künftigen Verhaltens und Erlebens zu treffen.

Fisseni (1997) definiert die psychologische Diagnostik als das „systematische Sammeln und Aufbereiten von Informationen mit dem Ziel, Entscheidungen und daraus resultierende Handlungen zu begründen, zu kontrollieren und zu optimieren“ (S. 4). Für ihn bedeutet Diagnostik in der Psychologie „die Lehre von den Methoden und Verfahren der sachgemäßen Durchführung einer Diagnose“ (S. 4). Es werden dabei relevante Charakteristika von Merkmalsträgern, das sind Einzelpersonen genauso wie Institutionen, zu einem Urteil integriert. Dieses Urteil soll dazu beitragen, praktische Probleme zu lösen.

Nach Hossiep & Wottawa (1993) wird von psychologischer Diagnostik gesprochen, wenn „für die diagnostische Informationsgewinnung Methoden eingesetzt werden, die dem Bereich der wissenschaftlichen Psychologie zuzuordnen sind“ (S. 131). Die psychologische Diagnostik liefert Entscheidungshilfen, die dazu beitragen sollen, eine möglichst optimale Verbesserung einer Situation zu erreichen. Hossiep & Wottawa sehen die psychologische Diagnostik nicht als eine eigenständige wissenschaftliche Disziplin, sondern eher als eine Technologie. Wichtig ist demnach die Unterscheidung zwischen „wissenschaftlicher Teildisziplin“ und „Methodologie“ hinsichtlich der Bewertungskriterien. Wird die Diagnostik als Wissenschaft betrachtet, werden ihre Aussagen im Hinblick auf Erkenntnisgewinn und „Wahrheit“ bewertet; ist sie eine Technologie, dann ist das entscheidende Bewertungskriterium „die Brauchbarkeit, also

der Nutzen, der mit der jeweiligen Aussage bzw. dem angewandten Instrument der psychologischen Diagnostik erzielt werden kann“ (S. 133). Der Nutzenaspekt wäre in diesem Fall zu erheben. Generell ist die Diagnostik in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, technischen Möglichkeiten, wirtschaftlichen Aspekten und Werthaltungen zu betrachten.

Für (Krohne & Hock, 2007) ist die psychologische Diagnostik eine Methodenlehre innerhalb der Psychologie und stellt primär ein System von Verfahrensweisen im Dienste der Angewandten Psychologie dar. Es geht um das Erfüllen eines praktischen Auftrags. Diagnostizieren ist kein Erkenntnisvorgang, sondern ein „Handlungs- und Entscheidungsprozess“ (vgl. S. 1).

Gemeinsam ist allen diesen Ansätzen, dass sie die Aufgabenstellung der Diagnostik bei der Optimierung von praktischen Problemlösungen sehen.

3.1.3 Organisationsdiagnostik

Die Unterscheidung zwischen den beiden Begriffen Organisationsdiagnostik und Organisationsdiagnose ist in der Literatur nicht immer ganz eindeutig zu erkennen. Tendenziell lässt sich unter Organisationsdiagnostik die systematische Herangehensweise, also der Einsatz bestimmter Methoden in einer speziellen Abfolge verstehen. Die Diagnose ist das Ergebnis der jeweiligen gewählten Herangehensweise. Beiden, sowohl Organisationsdiagnostik als auch Organisationsdiagnose, kann jedoch ein prozessualer Charakter innewohnen (Borg, 2003; Froschauer & Lueger, 2009; Rotering-Steinberg, 1993; Waclawski & Church, 2002).

Lange Zeit stand die Einzelperson und ihr Verhältnis zur jeweiligen Organisation im Zentrum organisationsdiagnostischer Betrachtungen. Erst in den letzten 20 Jahren, seit Beginn der 1990er Jahre, ist eine deutliche Erweiterung der organisationspsychologischen Diagnostik zu beachten. Wobei nach Krohne & Hock (2007) die Ansätze zur Diagnostik bei Gruppen und Gesamtorganisationen nach wie vor defizitär sind. Dies hängt mit dem subjektiven Zugang bei der Erhebung entsprechender Daten zusammen. Es gibt, so scheint es, nach wie vor zu wenig Erfahrung mit

qualitativen Zugängen, die für das Erheben von subjektiven Daten geeignet sind, was wiederum eine zu starke Konzentration auf quantitative Erhebungsmethoden, vor allem im Forschungskontext, zur Folge hat (Bornewasser, 2009; Felfe & Liepmann, 2008).

Die Bandbreite der Organisationsdiagnostik liegt zwischen einer Vorgehensweise mit dem Ziel, wissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen und dem Ziel Informationen zu gewinnen, um Organisationen effektiv beraten zu können. Kleinmann & Wallmichrath (2004) verstehen die Organisationsdiagnostik als ein Kontinuum von Ansätzen, die in einem Extrem strikt forschungs- und im anderen Extrem strikt anwendungsorientiert sind. In diesem Zusammenhang sei auf Kurt Lewin (siehe dazu auch Kapitel „Kurt Lewin als zentrale Figur zwischen Umweltpsychologie, Organisationsentwicklung und Aktionsforschung“) verwiesen, der es mit seinem Ansatz der Action Research – einer Kombination aus wissenschaftlicher und praktischer Tätigkeit – geschafft hat, die beiden Extreme miteinander zu verbinden. Wie bereits erwähnt, war er für die Umweltpsychologie ebenso wie für die Organisationsentwicklung von großer Bedeutung, da von ihm spezielle Methoden für die Diagnose von Organisationen, wie die Survey-Feedback-Methode entwickelt wurden. (Rosenstiel, Molt & Rüttinger, 2005)

Während über die Bandbreite der Organisationsdiagnostik gewisse Unsicherheiten bestehen und die Trennschärfe zwischen Diagnose und Diagnostik nicht immer gegeben ist, besteht nach Felfe & Liepmann (2008) weitgehende Einigkeit darin, Organisationsdiagnostik als einen zielgerichteten Prozess zu definieren. Dieser Prozess ist durch mehrere Abschnitte gekennzeichnet, bei dem relevante Merkmale und Prozesse der Organisation, die für ihr Funktionieren und ihre Effektivität von Bedeutung sind, abgebildet werden. Lawler, Nadler und Camman (1980) weisen darauf hin, „dass eine effektive Organisation erst dann aufgebaut werden kann, wenn man versteht, wie die Organisation funktioniert“ (zit. nach Felfe & Liepmann, 2008, S. 13). Damit ist Organisationsdiagnostik jene Herangehensweise, die durch einen ausgewählten Zugang und dem Einsatz bestimmter Methoden, das Verstehen einer Organisation ermöglichen soll.

Die *psychologische Organisationsdiagnostik* beschäftigt sich weniger mit der Organisation als Gesamtes, sondern vor allem mit dem Erleben und Verhalten der Organisationsmitglieder (vgl. Felfe & Liepmann, 2008, S. 13). Sie wird also gewöhnlich auf Personen angewandt, kann aber auch „auf institutionelle Abläufe wie die Personalauswahl und sogar auf Aspekte der Organisationsstruktur (etwa auf die Führungssituation, das Informationsmanagement) bezogen werden. In diesem Sinne lassen sich individuelle und institutionelle Diagnostik unterscheiden“ (Amelang & Schmidt-Atzert, 2006, S. 74).

Nach Schuler (1993) gibt es wenig Ansätze mit dem Zugang eine Organisation als Gesamtes zu betrachten, über die eine Diagnose erstellt werden kann:

Unter allen Objekten der Organisationspsychologie dürfte jenes, das sie als Bestimmungswort kennzeichnet, die Organisation, am allerwenigsten von ihr behandelt worden sein. Das mag darin liegen, dass dieses ominöse Konstrukt Organisation, das gleichzeitig Ursache wie Ergebnis menschlichen Handelns ist, diesem – oder den Denkschemata der Psychologen – ferner steht als alles übrige; auch die Unbestimmtheit des wissenschaftlichen Terrains mag dazu beitragen, dass sich Psychologen fremd fühlen unter den Politologen und Ökonomen, Betriebswirten und Soziologen, die sich ansonsten mit Organisationen beschäftigen. Dabei wird kaum in Frage gestellt, dass es sich hier um ein Gebiet handelt, auf dem es für Psychologen viel zu tun gibt, und dass sich hier beste Gelegenheit böte, der so gern akklamierten Interdisziplinarität zu ihrem Recht zu verhelfen. (S. 46)

Bornewasser (2009) kritisiert weiters, dass das Zentrieren der Psychologie auf Personenmerkmale dazu geführt hat, dass die Organisationsdiagnostik, im Gegensatz zur medizinischen und zur Psychodiagnostik, an einem Mangel an hochwertigen Testverfahren leidet. Daher können an die Organisationsdiagnostik nicht die gleichen Objektivitätsansprüche gestellt werden, wie an die individuell ausgerichtete Psychodiagnostik. Amelang & Schmidt-Atzert (2006) sowie Kieser (2006) kommen, ähnlich wie Bornewasser, zu dem Ergebnis, dass es kaum genormte Verfahrensweisen

gibt und den Messinstrumenten daher keine Reliabilität und Validität zugesprochen werden kann (vgl. Amelang & Schmidt-Atzert, 2006, S. 79).

3.1.4 Organisationspsychologie

Die Organisationspsychologie wird als die Wissenschaft vom Erleben, Verhalten und Handeln des Menschen in Organisationen definiert (Rosenstiel, 2007). Sie befasst sich mit dem tätigkeitsbezogenen Erleben und Verhalten von Menschen in Organisationen – genauer gesagt damit, „das Verhalten zu beobachten, zu beschreiben und zu erklären, in Entscheidungszusammenhängen zu prognostizieren und durch gezielte Intervention zu verändern“ (Schuler, 1993, S. 42). Die Organisation als Ganzes wird bei diesen Definitionen nicht als Gegenstand bzw. Arbeitsfeld der Organisationspsychologie erwähnt. Somit bestätigt sich auch die bereits mehrfach erhobene Kritik, dass sich die wissenschaftliche Psychologie zu sehr auf das Verhalten von Menschen und zu wenig auf Verhalten von Organisationen konzentriert (Bornewasser, 2009; Schuler, 1993).

Rosenstiel (2007) kennzeichnet die Arbeit von Organisationspsychologen, die große Ähnlichkeiten mit der Arbeit von Organisationsdiagnostikern oder Organisationsberatern aufweist, wie folgt:

- Es bedarf einer begründeten Theorie.
- Auf Grundlage dieser Theorie wird der Ist-Zustand erfasst, also „diagnostiziert“.
- Es gibt keine wertfreien Standpunkte, sondern man muss Stellung beziehen, um die Ziele (Sollwerte) für die Arbeit zu gewinnen.
- Abweichungen des diagnostizierten Ist-Zustands vom Soll-Zustand sind zum Anlass zu nehmen um zu therapieren bzw. zu intervenieren.
- Um wissenschaftlich begründet intervenieren zu können, also Interventionen verantworten zu können, muss Veränderungswissen erarbeitet werden.

- Um die Intervention zu überprüfen, sollte der Organisationspsychologe seine Interventionen evaluieren, was zugleich eine Intervention an Hand von expliziten bzw. impliziten Thesen ist. (vgl. S. 18ff.)

3.1.5 Organisationstheorien

„Welche Merkmale einer Organisation im Rahmen der Organisationsdiagnose erfasst und analysiert werden, hängt wesentlich von den Organisationstheorien ab, vor deren Hintergrund die Diagnose erfolgt“ (Felfe & Liepmann, 2008, S. 15).

In der wissenschaftlichen Literatur werden verschiedenste Organisationstheorien, basierend auf ihrer Herkunft, genannt. Bei organisationspsychologischen Theorien unterscheiden Holling & Kanning (2007) in:

- (a) *Historische Theorien* (Taylorismus, Bürokratische Organisation nach Max Weber, Humanistische Theorie von Mc Gregor und partizipative Theorie von Likert),
- (b) *Lerntheorien* (Operantes Konditionieren und Lernen am Modell, Lernende Organisation),
- (c) *Motivationstheorien* (Bedürfnishierarchie nach Maslow, Zwei-Faktoren-Theorie von Herzberg, Mausner und Snyderman, VIE-Theorie von Vroom, Motivationstheorie von Porter & Lawler, Systemtheorie von Katz und Kahn),
- (d) *Führungstheorien, Handlungstheorie, Entscheidungstheorien* (Normativ & Deskriptiv) und
- (e) den *Konstruktivismus*. (S. 59ff.)

Ähnliche Einteilungen nehmen auch Kieser (2001), sowie Sanders & Kianty (2006) vor.

Insgesamt gibt es mehr als 100 Theorien, aber keine Supertheorie (Bornewasser, 2009; Holling & Kanning, 2007). Allerdings identifiziert Bjønness (2007) zwei dominierende Paradigmen in der Organisationsforschung: den Positivismus und den Konstruktivismus. Eine Organisation wird entweder als realistische Entität, die direkt analysiert werden kann, gesehen oder als Projektion menschlicher Vorstellung, die über

die Analyse sprachlicher Prozesse des Behauptens und Kritisierens nur indirekt vermittelt werden kann.

Trotz der Vielfalt an vorhandenen Theorien bleibt die Kritik, dass es Organisationstheorien oft an wissenschaftlicher Genauigkeit mangelt, also auch ihr praktischer Nutzen gering ist. Begründet wird dies u.a. damit, dass der Geltungsbereich von Organisationstheorien wesentlich komplexer ist, als der vieler anderer psychologischer Theorien. Aber auch der Gegenstand der Organisation erlaubt nicht die gleichen Versuchsbedingungen, die sich beispielsweise in einem psychologischen Testlabor finden lassen, wodurch ein Mangel an Generalisierbarkeit der Ergebnisse schon von vornherein determiniert ist. Bei einem weiter gesetzten Verständnis von Organisationsdiagnostik, welches eine Integration verschiedenster Fachdisziplinen erfordert, steht kein in sich geschlossener theoretischer Rahmen zur Verfügung. Basierend auf diesen Tatsachen lässt sich die Frage aufwerfen, ob die vorhandenen theoretischen Grundlagen eine tragfähige Basis für eine wissenschaftlich fundierte Organisationsdiagnostik und Interventionen abgeben können. (Bornewasser, 2009; Felfe & Liepmann, 2008; Holling & Kanning, 2007; Krohne & Hock, 2007; Rosenstiel, 2007)

3.1.6 Organisationsmethapern

Der Versuch Organisationen als Ganzes zu verstehen, zeigt sich an den verschiedensten Organisationsmethapern, die von der Organisationsforschung verwendet werden. Ziel dieser Metaphern ist es, die zugrunde liegenden Forschungsperspektiven anschaulicher zu gestalten. „Organisationsmetaphern haben u.a. den Vorteil, dass sie gut zu kommunizieren sind und speziell im Fall von Beratungstätigkeit einen gemeinsamen Hintergrund für die beteiligten Akteure schaffen können“ (Felfe & Liepmann, 2008, S. 16).

Die wesentlichsten Organisationsmetaphern nach Scholl (2007) und Felfe & Liepmann (2008) sind:

(a) Die *Ausbeutungsmetapher* (Ressourcenverteilung, Gerechtigkeit, Macht),

- (b) die *Maschinenmetapher* (Funktionalität und Effizienz),
- (c) die *Bedürfnismetapher* (Motive, Zufriedenheit),
- (d) die *Problemlösetmetapher* (Entscheidungen),
- (e) die *Politikmetapher* (Macht, Einfluss, Führung),
- (f) die *Organismusmetapher* (Regelkreise und Autonomie),
- (g) die *Kulturmetapher* (ungeschriebene Regeln und Gesetze),
- (h) die *Kostenmetapher* (Investitionen, Kosten) und
- (i) die *Netzwerkmetapher* (Strukturen, Kommunikationswege).

Erwähnenswert ist, dass Scholl (2007) seiner Metaphernbeschreibung ein Kapitel mit dem Titel „die Organisation als Akteur“ (S. 515f) voranstellt, wobei er dieses Verständnis nicht als Metapher bezeichnet, sondern als Faktum ansieht. Er begründet dies damit, dass Organisationen soziale Systeme sind, die Ziele verfolgen können und damit zu kollektivem Handeln fähig sind. Eine diesbezügliche Legitimation leitet er daraus ab, dass Organisationen im juristischen Sinne eigene Rechtspersönlichkeiten sind, die Verträge mit Individuen, anderen Organisationen und Staaten abschließen können. Dies macht sie im organisationspsychologischen Sinne zu *korporativen Akteuren*.

Das Bild von der Organisation als Akteur oder im psychologischen Sinne auch als Person oder Wesen, taucht im Zusammenhang mit Organisationsdiagnostik und Organisationsentwicklung immer wieder auf und es scheint gerade dort, wo es um die Diagnostik einer Organisation als Ganzheit und nicht als einzelner Teil innerhalb einer Organisation geht, ein hilfreiches Konstrukt zu sein.

3.1.7 Organisation

Nach Scholl (2007) ist es schwierig zu definieren was eine Organisation ist, weil mit diesem Begriff eine große formale Organisation genauso gemeint werden kann, wie der kleine Bioladen um die Ecke. Mit Organisation sind daher nicht nur Produktions- und Dienstleistungsbetriebe gemeint, sondern auch Behörden, Schulen, Vereine, etc. Er definiert eine Organisation als „[...] ein soziales Gebilde, das bestimmte Ziele verfolgt

und formale Regelungen aufweist [...]“ (S. 516). Die Existenz formaler Regelungen unterscheidet Organisationen von informellen Gruppen. Bedingungen für die Zugehörigkeit einer Organisation sind vertragliche Regelungen, die nicht alle Lebensbereiche, sondern eine eng umgrenzte Leistungsanforderung erfassen. Familie und Staat sind aus seiner Sicht keine Organisationen.

Mit dieser Definition gehen auch Felfe & Liepmann (2008) konform, wobei sie der Organisation nicht nur Regeln, sondern auch eine regelbestimmende formale Struktur zuweisen. „Diese Struktur wiederum ist durch ein System von Regeln, welches die arbeitsteiligen Beziehungen zwischen Mitgliedern der Organisation festlegt und die Aktivitäten auf die Erreichung des verfolgten Zieles ausrichtet, gekennzeichnet“ (S. 13). Sie schlagen nach Kieser & Kubicek (1992) eine Definition vor, die sich als Ausgangspunkt für eine Organisationsdiagnose gut eignet: „Organisationen sind soziale Gebilde, die dauerhaft ein Ziel verfolgen, eine formale Struktur aufweisen, mit deren Hilfe die Aktivitäten der Mitglieder auf das verfolgte Ziel ausgerichtet werden“ (S. 16).

Rosenstiel (2007) sieht eine Organisation als ein „gegenüber ihrer Umwelt offenes System, das zeitlich überdauernd existiert, spezifische Ziele verfolgt, sich aus Individuen bzw. Gruppen zusammensetzt und eine bestimmte Struktur aufweist“ (S. 6). Bornewasser (2009) erweitert diesen Zugang, indem er Organisationen nicht nur einen zeitlichen, sondern auch einen räumlichen Charakter zuspricht. Mehr noch, Organisationen müssen konkrete Dinge sein (Firmenname, Gründungsurkunde), die Bestand haben, auch wenn Menschen ausgetauscht und Gebäude verändert werden. Sie zeichnen sich durch Konstanz im Wandel aus und behalten ihre Identität auch, wenn es im Verlauf der Zeit zu Veränderungen kommt. „Die Organisation ist vorgegeben und wird zunächst immer bestrebt sein, sich zu erhalten, Spannungen und Störungen der internen Ordnung auszuhalten und sich schließlich der externen Umwelt anzupassen. Diese interne Ordnung bildet den Kern einer jeden Organisation, den es zu schützen und zu erhalten gilt“ (Bornewasser, 2009, S. 42).

3.1.8 Lernende Organisation

Das Modell der lernenden Organisation geht vom ganzheitlichen Organisationsbegriff aus und versteht die Organisation als soziales Gefüge, das lernfähig ist. Der ganzheitliche Organisationsbegriff beinhaltet den gestaltpsychologischen Zugang der Übersummativität (siehe dazu auch Kapitel: „Die Wechselwirkung zwischen Psychologie und Umwelt vor Lewin“) aus dem sich ableiten lässt, dass eine Organisation als Gesamtes mehr ist als jede einzelne Person oder jede einzelne Abteilung für sich genommen. Von lernenden Individuen kann damit nicht automatisch auf eine lernende Organisation geschlossen werden, ebenso wenig wie von einem produktiven Mitarbeiter nicht auf eine produktive Organisation. Nach Bornewasser (2009) lassen sich Ganzheiten „[...] nicht direkt, sondern nur über Attribute oder Eigenschaften erfassen. Sie werden als sogenannte holistische Merkmale gekennzeichnet. So lassen sich einer Organisation etwa die Attribute Struktur, Größe, Alter, Dichte oder Anpassungsfähigkeit zuschreiben.“ (S. 21).

Bei der lernenden Organisation wird der Wandel zum Normalfall, da Veränderung Teil der Organisation und der Systemprozesse ist. Es lässt sich eine indirekte Steuerung des Wandels beobachten, und Wandel muss als generelle Kompetenz der Organisation verstanden werden. Organisationen als offene Systeme in einer sich permanent ändernden Umwelt stehen stets vor der Aufgabe, äußere und innere Verhältnisse gegeneinander abzuwägen und zu entscheiden, ob externe Variationen dauerhafte Veränderungen signalisieren oder aber nur vorübergehende Erscheinungen darstellen (vgl. Bornewasser, 2009 S. 158; Felfe & Liepmann, 2008, S. 28).

Der Resilienzbegriff (siehe dazu auch Kapitel „Nachhaltige Verhaltensänderung“) legt nahe, dass Resilienz ein Merkmal von lernenden Systemen ist. Ein resilientes System wie eine Organisation, muss sich selbst unaufhörlich auf die Probe stellen, wenn es sich möglichst rasch an veränderte Umweltbedingungen anpassen will. Lernen und Innovation werden damit zu notwendigen Bedingungen der Kontinuität. (vgl. Lukesch et al., 2010, S. 14)

Das Modell der lernenden Organisation bildet die theoretische Legitimierung für Veränderungsprozesse in Organisationen, wie sie von Organisationsberatern und Organisationsentwicklern initiiert und begleitet werden. Die Diagnose als erster Schritt spielt dabei eine entscheidende Rolle.

3.1.9 Organisationsentwicklung & Organisationsberatung

Nach Ed Schein (1990), einem der bekanntesten Mitbegründer des Feldes, ist Organisationsberatung sowohl eine Wissenschaft als auch eine Technologie; über allem steht für ihn jedoch, dass es sich um eine Philosophie handelt. Der philosophische Zugang dabei ist, einen effektiven Zugang zum Verständnis von Menschen in komplexen Systemen zu erhalten und Wege zu zeigen, wie sich Organisationen zum Wohle der Mitarbeiter und dadurch auch zum eigenen Nutzen verändern können. Organisationsentwicklung wird auf ein ganzes System angewendet und hat die Gesamtorganisation im Fokus (Fatzer, 2004, S. 2). Da Organisationsentwicklung oft mit Organisationsberatung gleichgesetzt wird (vgl. Fatzer, 2004; Roterling-Steinberg, 1993), soll an dieser Stelle ebenfalls keine wesentliche Unterscheidung getroffen werden.

Nach Roterling-Steinberg (1993) handelt es sich bei Organisationsentwicklung „um einen geplanten, gelenkten, systematischen Prozess, der zur Veränderung der Kultur, der Systeme und der Verhaltensweisen in der Organisation beitragen soll mit dem Auftrag, die Effektivität der Organisation bei der Lösung ihrer Probleme und dem Erreichen ihrer Ziele zu verbessern“ (S. 483).

Fatzer (2004) konkretisiert Organisationsentwicklung (OE):

- OE wird auf ein ganzes System angewendet,
- OE basiert auf Konzepten der angewandten Sozialwissenschaften, insbesondere der Aktionsforschung nach Kurt Lewin,
- OE ist mit geplantem Wandel beschäftigt, hat aber keine fixen Vorstellungen über Abläufe, wobei zur Unterstützung Phasenmodelle herangezogen werden,
- OE umfasst sowohl Planen als auch Umsetzen des Wandels,

- OE zielt auf die Verbesserung der Organisationseffizienz ab, wobei davon ausgegangen wird, dass eine lernfähige Organisation imstande ist, ihre eigenen Probleme zu lösen. (vgl. S. 2f)

Historisch gilt Kurt Lewin als der eigentliche Begründer der Organisationsentwicklung, der mit seinen Aktionsforschungs-Experimenten die Grundprinzipien von Gruppen und Organisationen beschrieb. Die ersten Organisationsentwicklungs-Experimente basierten auf Aktionsforschung, die damit ebenso die wissenschaftlich-historische Basis der Organisationsentwicklung darstellt. Das zyklische Vorgehen der Organisationsentwicklung findet sich auch in dieser Form der Forschung wieder hier im Wechsel zwischen Forschung, Praxis und Reflexion. Die ersten diesbezüglichen, berühmt gewordenen Experimente, sind die Hawthorne-Studien von Mayo (1950), die in den 1930er Jahren soziale Beziehungen, sowohl unter Mitarbeitern als auch zwischen Mitarbeitern und Vorgesetzten, als relevante Faktoren zum Erbringen von Unternehmensleistung propagierten. Basierend auf diesen Hawthorne-Studien entstand die Human-Relations-Bewegung, die zu einer zentralen Bewegung in der Organisationsentwicklung wurde.

Der komplexe Prozess der Organisationsentwicklung verläuft in der Praxis generell so, dass zuerst die Situation diagnostiziert wird, daraus Thesen abgeleitet und erst anschließend Prozesse des Wandels initiiert werden. Damit wird dem Instrument der Diagnose eine zentrale Rolle zugesprochen, denn auf ihren Ergebnissen bauen alle weiteren Maßnahmen auf (Bornewasser, 2009).

3.2 Organisationsdiagnose

Dieses Kapitel setzt sich vertiefend mit Organisationsdiagnosen und dem Diagnostizieren als theoriegeleiteten Prozess des Verstehens auseinander. Ziel und Zweck von Organisationsdiagnosen, Ablaufschritte, Methoden und Gutachtenerstellung werden detailliert beschrieben. Auf die zentrale Rolle der Einbindung der Betroffenen durch Beteiligung und die positiven Aspekte von Vollerhebungen wird näher eingegangen. Die qualitative Organisationsdiagnose als eine wissenschaftlich etablierte Vorgehensweise wird am Ende dieses Kapitels vorgestellt.

3.2.1 Diagnostizieren als theoriegeleiteter Prozess des Verstehens

In Betrieben, Unternehmen oder Organisationen ist beinahe jede Maßnahme auf irgendeine Form von Diagnose begründet, welche die Maßnahme legitimiert und damit Qualität, Ausmaß und Richtung bestimmt. Diagnose setzt Theorie voraus und diese regelt und bestimmt, was als Symptom, als Ursache oder Zusammenhang gilt. Die Theorie konstituiert den Gegenstand und regelt die daran ansetzenden Verfahren zur Veränderung (Bornewasser, 2009; Felfe & Liepmann, 2008).

Das Erstellen einer Diagnose ist ein Prozess des Verstehens, wie die Organisation in ihrem Ablauf und ihren Aufgaben und Prozessen funktioniert. Die Aufgabe im diagnostischen Prozess besteht in der zuverlässigen Erfassung der Symptomatik (der Ist-Soll-Diskrepanz), die anschließend in einem Zusammenhang gebracht wird. Forschung und praktische Arbeit unterscheiden sich danach, ob es schwerpunktmäßig auf das Erfassen des Ist-Zustandes (Diagnose) oder um die Veränderung in Richtung Soll-Zustand (Intervention) geht (Cummings & Worley, 2009; Rosenstiel, 2007).

Bei der Erstellung der Diagnose werden, ähnlich wie bei einem wissenschaftlichen Vorgehen, Arbeitsdiagnosen gebildet, die vielfältig kritisch geprüft und abschließend zu einer Diagnose zusammengefügt werden. Wobei der Diagnoseprozess, anders als bei einem technischen oder auch einem somatischen System, einen Eingriff darstellt „auf

den sich das untersuchte soziale System einstellt und an dem es sogar aktiv mitwirkt“ (Amelang & Schmidt-Atzert, 2006 S. 79). Nach Cummings & Worley (2009) ist das Erstellen einer Organisationsdiagnose viel kollaborativer als es die medizinische Perspektive impliziert und beinhaltet auch nicht die Annahme, dass die Organisation krank sei.

Eine Diagnose ist also eine theoriegeleitete Gesamtbeurteilung einer problematischen Ist-Situation, die aus internen und externen Ursachen sowie den bisher erfolgten Abwehr- und Anpassungsleistungen der Organisation entstanden ist. Damit eine Gesamtbeurteilung gelingen kann, müssen Diagnostikerinnen und Diagnostiker die äußere Hülle durchdringen, um zu den inneren – offensichtlich nicht sichtbaren – Vorgängen zu gelangen (Bornewasser, 2009).

3.2.2 Ziel und Zweck einer Organisationsdiagnose

Organisationsdiagnosen werden in der Praxis vor allem als Reaktion auf aktuelle Unstimmigkeiten erstellt oder wenn das Unternehmen meint, vorhersehbaren Herausforderungen nicht gewachsen zu sein. Organisationsdiagnosen können aber auch als Basis für proaktive Veränderungsprozesse vorgenommen werden, also wenn sich eine Organisation auf mögliche herausfordernde Umweltbedingungen vorbereiten möchte (Bornewasser, 2009).

Grundsätzlich dient die Diagnose als Unterstützung für die Vorbereitung, Planung und Umsetzung von Veränderungsprozessen. Felfe & Liepmann (2008) formulierten dazu den zentralen Satz: „*Keine Maßnahme ohne Diagnose*“ (S. 23). Wobei Bornewasser (2009) darauf Bezug nimmt und ergänzt: „In diesem Sinn setzt jede Intervention nicht nur Diagnostik voraus, sondern jede erfolgreiche Diagnostik führt auch zur Intervention“ (S. 74). Fisseni (1997) verbindet ebenso die Begriffe Diagnostik und Intervention, indem er die Diagnostik als Methodik bezeichnet, die Problemlösungen anbietet und die Intervention ist für ihn das entsprechende Programm oder bezeichnet Maßnahmen, die eine Verhaltensänderung herbeiführen sollen (vgl. S. 5).

Zentrale Aufgabe von Organisationsdiagnosen, ist Veränderungsbedarfe zu erkennen und Problemfelder zu identifizieren, um daraus gezielte Maßnahmen ableiten zu können. Es geht also insbesondere darum festzustellen, inwieweit eine Systemveränderung anzustreben ist. (Felfe & Liepmann, 2008; Schuler, 2007)

Der *Nutzen* einer Organisationsdiagnose liegt darin, Informationen bereit zu stellen, die den Mitgliedern einer Organisation eine Basis für Entscheidungen liefern. Damit kommt der Organisationsdiagnose auch eine wichtige Legitimierungsfunktion zu, denn sie bewahrt die betrieblichen Akteure vor „blindem Aktionismus“, der auf Spekulationen und Mutmaßungen basiert“ (Felfe & Liepmann, 2008, S. 24).

Im wissenschaftlichen Sinn liegt das Ziel einer Organisationsdiagnose weniger im Vorbereiten eines Veränderungsprozesses, als die Ausgangssituation und die Veränderung im Prozess der Organisationsentwicklung so reliabel und valide wie möglich zu mehreren Messzeitpunkten zu erfassen. Wenn dies gelingt, kann die Organisationsdiagnostik zur Theorienbildung im Bereich der Organisationsbildung beitragen (vgl. Felfe & Liepmann, 2008, S. 23).

3.2.3 Ablaufschritte einer Organisationsdiagnose

In der Literatur findet sich eine Vielzahl von ähnlich gelagerten Varianten, wie ein Organisationsdiagnose generell ablaufen sollte (Schuler, 2007). Wie schon erwähnt, dient die Diagnose zur Vorbereitung einer Intervention, kann aber als Verfahren selbst bereits als Intervention gesehen werden.

Je nachdem ob es ein wissenschaftlicher Zugang ist oder ein praxisbezogener, wird dem Auftragsgespräch mehr oder weniger Bedeutung zugemessen. Als eine Kombination verschiedenster erprobter Konzepte (Schuler, 2007; Waclacwski & Church, 2002; Kühlmann & Franke, 1989) scheint folgendes Vorgehen praktikabel:

- Kontaktaufnahme,
- Vertragsabschluss,

- Datenerhebung,
- Datenverarbeitung,
- Interpretation der Daten (Diagnose),
- Präsentation der Ergebnisse,
- Erstellen eines schriftlichen Befundes,
- Abschluss der Diagnosephase.

Diese Einteilung ist nicht als linearer Ablauf zu verstehen vor allem dann, wenn mit qualitativen Methoden ein zyklisches Vorgehen gewählt wurde.

3.2.4 Methoden und Instrumente

„Grundsätzlich setzen Diagnostik und Entwicklung einen Gegenstand voraus, der diagnostizierbar und veränderbar ist, und damit Ansatzpunkte für verfügbare Diagnose- und Entwicklungsinstrumente liefert“ (Bornewasser, 2009, S. 22).

In Abhängigkeit davon, in welchem Kontext die Organisationsdiagnose angewendet wird, unterscheidet sich auch die Auswahl der Methoden. Wird die Organisationsdiagnose in einem Forschungskontext angewendet, geht die Tendenz zu standardisierten Verfahren, wohl auch deshalb um den Anspruch nach Gütekriterien und Vergleichbarkeit zu entsprechen (Bornewasser, 2009; Felfe & Liepmann, 2008). Wird die Organisationsdiagnose in einem Beraterischen Kontext angewendet, dann spielen qualitative Verfahren eine größere Rolle, da sie für das Vorbereiten von Veränderungsprozessen und dem Erfassen von Komplexität besser geeignet sind. Trotzdem ist eine generelle Tendenz in der Organisationsdiagnostik vorhanden, den Schwerpunkt auf quantitative Methodiken und logisch nachvollziehbare Prozesse zu legen (Bornewasser, 2009; Kamiske & Brauer, 2003; Toutenburg & Knöfel, 2008).

Es gibt eine Vielzahl von Methoden die für die Diagnostik von Organisationen eingesetzt werden; Moser (2007) nennt folgende häufig verwendete Methoden:

- Interviews,
- Fragebogen,

- Beobachtungen,
- Beurteilungsskalen,
- Simulationen,
- Nicht-reaktive Verfahren,

wobei seiner Meinung nach die Datenerhebung über das Internet zunehmend an Bedeutung gewinnt (S. 102ff).

Mit diagnostischen Methoden sollen jedoch nicht nur kritische Zustände erhoben werden, sondern auch Ergebnisse darüber entstehen, wie sich diese Zustände beheben lassen (vgl. Bornewasser, 2009, S. 73). Damit dienen organisationsdiagnostische Methoden nicht nur zur Vorbereitung einer Intervention sondern bekommen gleichzeitig auch eine präventive Funktion.

Wird im Rahmen der Organisationsdiagnostik oder von einer Organisationsentwicklung eine starke Einbindung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gewünscht, dann nimmt das Instrument der Mitarbeiterbefragung eine zentrale Funktion ein (Felfe & Liepmann; 2008, Schuler, 2007). Begründet wird dies damit, dass das subjektive Erleben (Zufriedenheit, Motivation, etc.) entweder über die direkt betroffenen Personen erhoben werden kann (Selbstbericht), oder indem andere Personen befragt werden, die das Verhalten als Beteiligte direkt erleben (Fremdbericht) (vgl. Felfe & Liepmann, 2008, S. 41).

Die *Mitarbeiterbefragung (MAB)* ist eine systematische Vorgehensweise, bei der die Mitarbeiter von Organisationen nach ihren „Sichtweisen, Wahrnehmungen, Hoffnungen, Bewertungen, Befürchtungen oder Erinnerungen befragt werden – mit der Absicht, Daten über die Personen hinweg auszuwerten und das Erreichen von Organisationszielen zu unterstützen (vgl. Borg, 2003, S. 24).

Borg nennt fünf Haupttypen von Mitarbeiterbefragungen: Meinungsumfrage, Benchmarkingumfrage, Klimabefragung mit Rückspiegelung, Auftau- und Einbindungsmanagementprogramm und Systemtische MAB (S. 26). Die Klimabefragung mit Rückspiegelung entspricht dem Survey-Feedback-Ansatz der

Aktionsforschung und zielt auf die Verbesserung des Betriebsklimas durch die Einbindung möglichst aller Mitarbeiterinnen ab.

Die Mitarbeiterbefragung kann in zwei Richtungen geführt werden: Entweder mehr messorientiert (mMAB) oder eher interventionistisch (iMAB). Eine interventionistische MAB folgt einem bestimmten Zyklus, der jenem einer prozessorientierten Organisationsdiagnose sehr ähnlich ist.

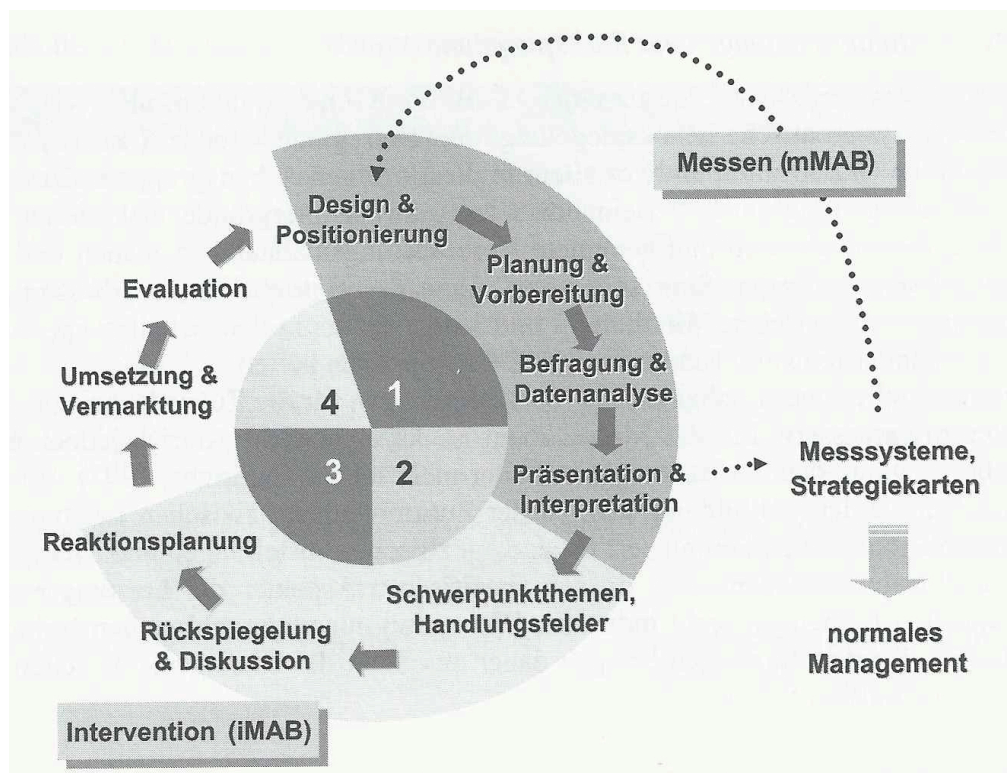


Abbildung 1: Hauptabschnitte einer interventionistischen Mitarbeiterbefragung (iMAB) (innerer Kreis) und einer messorientierten Mitarbeiterbefragung (äußerer Kreis) nach Borg (2003, S. 28)

Im Zusammenhang mit dem Konzept einer Organisationsentwicklung wird von Borg (2003) jedenfalls die Vollbefragung empfohlen, wobei es dazu entsprechende Skills und Ressourcen braucht. „Vollbefragungen bedeuten immer eine volle Einbindung aller Mitarbeiter. Auch wenn diese sich im Einzelfall nicht an der MAB beteiligen, werden sie doch in der Vorbereitung der MAB angesprochen und in die Folgeprozesse involviert als Personen, die zumindest die Möglichkeit hatten sich zu äußern“ (S. 79). Vorteile sind neben der Datenakzeptanz, dass die größere Visibilität, die höhere Einbindung und die besseren Befunde von Vollbefragungen dazu führen,

dass sie als Instrumente des Veränderungsmanagements deutlich mehr Schwung „Momentum“ erzeugen. Wichtig ist, den Schwung anschließend aufzunehmen und fortführen zu können (S. 77ff).

Borg (2003) erwähnt weiters, dass die MAB-Literatur generell nachdrücklich empfiehlt, MABs nur dann durchzuführen, wenn die „Befunde konsequent in Aktionen umgesetzt werden sollen“ (S. 363).

3.2.5 Partizipation

Partizipation (vom Lateinischen ‚participatio‘) wird meist mit Teilhabe, Teilnahme, Beteiligung oder Mitwirkung übersetzt. Der Begriff Partizipation kommt aus den 1970er Jahren, wo er in Zusammenhang mit den Neuen Sozialen Bewegungen, der Öko- und Frauenbewegung entstanden ist. Partizipation beinhaltet die Forderung nach Teilhabe aller gesellschaftlichen Gruppen an relevanten (politischen) Entscheidungsprozessen und damit Einfluss auf soziale und politische Rahmenbedingungen – insbesondere jene, die traditionell von diesen Prozessen eher ausgeschlossen werden. In der Literatur findet sich der Begriff Partizipation vor allem im betrieblichen Sektor, im Bereich politischer Partizipation, im Gesundheitssektor, sowie in der wissenschaftlichen Forschung (Keupp, 1999a; Stark, 1996).

In der Diskussion um politische Teilhabe werden Fragen der Selbstermächtigung (Empowerment) von in der Gesellschaft diskriminierten Gruppen als Partizipationsziel beschrieben. Im forschungsorientierten Sektor geht es um die Integration von „Laien“, als Experten sowie ihrer Erfahrung und ihres Umweltwissens in die Untersuchungsprozesse. Eine besonders schöne Definition findet sich bei Baker & Hinton (1999): „Participation is a way of working and a way of relating to people that can be used in any situation. It is about shared responsibility, power and knowledge. It is a democratic way of getting things done“ (S. 80).

[Partizipation ist eine Arbeitsweise mit und zwischen Menschen, die in jeder Situation zum Tragen kommen kann. Es geht dabei um geteilte Verantwortlichkeiten, um Wissen und um Macht. Es ist eine demokratische Art und Weise, die Dinge zu erledigen.]

Man unterscheidet zwischen direkter und indirekter Partizipation, also ob man persönlich oder durch gewählte Stellvertreter an der Entscheidungsfindung teilnimmt. Weiters lässt sich zwischen formalen, also rechtlich geregelten, und informellen Formen der Partizipation unterscheiden. Die "de jure"-Form bezeichnet jene durch die Verfassung vorgegebenen Normen zur Mitbestimmung. Die in einer Organisation tatsächlich stattfindende Partizipation wird auch "de facto"-Form genannt.

Partizipation in der Stadtentwicklung bedeutet die Teilnahme an politischen Entscheidungsprozessen, dazu bietet sich folgendes Stufenmodell der Partizipation an:



Abbildung 2: Stufenmodell der Partizipation (Lüttringhaus, 2000, S. 44)

Die Übergänge zwischen den unterschiedlichen Stufen der Partizipation sind fließend, auch können in einem Projekt mehrere Intensitäten zu unterschiedlichen Zeitpunkten durchlaufen werden. Nach diesen Stufen der Partizipation und dem dahinter liegenden Verständnis kann eine Zusammenarbeit bis zu einer gleichberechtigten Partnerschaft reichen, wobei die letzte Entscheidung immer beim legitimierten Vertreter liegt.

Nach Scholl (2007) ist Partizipation in Organisationen ein brisantes Dauerproblem, da mit der Größe der Organisation die Gefahr wächst, dass die Bedürfnisse und Interessen der Nichtbeteiligten ignoriert oder missachtet werden. Entscheidungsrechte

sind das wichtigste Machtpotenzial in Organisationen, wobei in den meisten Organisationen die tatsächliche Entscheidungsbeteiligung geringer ausfällt, als sie sein könnte. Damit werden die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unmündig gehalten. Und diese Machtkonzentration an der Spitze führt dazu, dass das innerbetriebliche Wissen und die damit verbundenen Fähigkeiten zu wenig genutzt werden. Partizipation ist ein wesentliches Instrument mit dem sich das Machtgefälle verringern und die Mündigkeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter heben lässt.

Partizipation in Organisationen führt zu besseren Entscheidungen, bei partizipativen Arbeitsformen wird mehr gelernt und durch die Teilnahme an Entscheidungsprozessen können Bedürfnisse nach Kontakt und Anerkennung sowie zu selbstbestimmten Handeln befriedigt werden. Partizipation trägt zur Zufriedenheit in Organisationen bei. In diesem Zusammenhang zeigt sich Scholl (2007) verwundert „warum diese Vorteile immer wieder neu entdeckt werden müssen und in der Praxis oft vernachlässigt werden“ (S. 546). Er begründet dies damit, dass in Anlehnung an das „Eherne Gesetz der Oligarchie“ des Soziologen Robert Michels (1911) die Mächtigeren ihre Macht nicht teilen wollen, was mehrfach zur Nichtübernahme oder zum Abbruch erfolgreicher Partizipationsexperimente geführt hat.

Die Organisationsdiagnose beinhaltet die Möglichkeit eine partizipative Vorgehensweise bereits zu einem frühen Zeitpunkt zu etablieren und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aktiv einzubeziehen (Felfe & Liepmann, 2008; Bornewasser, 2009).

3.2.6 Organisationales Commitment

Die Commitmentforschung hat ihre Ursprünge in den fünfziger Jahren und ist seit mehreren Jahrzehnten in der Organisationsforschung verankert. Mit organisationalem Commitment wird „[...] die Verbundenheit oder Identifikation des Mitarbeiters mit seinem Unternehmen verstanden.“ [...] „Die Bindung kann durch ein hohes Maß an Verbindlichkeit und Loyalität, aber auch durch Gleichgültigkeit und Distanz geprägt

sein. Ein hohes durchschnittliches Commitment kann auch als Ausdruck einer starken Zusammenhalts und einer ausgeprägten Unternehmensidentität verstanden werden.“ [...] „Es wird erwartet, dass sich Mitarbeiter mit hohem Commitment besonders engagieren, eine geringe Fluktuationsneigung aufweisen und ihrem Unternehmen, vor allem auch in schwierigen Zeiten ‘treu‘ bleiben.“ (Felfe & Liepmann, 2008, S. 89f). Besonders für jene Unternehmen, die flexibel und individualisiert agieren, gilt die Fähigkeit zur Bindung qualifizierter Beschäftigter an das Unternehmen mittlerweile als entscheidendes Erfolgskriterium (Gmür & Schwerdt, 2005; Westphal & Gmür, 2009).

Allen und Meyer (1991) haben unterschiedliche Linien der Commitmentforschung zu einem Drei-Komponenten-Modell zusammengeführt.

Die Komponenten bestehen:

- aus dem affektivem Commitment, das ist die Verbundenheit basierend auf Wünschen und Wollen,
- dem kalkulatorischem Commitment, diese Bindung basiert vorwiegend auf rationalen Erwägungen und
- dem normativen Commitment, das auf der Ansicht basiert, sozialen oder ethischen Normen entsprechen und sich verpflichtet fühlen zu müssen.

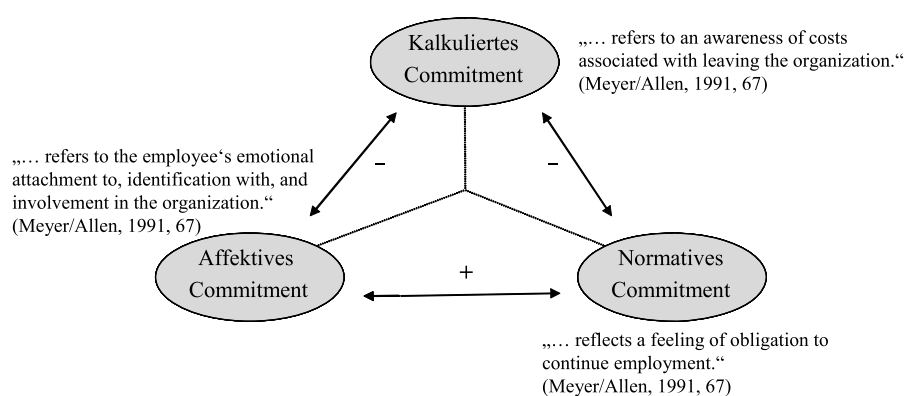


Abbildung 3: Organisationales Commitment (Westphal & Gmür, 2009, S. 204)

Identifikation und Verbundenheit mit dem Unternehmen gilt vor allem, wenn affektives und normatives Commitment vorhanden ist. Eine Verbundenheit, die

lediglich auf rationalem Kalkül sind beruht, lässt keine oder sogar negative Zusammenhänge zu erwarten (vgl. Felfe & Liepmann, 2008, S. 92). Der höchste Zusammenhang mit dem Unternehmenserfolg besteht mit dem affektiven Commitment. Ist dieses vorhanden, sind Mitarbeiter auch zu besonderem Engagement bereit. Weiters korreliert es signifikant positiv mit organisationsrelevanten Erfolgsfaktoren wie Arbeitsleistung, innovativen Ideen und organisatorischem Beteiligungsverhalten (Westphal & Gmür, 2009). Damit wird vorhandenes Commitment zu einem wichtigen Faktor bei Veränderungsprozessen in Unternehmen.

3.2.7 Diagnostik – Gutachten

Es gibt verschiedene Richtlinien, wie ein diagnostisches Gutachten zu erstellen ist und welche Informationen darin enthalten sein müssen. Dabei unterscheiden sich die psychologischen Gutachten der Individualdiagnostik nicht wesentlich von den Gutachten der Organisationsdiagnostik. Basierend auf Börner (2004), Westhoff & Kluck (2008) und Zuschlag (2006) sollte ein Gutachten folgende Punkte beinhalten:

- Formale Angaben: Anschreiben; Auftrag / Fragestellung; Übersicht über die eigene Untersuchung.
- Vorgeschichte: Resümee der Vorgeschichte; der vorliegenden Dokumente und jeglicher Informationsquellen, die herangezogen worden sind.
- Untersuchungsbericht: Beschreibung der Testverfahren; unpersönliche, sachliche Darstellung und Interpretation sämtlicher erhaltener Daten; Nachweise der genutzten Informationsquellen.
- Befund: Integration der einzelnen Ergebnisse zu einem sinnvollen Ganzen.
- Stellungnahme: Systematische Beantwortung jeder einzelnen Fragestellung und Empfehlung von Maßnahmen.

Fisseni's (1997) Beschreibung des Ablaufs einer individualdiagnostischen Untersuchung klingt zwar relativ einfach, ähnelt in der Vorgehensweise jedoch weitestgehend organisationsdiagnostischer Untersuchungen und zeigt Parallelen zur Vorgehensweise der Grounded Theory (Glaser & Strauss, 1998):

- Eine Fragestellung wird (vom Probanden) eingebracht und eine Lösung oder Beantwortung von einem Psychologen als Experten erwartet
- Die Fragestellung übersetzt der Psychologe in ein Untersuchungsszenario
- Die entsprechenden Untersuchungsverfahren werden bestimmt
- Es folgt eine Phase der Untersuchung
- Die erhobenen Daten werden ausgewertet, Ergebnisse verglichen und interpretiert
- Dann ist zu entscheiden, ob die gewonnen Informationen ausreichen, um die Ausgangsfrage zu beantworten oder ob neue Informationen einzuholen sind
- Reicht die Information aus, formuliert der Psychologe eine Antwort auf die zu Beginn gestellte Frage, erstellt eine Diagnose und gibt evtl. eine Prognose, unterbreitet einen Entscheidungsvorschlag und empfiehlt interventive Maßnahmen
- Soweit möglich, muss er sich des Erfolgs vergewissern und prüfen, ob seine diagnostisch-interventive Handlungssequenz in Erfolg mündet oder bei Misserfolg endete (Evaluierung). (S. 20f)
- Börner (2004) ergänzt noch um Hinweise zur Gutachtenerstellung:
- Die Begutachtung sollte der Persönlichkeitsstruktur des Probanden angemessen sein.
- Widersprüche und Kontraste aus den Testergebnissen sollten nicht als solche stehen bleiben und das Gutachten selbst darf nicht widersprüchlich sein.
- „Getroffene Aussagen sollen immer abgestützt sein, entweder durch interpretierbare Resultate in den psychologischen Verfahren oder durch die Informationen, die durch Anamnese, Exploration und Verhaltensbeobachtung gewonnen wurden. Dabei ist es wichtig, nicht bei einer Beschreibung der Symptomatik stehenzubleiben, sondern auf die dahinterliegende Problematik einzugehen. Alle Schlüsse sollten klar und verständlich gezogen werden“ (S. 13).

Abschließend wird von Börner nochmals ausdrücklich darauf hingewiesen, dass der begutachtende Psychologe gegenüber dem Probanden und dessen Umwelt eine

Verantwortung hat. Befund und Stellungnahme sind so objektiv wie möglich abzufassen und mit den empfohlenen Maßnahmen zur Lösung der Probleme des Probanden beizutragen.

Im Gegensatz zur Individualdiagnostik steht die Organisationsdiagnostik vor der Herausforderung, nicht nur eine Diagnose zu erstellen und sie mit einem Befund abschließen zu müssen, sondern es sind Veränderungsmaßnahmen ab- und einzuleiten. Organisationsdiagnostik verbindet also Diagnose und Therapie gleichermaßen, was eine gewisse (berufliche) Herausforderung darstellt. (vgl. Bornewasser, 2009, S. 79)

3.2.8 Qualitätssicherung

Die Qualitätssicherung in der Organisationsdiagnostik, wird immer wieder als unvollständig beschrieben vor allem auch deshalb, weil sich im Feld nicht dieselben Bedingungen vorfinden lassen wie im Labor. Zumeist orientieren sich die Gütekriterien an quantitativen Messdaten die in der Organisationsdiagnostik zum Einsatz kommen, sich aber nur auf Teiluntersuchungen beziehen.

Felfe & Liepmann (2008) empfehlen in diesem Zusammenhang Leitlinien aus der Individualdiagnostik direkt auf die Organisationsdiagnostik zu übertragen. Als übergeordnete Maxime sehen sie *Transparenz und Offenheit für alle Beteiligten*, wobei sich diese sowohl auf den Auftrag als auch auf die Ziele der Organisationsdiagnose beziehen (S. 123). Damit die Überprüfbarkeit gewährleistet ist, soll das Vorgehen theoriegeleitet und die verwendeten Begriffe und Konstrukte wissenschaftlich fundiert sein. Die Konzepte sollen empirisch erfolgreich überprüft werden, womit auch die Frage der Validität (Gültigkeit) der eingesetzten Verfahren angesprochen ist. Die Validität der Ergebnisse wird oft im Zusammenhang mit der Repräsentativität gestellt. „Es besteht die Gefahr, dass bestimmte Gruppen überproportional vertreten und andere unterrepräsentiert sind [...] Das Problem, dass Stichprobeneffekte die Befundlage beeinflussen, kann prinzipiell nur bei einer Vollerhebung ausgeschlossen werden“ (Felfe & Liepmann, S. 43). Bezüglich der Objektivität und Zuverlässigkeit beziehen sie sich vornehmlich auf standardisierte quantitative Verfahren und empfehlen die

Verwendung von Skalen. Bei der Prozess- und Verfahrensqualität sind Bedingungen einzuhalten, die eine überprüfbare Gestaltung der Abläufe und Verfahren sicherstellen. „Es müssen Informationen zu den eingesetzten Verfahren vorliegen, d.h. die Zielsetzungen und Anwendungsbereiche der Verfahren sind zu skizzieren, der Hintergrund des jeweiligen ist zu benennen und die Gütekriterien müssen dokumentiert werden“ (Felfe & Liepmann, S. 124).

Für das Überprüfen der Wirksamkeit einer Interventionsmaßnahme bietet sich die Evaluation an, wobei nach Bornewasser (2009) die Diagnostik, die Interventionsmaßnahme und die Evaluation eine Einheit bilden; so stellt „die Evaluation den abschließenden Baustein von Veränderungsprozessen dar“ (S. 262). Systematische Evaluierungen von Veränderungsprozessen werden jedoch vernachlässigt, was einerseits in der Komplexität der zu evaluierenden Vorgänge liegt und andererseits im Mangel an nachvollziehbaren und rasch einsetzbaren Verfahren (vgl. Bornewasser, S. 268).

3.2.9 Exkurs: Qualitative Organisationsdiagnose nach Froschauer & Lueger (2009)

Obwohl die „Aktivierende Stadtdiagnose“ zeitlich rund 10 Jahre vor dem Artikel von Froschauer & Lueger (2009) entstanden ist, finden sich erstaunlich viele Parallelen sowohl beim grundsätzlichen Verständnis zur Methode als auch zur methodischen Vorgehensweise selbst. Deshalb werden an dieser Stelle jene Aspekte der qualitativen Organisationsdiagnose (q_OD) hervorgehoben, welche die stärksten Parallelen zur „Aktivierende Stadtdiagnose“ aufweisen.

- Die q_OD ist eine theoretisch und methodisch abgesicherte Vorgehensweise, mit der ein differenziertes Verständnis erlangt werden kann, das zur Stabilisierung und Veränderung von Organisationen nötig ist (vgl. S. 250). „Eine Organisationsdiagnose zu erstellen bedeutet primär, das auf der Basis von theoretischen Überlegungen unter Zuhilfenahme systematischer

Erkenntnismethoden erlangte Verständnis der sozialen Dynamik eines Unternehmens auf praktische Probleme anwendbar zu machen“ (S. 259).

- Die q_OD konzentriert sich vorrangig auf jene Faktoren, die den Erfolg von Unternehmen ausmachen.
- Die q_OD ist für verschiedenste Praxisanwendungen einsetzbar – u.a. auch als Analyse der Entwicklungspotenziale eines Unternehmens (vgl. S. 250).
- Eine q_OD bezieht sich nie auf eine objektive gegebene Realität, sondern rekuriert auf eine kollektiv geteilte Betrachtungsweise von Organisationen. Sie konzentriert sich darauf, wie eine Organisation als Kollektiv ihre Umwelt beobachtet, welche Relevanzkriterien sie dabei einsetzt, welche Schlussfolgerungen sie daraus zieht und welche Handlungsdynamik sich daraus ergibt (vgl. S. 260 ff).
- Eine q_OD orientiert sich an der Wahrnehmung der Organisation durch ihre Akteure. Dahinter steht das Verständnis einer sozialen Wirklichkeitskonstruktion, die als aktiver Prozess der Informationsaufnahme und Informationsverarbeitung verstanden werden kann (vgl. S. 260 ff).
- Die Vorgehensweise bei der q_OD ist offen. Es wird zuerst untersucht, welche Faktoren für das Verständnis der jeweiligen Organisation zentral sind. Die systemtheoretische Perspektive gibt hierfür methodologische Anknüpfungspunkte vor (vgl. S. 252).
- Eine q_OD zentriert sich auf die Identifikation jener Schlüsselemente, die für das Verständnis der spezifischen Funktionsweise und der Entwicklungspotenziale besonders relevant sind. Es rücken Fragen in den Vordergrund, die sich mit der Identität einer Organisation, den internen Kräfteverhältnissen und dem Umgang mit Wissen und Kompetenzen befassen oder sich auf das Erkennen und Bewältigen von Irritationen oder Anforderungen beziehen (vgl. S. 260ff).
- Eine q_OD erfüllt vier eng miteinander zusammenhängende Funktionen: Sie kann (a) als Instrument zur systematischen Reflexion in der Organisation dienen. Mit ihr ist (b) eine formative Evaluierung von Organisationsprozessen und (c) eine summative Evaluierung von Interventionen möglich. Sie dient aber auch (d) als Instrument zur Analyse von Entwicklungspotenzialen. In

diesem Zusammenhang wird von den Autoren betont, dass es sinnvoller ist eine q_OD extern zu vergeben, da dies bei seriöser Durchführung eine eigenständigere Sicht ermöglicht. Wie sehr diese Außensicht von der Organisation akzeptiert wird, hängt vom „erlangten Vertrauen seitens der Organisationsmitglieder und von der Herstellung von Anschlussfähigkeit an das Unternehmen im gesamten Prozess der Diagnoseerstellung ab“ (S. 259).

- Methodisch orientiert sich die q_OD an den grundlegenden Prinzipien der qualitativen Sozialforschung: Offenheit, Kommunikation, Prozessualität und Reflexivität (S. 270f).
- Der Ablauf der q_OD verläuft in folgenden Phasen: In der (a) Planungsphase werden Grundsatzentscheidungen getroffen und die Diagnoseplanung gemacht wird. Darauf folgt (b) eine Orientierungsphase, bei der mit Einstiegsgesprächen begonnen wird, wobei eine inhaltliche und methodische Diagnosestrukturierung stattfindet. Anschließend folgen (c) die Diagnosezyklen, die abwechselnd von Erhebungen, Interpretationen, Prüfverfahren und Zwischenbilanzen geprägt sind. Dies entspricht sehr stark der Vorgehensweise der Grounded Theory und findet sich auch bei der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ wieder. Nach dem Abschluss der Diagnose und der Bewertung der Ergebnisse folgt (d) die Ergebnispräsentation. Hier werden die Ergebnisse in verständlicher Weise an die Organisation rückgemeldet. Der Anschluss an die Wissenschaft erfolgt durch die Reflexion im wissenschaftlichen Kontext (vgl. S. 278f).
- An geeigneten Erhebungs- und Interpretationsverfahren werden empfohlen: (a) die Beobachtung, systematisch und unsystematisch, zur Verflechtung verschiedenster Materialien; (b) die Artefaktanalyse, dazu zählen Bilder, Werbematerialien, Architektur, Protokolle, Texte, Einrichtung von Räumen, Organigrammen, etc; (c) die Strukturdatenanalyse, dazu zählen Entstehungsgeschichte, Strukturmerkmale wie Geschlechterverhältnis-Verteilung, Altersverteilung u.ä. Der Vorteil dieser Daten ist, dass sie nicht durch Erhebungsaktivitäten verändert werden. (d) Gespräche, entweder formell als Interviews oder informell geführt, sind das zentrale Erhebungsinstrument. Laut Autoren werden offene Gruppen- bzw. Einzelgespräche am häufigsten

geführt. Bei der Auswertung der Gespräche werden drei Möglichkeiten der Interpretation angeführt, die Feinstrukturanalyse, die Systemanalyse und die Themenanalyse. Die Themenanalyse eignet sich besonders zur Analyse des Hintergrunds eines sozialen Systems und der Spezifika und des Zusammenhangs verschiedenster Themen. Der Vorzug liegt in der Möglichkeit, größere Textmengen systematisch zu bearbeiten (S. 286ff).

- Für die Ergebnispräsentation wird eine Bewertung vorgenommen, die zu praktischen Anforderungen anschlussfähig ist (vgl. S. 255).
- Der besondere Vorzug von Organisationsdiagnosen liegt in Wahrnehmung von Entwicklungschancen der jeweiligen Organisation (vgl. S. 256).

3.3 Nachhaltigkeit und Resilienz

Dieses Kapitel bezieht sich auf den, im vorigen Kapitel formulierten Anspruch, dass eine fundierte Diagnose auch Theorie voraussetzt. Es wird davon ausgegangen, dass für eine sich an der Praxis orientierende Diagnosemethode nicht nur wissenschaftliche Theorien, sondern auch gesellschaftspolitische Konzepte notwendig sind. Im konkreten Fall bietet sich das Konzept der Nachhaltigen Entwicklung an, das zu Beginn dieses Kapitels vorgestellt wird. In weiterer Folge wird die Verbindung zwischen dem Konzept der Nachhaltigkeit mit dem erst in jüngerer Zeit diskutierten Resilienzkonzept hergestellt.

3.3.1 Definition

Die Suche im Internet im Mai 2012 mit dem Begriffspaar „Nachhaltige Entwicklung“ ergab 2,7 Millionen Treffer. Daraus lässt sich ersehen, welche Verbreitung das Konzept und der Name seit seiner Entstehung im 18. Jahrhundert mittlerweile gefunden haben.

Stellvertretend für viele mehr oder weniger komplexe Definitionen sei an dieser Stelle die einfache, aber doch treffende Formulierung des deutschen Rats für Nachhaltige Entwicklung angeführt: „Wir müssen unseren Kindern und Enkelkindern ein intaktes ökologisches, soziales und ökonomisches Gefüge hinterlassen. Das eine ist ohne das andere nicht zu haben.“ (Lexikon der Nachhaltigkeit, 2012)

3.3.2 Geschichte der Nachhaltigkeit

Die Geschichte der Nachhaltigkeit beginnt im 18. Jahrhundert. Am kursächsischen Hof in Freiberg formulierte Oberberghauptmann Hans Carl von Carlowitz verschiedene Grundsätze wie ausreichende Holzmengen für den Bau von Silberminen dauerhaft zur Verfügung stehen. Es sollte gewährleistet werden, dass nicht mehr Bäume geschlagen werden, als wieder nachwachsen können (Ehmayer, 2010b; Grunwald & Kopfmüller, 2006; Ritt, 2002).

1983, etwa 200 Jahre später, gründeten die Vereinten Nationen die „World Commission on Environment and Development“ (WCED). Ihr Auftrag war die Erstellung eines Perspektivenberichts für eine langfristige, tragfähige und umweltschonende Entwicklung der Welt. Zur Vorsitzenden wurde die damalige Ministerpräsidentin von Norwegen, Gro Harlem Brundtland, gewählt. 1987 veröffentlichte die WCED ihren als Brundtland-Report bekannt gewordenen Zukunftsbericht *Our Common Future*, der die internationale Debatte über Entwicklungs- und Umweltpolitik maßgeblich beeinflusste.

Der Abschlussbericht der Brundtland-Kommission ist deswegen so bedeutend, weil hier erstmals ein *Leitbild für eine nachhaltige Entwicklung* formuliert wurde. Die Kommission versteht darunter eine Entwicklung, die den Bedürfnissen der heutigen Generation entspricht, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zu gefährden. (Brundtland Report, 1987; World Commission on Environment and Development, 2010). Vieles was im Brundtland-Bericht enthalten ist, hat bis heute Gültigkeit. Der Brundtland-Report war außerdem der auslösende Faktor für die Umweltkonferenz in Rio de Janeiro (1992) die als der Beginn der weltweiten Umsetzung des Konzepts der nachhaltigen Entwicklung gesehen werden kann.

Über 15.000 Delegierte aus 178 Staaten, 115 teilnehmende Staats- und Regierungschefs sowie Vertreterinnen und Vertreter von Nicht-Regierungsorganisationen, haben die Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung (UNCED) zur bislang größten internationalen Konferenz gemacht. Das Schlüsselwort war „Sustainable Development“, das mit „nachhaltige Entwicklung“, „zukunftsfähige“ oder „zukunftsbeständige Entwicklung“ übersetzt wird. Das zentrale Dokument dieser Konferenz war die sogenannte Agenda 21, ein Aktionsprogramm für das 21. Jahrhundert. In 40 Kapiteln werden die Wechselwirkungen zwischen Mensch, Umwelt und Entwicklung unter Einbeziehung ökologischer, sozialer und ökonomischer Aspekte beschrieben. Die Verbindung zwischen Ökonomie, Sozialem und der Ökologie ist der gesellschaftliche Meilenstein der Agenda 21, zu deren Umsetzung sich die unterzeichnenden Staaten in Rio verpflichtet haben (Lexikon der Nachhaltigkeit, 2012).

2002 fand in Johannesburg die Folgekonferenz des Weltgipfels von Rio statt. Der Slogan wandelte sich von „Agenda“ zur „Action“, also von der Tagesordnung zur Umsetzung. Die Diagnose von Rio de Janeiro über die existentielle Bedrohung durch eine Reihe globaler Entwicklungstrends wurde erneut bestätigt, vor allem internationale Gruppen von Expertinnen und Experten und Nicht-Regierungsorganisationen konstatierten eine im vergangenen Jahrzehnt nur unzureichend vollzogene Problemlösung (Cervinka & Schmuck, 2010).

Im Juni 2012 hat die dritte Nachfolgekonzferenz, nach 1997 in New York und 2002 in Johannesburg, wiederum in Rio de Janeiro stattgefunden. Es wurde erwartet, dass die dort anwesenden Staats- und Regierungschefs der nachhaltigen Entwicklung wieder neuen Schwung verleihen. Rio+20 sollte außerdem bilanzieren, wie weit die Agenda 21 in den vergangenen zwanzig Jahren in der Praxis umgesetzt wurde und was damit erreicht werden konnte. Übrig geblieben ist ein eher enttäuschendes Ergebnis.

Das Abschlussdokument „The future we want“ wurde bereits auf den Vorbereitungstreffen ausgehandelt und am Abend vor dem Gipfel vorgelegt. Sowohl die EU, als auch viele EU-Staaten kritisierten das Dokument. Streitpunkte waren vor allem die Erhebung des UN-Umweltprogramms UNEP zu einer vollwertigen UN-Agentur sowie der Plan zum Meeresschutz, wobei auf hoher See Schutzgebiete eingerichtet werden sollen. Vor allem die USA und Venezuela waren gegen solche Pläne, da vor allem die USA eine Einschränkung der Mobilität ihrer Kriegsflotte befürchtete (Lexikon der Nachhaltigkeit, 2012).

Der österreichische Umweltminister Nikolaus Berlakovich hat seine Teilnahme am UN-Umweltgipfel Rio+20 in Rio de Janeiro medienwirksam absagt. Er begründete seine Nichtteilnahme damit, dass kein abschließendes Dokument vorgelegt wurde und die Konferenz zu Ende sei, bevor sie noch begonnen habe (Die Presse, 2012).

Das Auseinanderklaffen zwischen der Dringlichkeit einer gesellschaftlichen Veränderung und politischer Interessenkonflikte die alles verlangsamen, um nicht zu sagen verhindern, ist nicht neu und betrifft nicht nur das Thema der Nachhaltigen Entwicklung. Die aktuelle Finanzkrise und die gegenwärtige Situation der Überschuldung vieler Staaten zeigen jedoch, dass nachhaltiges Wirtschaften weiterhin

ein Thema oder eine gesellschaftliche Herausforderung bleiben wird müssen, ebenso wie das Arbeiten an mehr sozialer Gerechtigkeit sowie der Umsetzung ökologischer Maßnahmen, um die negativen Auswirkungen des Klimawandels weltweit abzufedern.

3.3.3 Lokale Agenda 21 und Wien

In der *Lokalen Agenda 21* (dem 28. Kapitel der Agenda 21) wird den Städten und Gemeinden eine zentrale Aufgabe zur nachhaltigen gesellschaftlichen Veränderung zugeteilt. Im Originalwortlaut lautet dieses Kapitel „Local authorities initiatives in support of Agenda 21“ und besteht aus 7 Paragraphen, eingeteilt in „Basis for Action“ (Ausgangsbasis), „Objectives“ (Ziele) und „Activities“ (Aktivitäten). Abschließend werden die „Means of Implementation“ (Wege zur Umsetzung) skizziert (Vereinte Nationen, 1992). Die „Local Authorities“, damit sind vorwiegend politisch Verantwortliche und die Verwaltung gemeint, werden aufgefordert initiativ zu werden, indem sie die Agenda 21 unterstützen und ihren Beitrag zur Umsetzung leisten. Sie sollen unter Einbeziehung ihrer Bürgerinnen und Bürger Konzepte für eine nachhaltige Entwicklung erarbeiten. Das gesamte Kapitel 28 ist relativ kurz gehalten und lässt viel Interpretationsspielraum offen.

1994 fand in Aalborg (Dänemark) die erste Konferenz für nachhaltige Städte und Gemeinden statt. Es entstand ein weiteres zentrales Dokument, die „Charta von Aalborg“, die von Vertreterinnen und Vertretern von 80 Europäischen Städten und Gemeinden unterzeichnet wurde. Für Wien unterzeichnete Bürgermeister Dr. Michael Häupl, 1996 dieses Dokument. Damit hat sich die Stadt Wien freiwillig verpflichtet, einen Lokalen Agenda 21-Prozess in Wien einzuleiten.

1998 startete unter meiner Leitung das *Pilotprojekt zur Lokalen Agenda 21 in Wien-Alsergrund* im 9. Wiener Gemeindebezirk. Der gesamte Prozess basierte auf umwelt- und gemeindepsychologischen Konzepten mit dem Ziel, einen auf Zukunftsfähigkeit ausgerichteten Veränderungsprozess in Gang zu setzen, der von Politik, Verwaltung und Bevölkerung gemeinsam getragen war. Im Vordergrund standen von Beginn an konkrete Projekte und nicht abstrakte Konzepte, wobei der organisationsdiagnostische

Ansatz: Diagnose vor Intervention, bereits hier zum Tragen gekommen ist (Ehmayer, 2000d).

Das „Pilotprojekt der Lokalen Agenda 21 in Wien-Alsergrund“ war jenes Projekt, bei dem das gemeindepsychologische Verfahren „Community-Diagnosis / Profile-Analysis“ der italienischen Gemeindepsychologin Donata Francescato erstmals für einen Lokalen Agenda 21 Prozess angewendet wurde (Ehmayer, 2000d).

Eine systematische Weiterentwicklung der Methode, fand annähernd zeitgleich im wissenschaftlichen Projekt „Kulturlandschaftsforschung und Agenda 21“ statt (Ehmayer, 1999a, 1999c, 2000c).

Die Erfolge des Pilotprojektes führten zur Entwicklung eines gesamtstädtischen Organisationsmodells für eine wienweite Lokale Agenda 21. Dieses Modell wurde im Mai 2002 vom Wiener Gemeinderat beschlossen und der „Verein Lokale Agenda 21 in Wien zur Förderung von Bürgerbeteiligungsprozessen“ als zentrale Koordinationsstelle eingerichtet.

3.3.4 Resilienz

Resilienz (lat. resilire) bedeutet soviel wie zurückspringen oder abprallen und ist ein Begriff aus der Kybernetik. Gemeint ist die Toleranz eines Systems gegenüber Störungen, wodurch das betreffende System in der Lage ist, nach einer Störung wieder in den ursprünglichen Zustand „zurückzuspringen“. Die deutsche Übersetzung lautet oft „Krisenfestigkeit“, wobei die Autoren meinen, dass mit diesem Begriff nicht alle wesentlichen Aspekte erfasst werden. Sie schlagen vor, bei dem Wort „Resilienz“ zu bleiben (vgl. Lukesch et al., 2010, S.11f).

Interessant im Zusammenhang mit der Resilienz ist, dass sich mit ihr ein direkter Bezug zur Psychologie herstellen lässt. Die Resilienzforschung in der Psychologie beschäftigt sich vor allem mit der Frage, warum manche Kinder und Jugendliche in kritischen Lebensverhältnissen mehr Widerstandsfähigkeit oder Widerstandskraft entwickeln als andere. Nach Steinhausen (2006) wird mit dem Begriff der „Resilienz“ die personengebundene Protektivität bezeichnet, die sowohl als Immunschutz als auch als positives Selbstwertgefühl mit Pufferfunktion gegenüber der Entwicklung einer

depressiven Störung in einer Phase besonderer lebensgeschichtlicher Belastungen wirksam wird (vgl. S. 34). Resilienz kann sich u.a. als kognitive, emotionale oder handlungsorientierte Kompetenz manifestieren, was bedeutet, dass unterschiedliche Resilienzen in einem jeweils unterschiedlichem Profil vorliegen, sodass nicht eine mit allen Belastungen kompatible Pufferung erfolgt. Neben der Resilienz als psychologischem Schutzfaktor gibt es die Vulnerabilität als psychologischen Risikofaktor. Vulnerabilität und Resilienz sind jedoch nicht isoliert voneinander zu betrachten, wenngleich die Schutzfaktoren nicht als Gegenpol der Risikofaktoren verstanden werden sollten (vgl. S. 47f). Resilienz wird hier mit psychischer Widerstandsfähigkeit gleichgesetzt.

Neben der Psychologie ist das *Resilienzkonzept* vor allem in den Wissenschaftszweigen der Ökologie, der Sozialökologie und neuerdings auch in der Managementforschung rezipiert worden. Das Resilienzkonzept fokussiert stark auf die Frage, wie Systeme mit Störungen, Überraschungen, unerwarteten Entwicklungen und Unsicherheiten umgehen. Felgentreff, Kuhlicke & Westholt (2012) beschreiben vier verschiedene *Ausprägungen von Resilienz*:

- Die technische Resilienz wird als eine eher konservative Ausprägung des Resilienzkonzeptes gesehen. Gemeint ist die Fähigkeit eines Systems, externen Schocks und Einflüssen zu widerstehen und zu einem klar definierten Gleichgewichtszustand zurückzukehren.
- Die ökologische Resilienz ist deutlich dynamischer und geht von einem sich ständig ändernden Umfeld aus. Resilienz beschreibt hier ganz allgemein die Fähigkeit eines Systems, trotz dieser sich ständig ändernden Dynamiken zu bestehen und zu überleben.
- Die soziale Resilienz kann als genereller Umgang eines Systems mit Unsicherheiten gesehen werden. Dieser Ansatz geht davon aus, dass Unsicherheiten durch die Generierung neuen Wissens nicht reduzierbar sind.
- Die organisatorische Resilienz bezieht sich vor allem auf die Fähigkeit von Organisationen, in einem hochgradig dynamischen und riskanten Umfeld zu agieren, in dem schon kleinste Fehler und Unachtsamkeit katastrophale

Folgen haben können (z.B. Raumfahrt, Flugzeugträger, Feuerwehren). (S. 71f)

Lukesch et al.. (2008) führen Resilienz auf das Zusammenspiel von sieben besonderen Eigenschaften bzw. *Grundhaltungen* zurück: (1) Optimismus, (2) Akzeptanz, (3) Lösungsorientierung, (4) Verlassen der Opferrolle, (5) Verantwortung übernehmen, (6) Netzwerkorientierung und (7) Zukunftsplanung.

Eine *resilienzorientierte Strategie* versucht durch Vorbereitung auf unerwartete und unvorhergesehene Ereignisse die Fähigkeit eines Akteurs oder Systems zu steigern. Eine solche Strategie setzt vor allem auf ein hohes Maß an Flexibilität. Dieses ist notwendig, da der jeweilige Kontext als dynamisch verstanden wird. Es wird davon ausgegangen, dass sich in einer unsicheren Zukunft nicht alle projizierten und erwarteten Entwicklungen realisieren (Felgentreff et al., 2012).

3.3.5 Resilienz und Nachhaltige Entwicklung

In jüngerer Zeit wird das Wort Resilienz vermehrt im Bereich der nachhaltigen Entwicklung eingesetzt (Held & Kümmerer, 2004; Kruse, 2009; Müller, 2011). Müller (2011) sieht Resilienz als das neue Schlagwort in der Diskussion zu Naturrisiken und Sozialkatastrophen schlechthin und meint weiters, dass das Wort Nachhaltigkeit durch das der Resilienz ersetzt werden könnte. Resilienz ist seiner Meinung nach auf internationaler Ebene besonders im Zusammenhang mit der Klimaveränderung ein prominentes Thema geworden. So stand der erste Weltkongress zur Anpassung von Städten an den Klimawandel in Bonn 2010, unter dem Motto „Resilient Cities“. Er wurde 2010 in Bonn abgehalten und von ICLEI, der weltweit größten Organisation in der sich Städte und Gemeinden für eine nachhaltige Entwicklung zusammengeschlossen haben, organisiert. Müller meint weiters, dass die Anfälligkeit für Krisen (Vulnerability) und Fähigkeit sich von Krisen oder Störungen zu erholen (Resilience) nicht nur Naturkatastrophen und den Klimawandel, sondern ganz besonders auch soziale Fragen betrifft. Er plädiert dafür, den Resilienzbegriff mehrdimensionaler und umfassender anzulegen und legt nahe, ihn in den Kontext der Nachhaltigkeit zu stellen. Unterstützt

wird diese Sichtweise durch das Cambridge Journal of Regions, Economy and Society, das 2010 unter dem Titel „die Resiliente Region“, auf eine breitere Perspektive dieses Zugangs hinweist. Es wird in diesem Zusammenhang vorgeschlagen, Resilienz als den zentralen Schlüssel zu einer nachhaltigen Entwicklung zu sehen.

Deppisch und Schaerffer (2010) übertragen das Konzept der Resilienz auf die Stadtentwicklung und sehen es als eine Form des Krisenmanagements, insbesondere für große Städte an: „Großstädte zeigen eine außergewöhnliche Zahl von Komplexität in einem Netzwerk von ökologischen, sozialen, ökonomischen, kulturellen und politischen wechselseitigen Beziehungen“ (S. 25). Eine Folge davon ist, dass ihr Wachstum oder ihre Veränderungsprozesse eher auf chaostheoretischen Grundsätzen beruhen und damit immer weniger vorhersehbar werden. So lautet der Vorschlag der Autorinnen, eine nachhaltige Stadtentwicklung auf Basis eines Krisenmanagements anzugehen, d.h. Krisenpunkte ausfindig zu machen, daraus zu lernen und eine Strategie für das weitere Vorgehen zu entwerfen (vgl. S. 26).

Lukesch et al. (2010) haben ein Modell zur Steuerung von regionaler Resilienz entworfen und dazu Bewertungskriterien entwickelt. Dieses Modell besteht aus vier Komponenten und den ihnen zugeteilten Einflussfaktoren (S. 39 ff). Allen Einflussfaktoren werden „begünstigende Faktoren für regionale Resilienz“ zugeordnet.

Die vier Komponenten inklusive Einflussfaktoren sind:

- (1) Die Nachhaltigkeitsdimensionen (Umwelt, Gesellschaft, Wirtschaft),
- (2) die Steuerungsperspektiven (Strategie, Kooperation, Steuerungsstrukturen, Steuerungsprozesse, Lernen), (3) die Gestaltungsprinzipien (Diversität, Redundanz, Modularität, Feedback, Effizienz) und
- (4) die Ausgleichsprinzipien (Soziale Kohäsion, Territoriale Kohäsion, Zukunftsfähigkeit).

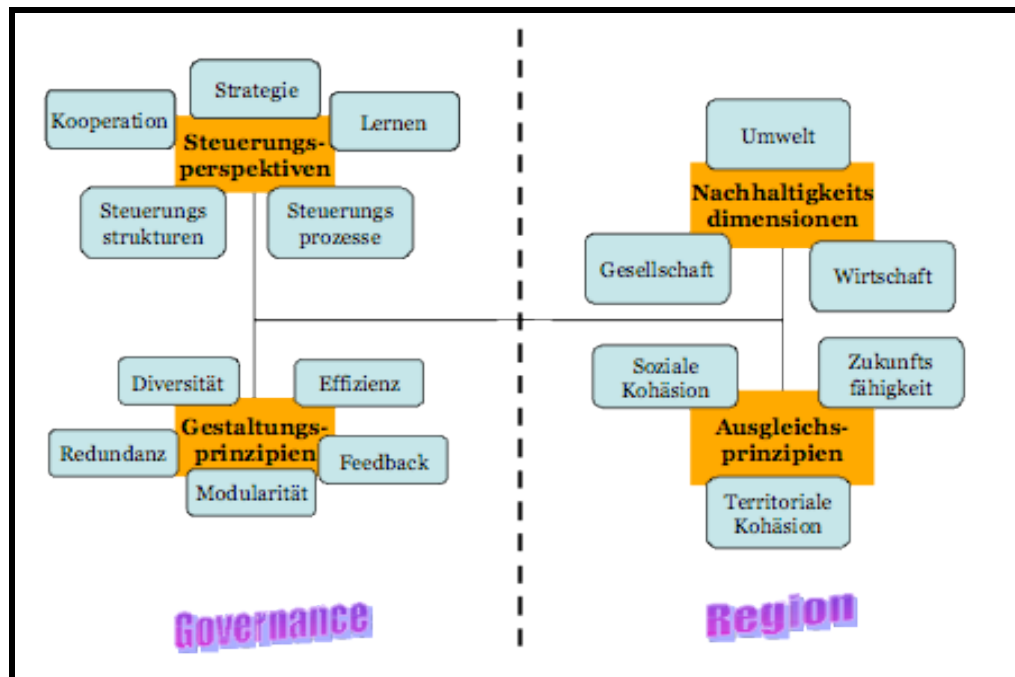


Abbildung 4: Steuerungsmodell für regionale Resilienz nach Lukesch et al., 2010, S 42

Die Beschreibung der begünstigenden Faktoren für regionale Resilienz könnte in weiterer Folge auch als Bewertungsrahmen für Gemeindediagnosen, d.h. für Städte und Gemeinden herangezogen werden. Vermutlich wird sich nicht alles davon übertragen lassen, aber als Modell ist es sehr überzeugend.

Weiters wird in dieser Arbeit ausführlich und nachvollziehbar dargelegt, wie sich der Resilienzbegriff mit dem Konzept der Nachhaltigkeit verbinden lässt.

3.4 Nachhaltige Verhaltensänderung

Ausgehend vom psychologischen Verständnis, dass eine Gesellschaft nur dann ihr Verhalten ändern kann, wenn jede einzelne Person ihr Verhalten ändert, werden in diesem Kapitel jene, vorwiegend umweltpsychologischen Theorien und Konzepte vorgestellt, die sich seit vielen Jahren mit dem Zusammenhang zwischen Einstellung und Verhaltensänderung beschäftigen.

Ein gesellschaftlicher Veränderungsprozess impliziert letztlich eine Verhaltensänderung jedes einzelnen Menschen, egal in welcher Position oder Lebenssituation. Bezug nehmend auf die Agenda 21 – der Deklaration von Rio (1992) – soll eine Verhaltensänderung von einer „nicht nachhaltigen“ zu einer „nachhaltigen“ gesellschaftlichen Lebensweise erreicht werden.

Die Umweltpsychologie als Teildisziplin der wissenschaftlichen Psychologie beschäftigt sich seit vielen Jahren mit dieser Thematik. Im Laufe der 1980er und frühen 1990er Jahre sind viele wertvolle Theorien und Konzepte zu umweltbewusstem oder nachhaltigem Handeln entstanden, welche bis zum heutigen Tag ihre Gültigkeit besitzen (Fishbein & Ajzen, 1975; Kaminski, 1976; Fietkau & Kessel, 1981; Schahn & Giesinger, 1993; Kruse, Graumann & Lantermann, 1996). Intention war, den Zusammenhang zwischen umweltbewussten Einstellungen und umweltverträglichem Verhalten zu erklären. Darüber hinaus wollten Umweltpsychologinnen und Umweltpsychologen beantworten, wie und mit welchen Methoden die Kluft zwischen Umweltbewusstsein und Umwelthandeln überwunden werden kann, so dass es zu einer dauerhaften Verhaltensänderung kommt.

Nach vielen Jahren der Forschung konnte nachgewiesen werden, dass sich umweltbezogenes Wissen und umweltbewusste Einstellungen nicht unmittelbar auf umweltrelevantes Verhalten auswirken. Fietkau und Kessel (1981) entwickelten dazu ein komplexes Modell, das von Joachim Schahn (1993) noch weiter spezifiziert wurde.

Es ist ein, dem Fishbein & Ajzen-Modell nahestehendes, spezifisch auf umweltbewusstes Verhalten bezogenes Modell.

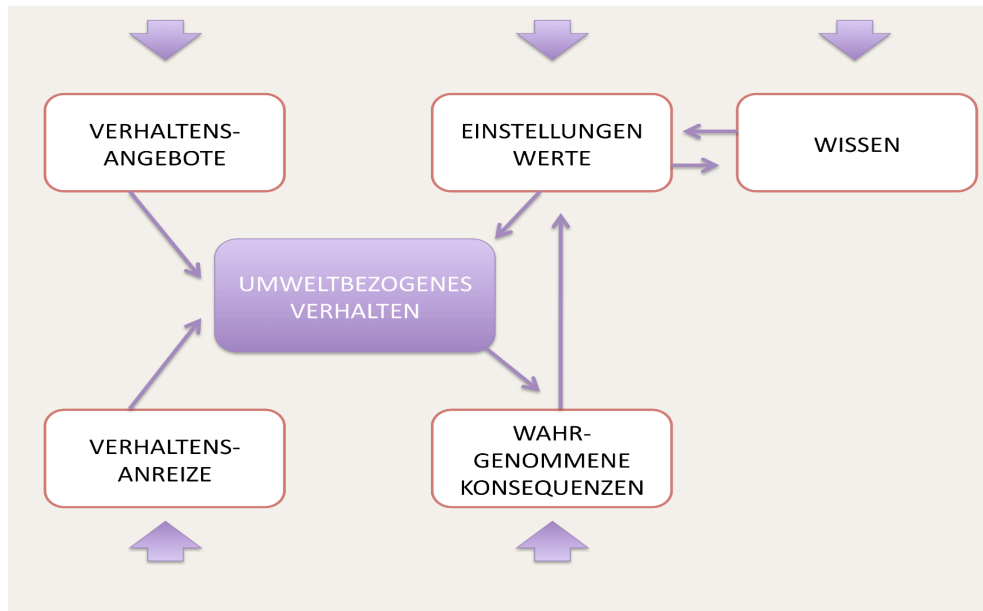


Abbildung 5: Vereinfachte Darstellung des Einfluss-Schemas für umweltrelevantes Verhalten nach Fietkau & Kessel, 1981

Nach diesem Modell ist umweltrelevantes Wissen eine notwendige Bedingung für umweltbezogenes Verhalten. Es reicht aber nicht aus, wenn nicht umweltbezogene Einstellungen und Wertvorstellungen hinzukommen. Sie ergeben sich aus dem Wissen, beeinflussen jedoch wiederum die Suche nach Information und Wissenserwerb. Umweltrelevantes Verhalten ist aber nur dann möglich, wenn entsprechende Rahmenbedingungen, also Möglichkeiten zu entsprechendem Verhalten, gegeben sind (vgl. Hellbrück & Fischer, 1999, S. 559).

Die Kernaussage ist, dass der Zusammenhang zwischen Wissensvermittlung und Einstellungsänderung nur sehr bedingt wirksam ist und oftmals überschätzt wird. Vor allem dann, wenn es um das Erlernen von neuen Verhaltensweisen geht. Wird diese Erkenntnis auf das Konzept der Nachhaltigkeit übertragen lässt sich formulieren: Das Wissen um den bedrohlichen Zustand der Erde führt nicht unmittelbar dazu, dass Menschen nachhaltiger handeln.

Damit jeder einzelne Mensch *nachhaltig Handeln* und damit einen Beitrag zu einer nachhaltigen Gesellschaft leisten kann, *ist ein komplexes Zusammenspiel von Wissen, einer entsprechende Einstellung und damit verbundenen Werten, Verhaltensanreizen entsprechenden Verhaltensangeboten und wahrgenommenen Konsequenzen* notwendig. Die dazugehörige These könnten lauten: Wenn eine nachhaltige Verhaltensänderung bei vielen Menschen erreicht wird, kann sie als kollektiv-nachhaltige Lebensweise zum Tragen kommen. Bezug nehmend auf den Brundtland-Report kann unter einer kollektiv-nachhaltigen Lebensweise verstanden werden, dass Menschen bewusst so handeln, damit sie den zukünftigen Generationen weiterhin lebenswerte Bedingungen auf unserem Planeten hinterlassen.

3.4.1 Handlungsanreize

Das Einfluss-Schema für umweltrelevantes Verhalten zeigt, dass es für den Umstieg von einer nicht-nachhaltigen zu einer nachhaltigen Lebensweise entsprechende Handlungsanreize braucht. Anreize sind Signale, die auf Ziele oder Bedingungen hinweisen. Wie sehr ein Anreiz motiviert und sich im Verhalten niederschlägt hängt davon ab, welche Bedeutung dem angestrebten Zielzustand zugeschrieben und für wie wahrscheinlich er eingeschätzt wird. Die so genannten *Erwartung-Wert-Theorien* postulieren, dass die Motivation aus dem Produkt Erwartung x Wert geschätzt werden kann (vgl. Maderthaner, 2008, S. 314 f).

Inwieweit es gelingt neue, nachhaltige Verhaltensweisen auszulösen, ist jedoch nicht nur vom Anreiz selbst abhängig sondern ebenso von situativen und sozialen Faktoren. Neuere Untersuchungsergebnisse, vor allem in der Sozialpsychologie, weisen nach, dass menschliches Verhalten mehr von situativen und sozialen Bedingungen abhängig ist, als von Einstellungen, Willensakten und Werthaltungen (vgl. dazu Maderthaner, 2008, S. 331 ff).

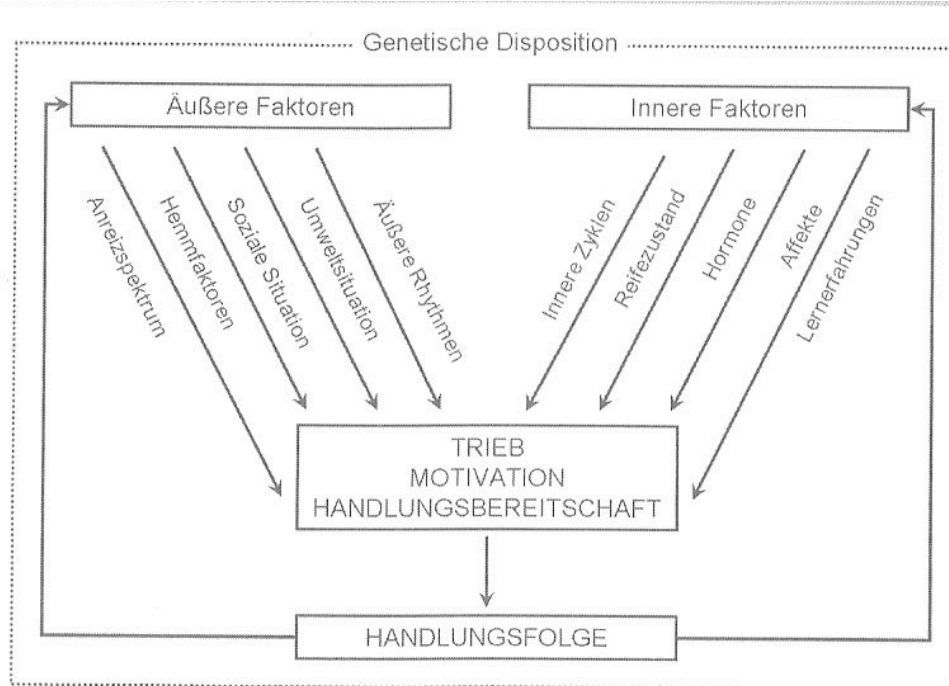


Abbildung 6: Grafik „Antrieb zu Handlungen“ (Maderthaner, 2008, S. 214)

Die Grafik zeigt, dass der Antrieb zu bestimmten Handlungen von einer Vielzahl von inneren und äußeren Faktoren abhängt, die in bestimmten Gehirnzentren integrativ verarbeitet werden. Ziel der Handlungen ist, sich in der jeweiligen Situation adäquat zu verhalten.

3.4.2 Intrinsische Motivation

Intrinsische Motivation ist ein Modell der Motivationspsychologie, welches zur Erklärung umweltbewussten Verhaltens immer wieder herangezogen wird. Erst wenn ein bestimmtes Verhalten aus eigener Überzeugung durchgeführt wird, kann es als dauerhaft angesehen werden. Menschen, die ihrer eigenen inneren Überzeugung nach Handeln, sind intrinsisch motiviert, d.h. der Anreiz für ein bestimmtes Verhalten liegt in der Person selbst. Verhalten wird demnach auch dann initiiert und aufrechterhalten, wenn mit ihm keine externe Belohnung einhergeht. Die Belohnung erfolgt vielmehr durch körperinterne kognitive und affektive Prozesse. Im Gegensatz dazu wird ein extrinsisch motiviertes Verhalten durch äußere Anreize (Belohnungen oder Strafandrohungen) angeregt und aufrecht erhalten. Fallen diese äußeren Anreize weg,

würde das Verhalten aufgeben (Herkner, 1983; Zimbardo, 1995; Hellbrück & Fischer, 1999, Cameron et al., 2001, Vollmeyer & Brunstein, 2005; Rudolph, 2007; Maderthaner, 2008).

Eine Gesellschaft, die mehrheitlich nicht nachhaltig organisiert ist, wird es jeder einzelnen Person erschweren, nachhaltig zu handeln. Deshalb braucht es intrinsisch motivierte Personen mit nachhaltigen Wertvorstellungen, die bereit sind vorzuzeigen, wie ein nachhaltiger Lebensstil aussehen kann. Ihnen kommt eine Vorbildfunktion zu. Wenn diese Personen sehr sympathisch sind oder als Autoritäten wahrgenommen werden, dann liegt ihnen eine große Überzeugungskraft zugrunde (Maderthaner, 2008). Diese Personen gilt es ausfindig zu machen, wenn beispielsweise ein nachhaltiger Veränderungsprozess in einer Stadt eingeleitet werden soll.

Eine umfassende Verhaltensänderung bedient sich beider Komponenten, sowohl intrinsischer Motivation als auch extrinsischer Komponenten wie Belohnung oder positive Rückmeldung. Negative Verstärker oder aber auch die negativste Form der negativen Verstärkung, die Bestrafung, können bedauerlicherweise nicht ganz aufgegeben werden. Die Psychologie empfiehlt in diesem Zusammenhang jedenfalls darauf zu achten, dass auf Bestrafungen positive Verstärker folgen. Andernfalls kann es zu keiner dauerhaften Verhaltensänderung kommen (vgl. Hellbrück und Fischer, 1999, S. 563).

3.4.3 Handeln als Ausgangspunkt für Verhaltensänderung

Die *Selbstwahrnehmungstheorie nach Bem* (1967) ist eine psychologische Theorie, die als eine Strategie zur Selbsterkenntnis verstanden werden kann. Eigene Gefühle und Einstellungen können demnach durch Analyse des vergangenen eigenen Verhaltens erschlossen werden, sofern das Verhalten freiwillig gewählt wurde, also intrinsisch motiviert war. Mit der Selbstwahrnehmungstheorie konnte Bem (1967) einen bis dato vorherrschenden Irrtum aufklären und zeigen, dass nicht nur veränderte Einstellungen

zu einem veränderten Verhalten führen, sondern auch eine Verhaltensänderung zu neuen Einstellungen“ (Schahn, 1993, S. 36).

In ihrer Dissertation konnte Fleischmann die Selbstwahrnehmungstheorie von Bem bestätigen (vgl. Fleischmann, 1997; Ehmayr & Fleischmann, 1997). Mittels einer qualitativ gewählten Herangehensweise zeigte Fleischmann (1997) die Bedeutung des Handelns als Ausgangspunkt für eine umweltgerechte Verhaltensänderung bei Selbsternterinnen und Selbsterntern.

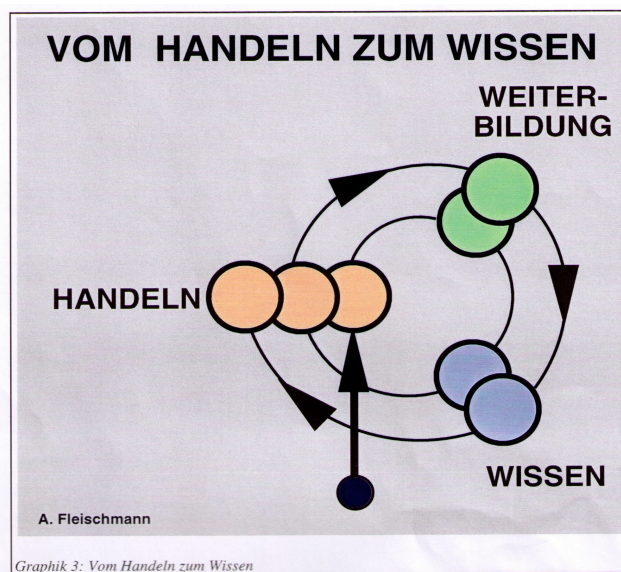


Abbildung 7: Vom Handeln zum Wissen – Handeln als Ausgangspunkt für eine umweltgerechte Verhaltensänderung (Ehmayr & Fleischmann, 1997, S. 76).

In der Grafik „Vom Handeln zum Wissen“ wird gezeigt wie mittels umweltbewussten Handeln – in diesem Fall dem selber Ernten von biologischem Gemüse über einen längeren Zeitraum hinweg – ein Kreislaufprozess in Gang gesetzt wird. So gelangt man über eigene Erfahrungen und Weiterbildung zu mehr Wissen. Die „Erfahrungs-Wissens-Spirale“ beginnt sich zu drehen und die Tätigkeit des „Selber Erntens“ wurde mit Wissen aus den Bereichen Einkauf, Ernährung und Gesundheit bereichert. Dies lässt die Aussage zu, dass Menschen, die aus eigenem inneren Antrieb über längere Zeit nachhaltig handeln, dieses Verhalten nicht nur beibehalten, sondern es, unter Inanspruchnahme von Weiterbildung, auch auf andere Aspekte ihres Lebens ausdehnen.

3.4.4 Motive und Lebensstile

1996 brachten der deutsche Umweltpädagoge Gerhard de Haan und seiner Berliner Kollege, der Soziologe Udo Kuckartz eine neue, weiterentwickelte Perspektive in die Debatte über das Umweltbewusstsein ein. Mit dem Ansatz der *Betrachtung eines Verhaltens in Zusammenhang mit Motiven und Lebensstilen* wiesen sie überzeugend nach, dass es d e n ökologischen Lebensstil etwa in Form einheitlicher Wert- und Konsumorientierungen gar nicht geben kann. Menschen entscheiden und wägen je nach Lebensstil, Kosten/Nutzen-Abwägung und Wohlbefinden ab, welche umweltbewusste Handlung sie setzen.

De Haan & Kuckartz (1996) fanden im Rahmen eines ihrer Forschungsprojekte heraus, dass im Bereich des Verkehrsverhaltens ausschließlich finanzielle Gründe und Lebensstilmotive darüber entscheiden, ob man sich beispielsweise mit dem Flugzeug auf Urlaubsreise begibt, einen Ausflug mit öffentlichen Verkehrsmitteln unternimmt oder mit dem Fahrrad fährt. Dieselben Gründe (Finanzen, Lebensstil) sind auch für umweltgerechtes Verhalten ausschlaggebend. Während also das Motiv, die Umwelt zu schützen beim Verkehrsverhalten keine große Rolle spielt, verhält es sich beim Einkaufsverhalten genau umgekehrt: „Wer Recycling-Papier kauft oder Mehrkomponenten-Waschmittel benutzt, tut dies hauptsächlich, weil er bzw. sie umweltbewusst ist. Beim umweltgerechten Energie-Verhalten, also dem Energiesparen, zeigt sich, dass finanzielle Motive eine starke Bedeutung haben“ (De Haan & Kuckartz, 1996, S. 263).

Die Erkenntnisse von De Hann & Kuckartz auf das Konzept der Nachhaltigkeit übertragen, lassen sich dahingehend interpretieren, dass es weder den nachhaltigen Menschen, noch den nachhaltigen Lebensstil geben kann. Wird diese These weitergedacht stellt sich die Frage, ob eine nachhaltige Gesellschaft überhaupt möglich ist. In diesem Fall lohnt es sich zumindest davon auszugehen, dass eine potenziell nachhaltigere Gesellschaft als die derzeit bestehende möglich ist.

Abschließend seien noch die zentralen umweltpsychologischen *Ansatzpunkte für eine dauerhafte Verhaltensänderung* nach Schahn und Giesinger (1993) angeführt:

- Die Möglichkeit sich umweltbewusst zu Verhalten oder nachhaltig zu Handeln muss gegeben sein (z.B. ein gut funktionierender öffentlicher Nahverkehr).
- Entsprechende Handlungsanreize, die zu umweltbewusstem Verhalten motivieren (z.B. günstige Fahrscheine), sind zu setzen, d.h. umweltbewusstes Verhalten muss auch persönliche Vorteile bringen.
- Es braucht Rückmeldung über die Auswirkungen von umweltbewusstem Verhalten. Den wahrgenommenen Verhaltenskonsequenzen kommt eine große Bedeutung bei der Aufrechterhaltung (Stabilisierung) von umweltgerechtem Verhalten zu. Wenn sich Menschen Mühe (mit Umweltschutz) geben, haben sie das Bedürfnis zu erfahren, dass die getätigten Anstrengungen auch einen Effekt gehabt haben. (S. 33ff)

4 Kurt Lewin als zentrale Figur zwischen Umweltpsychologie, Organisationsentwicklung und Aktionsforschung

In diesem Kapitel wird ein historischer Bezug zu psychologischen Theorien und Konzepten hergestellt. Vorgestellt werden Konzepte und Methoden der Völkerpsychologie, der Gestaltpsychologie, der Ökopsychologie, der Umweltpsychologie, der Architekturpsychologie und der Stadtpsychologie. Im Mittelpunkt stehen Theorien, Konzepte und Methoden des interdisziplinär arbeitenden Theoretikers, Forschers und Praktikers Kurt Lewin (1890–1947), der zugleich Schnittstelle und Impulsgeber für viele psychologische Richtungen, Theorien und Methoden war.

4.1.1 Die Wechselwirkung zwischen Psychologie und Umwelt vor Lewin

1879 gilt als das Entstehungsjahr der wissenschaftlichen Psychologie. Der Mediziner Wilhelm Wundt (1832–1920) gründete in Leipzig das erste psychologische Labor und erzeugte damit viel Aufmerksamkeit in Europa. Er begann das individuelle Erleben und Verhalten mittels experimenteller Methoden zu erforschen. Die sogenannte Laborpsychologie nahm hier ihren Anfang. Wundt selbst nannte diesen Teil seiner Arbeit, der stark naturwissenschaftlich ausgerichtet war, die physiologische Psychologie. Als Gegenstück dazu konzipierte er die Völkerpsychologie. In der *Völkerpsychologie* stellte er den Bezug zum Raum her, indem er soziale und kulturell bedingte Verhaltens-Phänomene außerhalb des Labors systematisch beobachtete. Die Umwelt des Menschen war damit zu einem Forschungsgebiet der Psychologie geworden, ohne als solches explizit benannt zu werden. Diese Leistung kam seinem Schüler Willy Hellpach zu (Lück, 2009; Hellbrück & Fischer 1999; Asanger & Weninger, 1999; Lück & Miller, 1993).

Der Mediziner und Wundt-Schüler Willy Hellpach (1877–1955), war einer der ersten Wissenschaftler in Deutschland, der sich in Studien über die Einflüsse der Großstadt auf die Psyche des Menschen widmete. Er machte Eindrücke und Einflüsse, welche Wetter und Klima, Boden und Landschaft auf die Menschenseele haben, erstmals zum Forschungsgegenstand (Hellbrück & Fischer, 1999). Hellpach unterscheidet in die natürliche Umwelt (Luft, Licht, Klima), die soziale Umwelt (soziales Zusammenleben, Bevölkerungsdichte) und die kulturelle Umwelt (kulturelle Normen und Regeln, gebaute Umwelt). Hellpach sah in der Wechselwirkung zwischen Psyche und Umwelt den zentralen Untersuchungsgegenstand der Psychologie. Im Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden (1924) wählte er als Titel seines Beitrags, der die Klärung ökologischer Fragestellungen zum Inhalt hatte, die Formulierung „Psychologie der Umwelt“. Seitdem gilt er im deutschen Sprachraum als der als Begründer der Umweltpsychologie (Lück, 2009; Lück & Miller, 1993). Mit seiner Studie über die Großstadt, könnte er auch als Vorläufer der Stadtpsychologie bezeichnet werden.

Zur Zeit Wundts lehrte der Philosoph und Theologe Franz Clemens Brentano (1838–1917) Philosophie in Würzburg und Wien. Rückblickend gesehen muss er ein hervorragender Lehrer gewesen sein, denn aus seinen Schülern (u.a. Husserl, Ehrenfels, Freud) wurden berühmte Philosophen und Psychologen, Gründer neuer Schulen und Denkrichtungen, und sie haben allesamt zur Entwicklung der Psychologie und der Erkenntnistheorie beigetragen. Besonders sein Einfluss auf die Entstehung der *Gestaltpsychologie* sei an dieser Stelle hervorgehoben. Brentanos Schüler Carl Stumpf war später Lehrer von Kurt Lewin und inspirierte die Berliner Schule für Gestaltpsychologie (Wertheimer, Koffka, Köhler) maßgeblich. Ein anderer Schüler Brentanos, Christian von Ehrenfels, führte den Gestalt-Begriff in die wissenschaftliche Psychologie ein. Mit seiner 1890 veröffentlichten Arbeit „Über Gestaltqualitäten“ wurde er zum Vordenker der Gestaltpsychologie (Lück, 2009).

Der Beginn der *Gestaltpsychologie* wird mit 1912 angesehen, zurückgehend auf Wertheimers experimentelle Studien über das Sehen von Bewegung (Selhofer, 1989). Der Raum als Außenwelt wird in der Gestaltpsychologie über die subjektive,

ganzheitliche Wahrnehmung erschlossen. Mit der Leistung des Wahrnehmungssystems können Menschen Dinge ganzheitlich erkennen. Die Gestaltpsychologie nennt dies die „Tendenz zur guten Gestalt“. Ohne diese Tendenz würden Gegenstände, beispielsweise ein Tisch, nicht als solche wahrgenommen werden. Zusätzlich gibt es noch eine „Dingkonstanz“, auch „Prägnanztendenz“ genannt, die uns erlaubt, den besagten Tisch auch unter veränderten Wahrnehmungsbedingungen wie etwa Dunkelheit oder in einer veränderten Umgebung, als denselben erkennen können (Walter 1985, 1994, 1996). Wesentlich ist, dass die Wahrnehmung der äußeren Welt nicht nur von physischen Bedingungen abhängt, sondern auch von internen Ordnungsprozessen begleitet wird. Die Umwelt wird damit zu einer subjektbezogenen Umwelt. Koffka bezeichnete die subjektbezogene Umweltwelt „Verhaltensumwelt“, weil diese von Individuum wahrgenommene Umwelt auch sein Verhalten prägt. Die „geografische Umwelt“ ist die mit der Verhaltensumwelt korrespondierende Außenwelt. (vgl. Hellbrück und Fischer, 1999, S. 77).

Erkenntnistheoretisch entspricht die Gestaltpsychologie dem *Kritischen Realismus*, der besagt, dass die gesamte vorgefundene Welt – einschließlich der als objektiv erscheinenden Gegenstände und Personen – zur erlebten (phänomenalen) Wirklichkeit gehört, die von der erlebnisjenseitigen (transphänomenalen) Wirklichkeit streng zu unterscheiden ist. Die ethische Weltanschauung der Gestaltpsychologie gründet auf dem Begriff der „schöpferischen Freiheit“ nach Metzger (1962). Unter schöpferischer Freiheit versteht die Gestaltpsychologie nicht die willkürliche Entscheidungsfreiheit, dies oder etwas beliebig anderes zu tun, sondern die Bereitschaft, ohne inneren oder äußeren Zwang das zu tun, was zu tun ist (vgl. Tholey, 1999, S. 253).

4.1.2 Kurt Lewin's ganzheitliche Betrachtung menschlichen Verhaltens

Kurt Lewin (1890–1947) war sowohl interdisziplinär arbeitender und denkender Theoretiker als auch Forscher und Praktiker. Nicht umsonst wird ihm, allerdings fälschlicherweise, die Urheberschaft für den Satz „Es gibt nichts, was so praktisch wäre wie eine gute Theorie“ (Lück, 1996, S. 58) zugeschrieben. Kurt Lewin war ein außergewöhnlich produktiver und engagierter Psychologe. Möglicherweise steht dies

auch im Zusammenhang mit seinem persönlichen Schicksal: der gewaltsame Tod seiner Mutter im Konzentrationslager Sobibor war für ihn besonders erschütternd. Er hatte zuvor vergeblich versucht, sie zur Emigration zu bewegen. Ihr tragischer Tod hat es ihm zu einem persönlichen Anliegen gemacht, Gruppenprozesse zu untersuchen, um soziale Probleme künftig besser verstehen und im besten Fall lösen zu können. Er selbst leugnete seine jüdische Identität nie und überlegte nach Palästina auszuwandern, um dort die Schwierigkeiten der Integration zu beforschen (Heuer, 2009; Marrow, 2002).

Lewin beeinflusste verschiedenste Richtungen und Strömungen der Psychologie maßgeblich, sowohl auf theoretischer als auch auf methodischer Ebene. Neben der Feldtheorie entwickelte er die, in der Kritik zur experimentellen Sozialpsychologie stehende Aktionsforschung. Er war prägend für die Gruppendynamik und etablierte 1945 am MIT (Massachusetts Institute of Technology) das erste Institut für Gruppendynamik. Er gründete auch verschiedene Gruppen, um einen intensiven und interdisziplinären wissenschaftlichen Diskurs zu pflegen. An dieser Stelle sei jene topologische Gruppe erwähnt, die sich zwischen 1933 bis 1965 regelmäßig zu einem wissenschaftlichen Austausch getroffen hat. Diese Gruppe war ein lockerer Zusammenschluss meist junger Wissenschaftler und mitentscheidend für die Verbreitung seiner Theorien und Gedanken. Zur gehörten u.a. Fritz Heider, Kurt Koffka, Erik Erikson, sein ehemaliger Schüler Roger Barker und Edward C. Tolman an. Über seinen Schüler Roger Barker hat Lewin wichtige Impulse zur Ökologischen Psychologie gegeben, und Edward C. Tolman inspirierte er zum Konzept der kognitiven Karte, das über die Geographie Eingang in die Stadtplanung gefunden hat (Lück & Miller, 1993; Lück, 1996; Lück & Miller, 1993; Marrow, 2002).

Die Umwelt als Lebensraum brachte Lewin über die *Feldtheorie* in die Psychologie ein. Lewin selbst verknüpfte seine Feldtheorie vor allem mit der Topologie, einem bestimmten Zweig der Mathematik, der sich der Raumdarstellung widmet. Die Grundannahme der Feldtheorie – auch universelle Verhaltensgleichung genannt – ist die Formel „ $V = f(P, U)$ “ welche besagt, dass das Verhalten (V) eine Funktion der Person (P) und ihrer Umwelt (U) ist. Da der Lebensraum Umwelt und Person umfasst, ist nach Lewin das Verhalten eine Funktion des Lebensraums, d.h. „ $V = f(Lr)$ “. Dargestellt wird

der Lebensraum vorzugsweise als ovale, begrenzte Fläche – der mathematischen Jordankurve (Marrow, 2002).

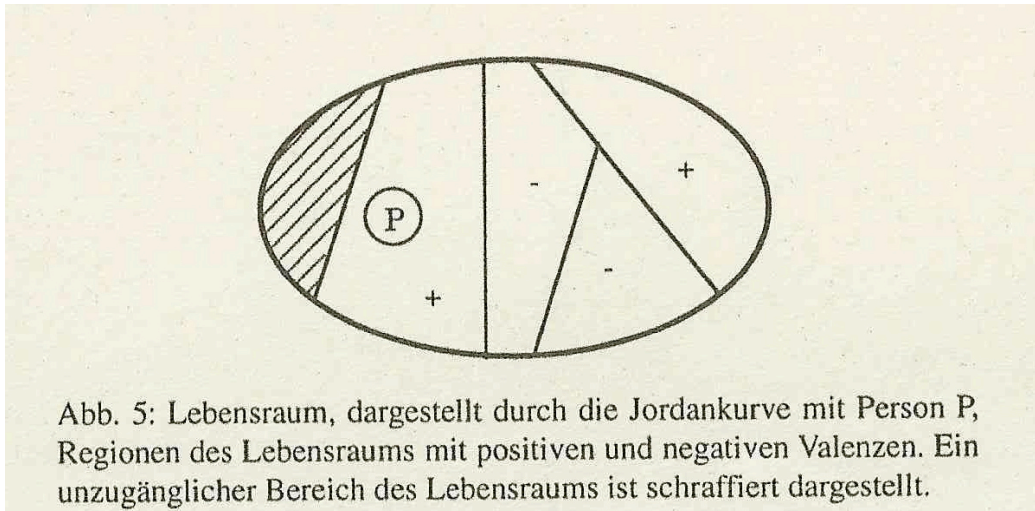


Abbildung 8: Die Umwelt als Lebensraum von Lewin (Lück, 1996, S. 52)

Mit „Lebensraum“ meint Lewin, die vom Menschen wahrgenommene Umwelt. „Der Lebensraum enthält die Selbstwahrnehmung der Person (P) sowie die gesamte phänomenale Welt, wie sie dieser aktuell zu Bewusstsein kommt“ (Bischof, 2009, S. 261). Die „Valenz“ ist für Lewin die entscheidende Determinante der psychologischen Kraft (Motivation), die eine Person in den Zielbereich zieht oder drängt. Lewin hat dies in mathematischen Gleichungen ausgedrückt, die letztlich zu den Erwartungs-Wert-Theorien geführt haben, die heute noch die Motivationsforschung leiten (Dörner, 1996; Heckhausen, 2010). Lewin hat nachdrücklich gezeigt, wie abhängig das jeweilige Verhalten eines Menschen vom gesamten Feld – also der Summe aller gegebenen Einflüsse – ist. Bischof (2009) kritisiert diese Formel allerdings als trivial und unpräzise und seiner Meinung nach als Wissenschaftlichkeit vortäuschend. Was die Formel jedenfalls zeigt, ist Lewins ganzheitliche Betrachtung des Verhaltens und die zentrale Rolle, die er dem Subjekt dabei zukommen lässt.

Neben seiner theoretischen Arbeit zeichnet sich Lewins Forschungspraxis dadurch aus, dass er „müheles zwischen theoretischen Fragestellungen, Laborexperimenten, Alltagsbeobachtungen und angewandt-psychologischen Untersuchungen wechselt“ (Lück, 1996, S. 56). Sein qualitatives Forschungsverständnis in Bezug auf den Raum

zeigt sich in seiner Arbeit über die Feldtheorie des Lernens. Er stellt sechs grundsätzliche Charakteristika der Feldtheorie dar, wobei die Analyse der Gesamtsituation einen qualitativen Zugang zeigt und auch mit der von ihm entwickelten Aktionsforschung kompatibel ist. Er hält es für vorteilhafter mit einer Charakterisierung der Gesamtsituation zu beginnen, und erst nach und nach soll eine eingehendere Analyse der Situation erfolgen. (Graumann, 1982; Lewin 1942; Lück, 2009)

„Action Research“ ist nennt sich jener Ansatz von Lewin, der ein abwechselndes Vorgehen von Forschung und Intervention im Feld vorsieht. Erstmals verwendet er den Begriff in einem Artikel mit dem Titel „Action Research and Minority Problems“ (1946), wo er die zyklische Vorgehensweise als sich wiederholende Spirale von drei Schritten – Planung, soziale Intervention und Reflexion – beschreibt. Der Action-Research-Ansatz beeinflusste sowohl gruppendynamische Verfahren als auch Methoden der Organisationsentwicklung. Insbesondere die Laboratoriumsmethode und die Datenerhebungs- und Rückkopplungsmethode (Survey-Feedback-Methode) wurden von Kurt Lewin am Institute for Social Research an der Universität von Michigan angeregt (Rosenstiel, Molt & Rüttinger, 2005).

Festzuhalten ist, dass all seinen Aktivitäten der Anspruch zugrunde liegt, soziale Forschung zu betreiben und damit zur Lösung von sozialen Problemen beizutragen.

4.1.3 Von Lewin über Barker zur Umweltpsychologie

Die Umweltpsychologie beschäftigt sich damit, wie sich die Umwelt auf menschliches Verhalten auswirkt und wie Umgebungen gestaltet werden können, um beabsichtigte Effekte auf Erleben und Verhalten auszulösen. Als einen relevanten Gegenstandsbereich der Umweltpsychologie nennen Hellbrück und Fischer (1999, S. 31f) die Mensch-Raum-Beziehungen. Hier geht es um die Gestaltung von Räumen und den Einfluss von städtebaulichen Bedingungen auf das Wohlbefinden und das Verhalten der Menschen. Weitere Bereiche sind der Einfluss der physisch-materiellen Welt auf Erleben und Verhalten und die Beschäftigung mit Umweltrisiken und der persönliche Umgang damit.

Wie bereits erwähnt, wird die Geschichte der Umweltpsychologie auf den Arzt und Psychologen Willy Hellpach zurückgeführt. Sein Buch „Die geopsychischen Erscheinungen“ (1911) ist ebenso anzuführen, wie sein Beitrag unter dem Titel „Psychologie der Umwelt“, den er 1924 für das „Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden“ veröffentlichte. Er ging bei seinen Forschungen überwiegend anekdotisch beschreibend vor und schöpfte aus Reisebeschreibungen, geologischen, medizinischen und historischen Informationen. Nach Hellpach wurde es im deutschsprachigen Raum um das Thema innerhalb der Psychologie wieder still, die Auswirkung seiner Arbeiten blieb gering. Der nächste Schritt in Richtung Wissenschaft kam schließlich in den 1950er Jahren aus den USA. (vgl. Lück, 2009; Asanger & Weninger, 1999)

In den USA beginnt die *ökologische Psychologie* mit Roger Barker (1903–1990). Er war Schüler Lewin's und beabsichtigte, eine psychologische Ökologie zu entwickeln. Er sah diese nicht als Teildisziplin, sondern wollte sie als Gegenstück zur traditionellen experimentellen Psychologie etablieren. Bei Barker wird menschliches Handeln zusammen mit seinen (unmittelbaren) Umgebungsbedingungen aufgefasst und im wechselseitigem miteinander Verbunden sein betrachtet. Barker gründete in dem rund 700 Einwohner zählenden Ort Oskaloosa in Kansas, in dem er auch wohnte, seine Feld-Forschungsstation (Field Station). Von 1947–1972 wurden von ihm und seinen Mitarbeitern die Mensch-Umwelt-Beziehungen in hoch komplexer und äußerst aufwendiger Art und Weise, mittels zumeist selbst entwickelter qualitativer Methoden (Behavior Setting Survey), erforscht und das Konzept des „Behavior-Setting (BS)“ etabliert. (Kaminski, 2008; Hellbrück & Fischer, 1999; Lück, & Miller, 1993; Lück, 2009)

Barker und sein Team wollten das Verhalten von Kindern in ihrem täglichen Alltag beobachten und wendeten dazu aufwändige Feldforschungsmethoden an. So wurde jedes Kind in der Gemeinde innerhalb eines Tages über 18 Stunden von wissenschaftlichen Beobachtern begleitet, die alle halben Stunden wechselten. Die Beschreibungen dieser halbstündigen Einzelfallhandlungen wurden „specimen records“ genannt. Die Auswertung der specimen records zeigte, dass unterschiedlichste Kinder in

speziellen Situationen sehr ähnliche Verhaltensweisen zeigen. Aus diesen, sich immer wieder wiederholenden Situationen, wurde die Bezeichnung *Behavior Settings* eingeführt. Behavior Settings sind ein mehr oder weniger geordnetes Sozialgeschehen, ein den individuellen Teilnehmern übergeordnetes Gesamtsystem mit einer eigenen Gesamtdynamik (vgl. Kaminski, 2008, S. 335). Wesentlich ist dabei, dass dieses bestimmte Setting immer wieder ähnliches Verhalten hervorbringt. Das Konzept des Behavior Settings gilt als originär umweltpsychologischer Ansatz (vgl. Hellbrück & Fischer, 1999, S. 80).

Die Anwendungsfelder für den Behavior Settings-Ansatz sind vielfältig: es zählen Autoritätssysteme wie Schulen und Verwaltung ebenso dazu wie der Bereich der Stadtentwicklung oder die Gemeinde selbst. Phil Schoggen der mit Roger Barker einige Bücher gemeinsam veröffentlicht hat, geht explizit davon aus, dass eine gesamte Community oder Stadt ein Behavior Setting sein kann (1968/1989; 1979). Diesem Ansatz folgend, kann sowohl eine gesamte Stadt als auch eine bestimmte Situation innerhalb einer Stadt als Behavior Settings bezeichnet werden. So könnte, analog zu Barkers Studien, eine Situation im Park als Behavior Setting definiert und anschließend der Umgang der „Performer“ (Hauptakteure) miteinander beobachtet werden. Aus den daraus resultierenden, sich standardmäßig wiederholten Verhaltensweisen könnten bestimmte Rückschlüsse gezogen werden, beispielsweise welche Kultur des Miteinander gepflegt wird.

Die extrem aufwendige Form der Erhebung ist faszinierend und bietet über den langen Zeitraum auch viel Möglichkeit zum Diskurs. Gleichzeitig ist dieses von Barker gewählte Forschungsexperiment schwer zu wiederholen. Dies ist vermutlich auch der Grund, war es nach Barker kaum mehr vergleichbare Gesamthabitat-Erfassungen bei Gemeinden oder Institutionen gegeben hat (Kaminski, 2008). Aktuell arbeiten im deutschsprachigen Raum mit diesem Ansatz die Arbeitsgruppe für Umwelt- und Kognitionspsychologie an der Ruhr-Universität-Dortmund (Hunecke & Schweer, 2004; 2006).

Barker postulierte, dass das Verhalten im Alltag nicht mit jenem in Laborbedingungen zu vergleichen ist. Mit dieser Haltung beeinflusste er insbesondere

die wissenschaftliche Umweltpsychologie. So kennzeichnete die Umweltpsychologie in ihren Anfängen eine Haltung, die mit „raus aus dem Labor“ beschrieben werden könnte. Die Abwendung von der Labordiagnostik blieb für die Umweltpsychologie zwar als Paradigma bestehen, die dazugehörigen qualitativen Methoden haben aber nur wenig Eingang gefunden. Zumeist blieben die Forschungsarbeiten in der Tradition der experimentellen Psychologie und damit im Bereich der quantitativen Statistik verhaftet (Bamberg & Martens, 2007, S. 3).

Auf Barkers Werk 1968 „Ecological psychology“ folgten in den *USA* weitere umweltpsychologische Publikationen und Grundlagenwerke, insbesondere sind Ittelson, Proshansky & Rivlin (1974; 1977) und Stokols & Altman (1987) zu nennen. Die erste Fachzeitschrift war 1969 „Environment und Behavior“, die bis heute verlegt wird. William Ittelson griff 1974 mit dem Werk „Einführungen in die Umweltpsychologie“ die dynamische Wechselwirkung zwischen Mensch und Umwelt neuerlich auf mit dem Ziel eine Umweltpsychologie zu konstituieren. Mit Ittelson (1974, 1977) begann auch die Einteilung in Subdisziplinen – in eine ökologische Psychologie, in eine Umweltpsychologie und in eine psychologische Ökologie – die in den nächsten Jahren zwar weiterverfolgt wurde, sich aber nicht weltweit durchgesetzt hat. Im deutschsprachigen Raum ist m. E. der Begriff „Umweltpsychologie“ noch am meisten verbreitet.

Als Begründer der *Umweltpsychologie im deutschsprachigen Raum* gilt v. a. Gerhard Kaminski der in Anspielung auf eine überfällige Etablierung formulierte: „Umweltpsychologie ist eine Bezeichnung für etwas, das es eigentlich noch gar nicht gibt“ (1976, S. 10). In den 1980er Jahren, im Zuge der Umweltbewegung, erfuhr die Umweltpsychologie eine wesentliche Aufwertung. Vor allem in Deutschland fand sich eine wissenschaftliche Gruppe, die sich an den Universitäten, in Sektionen des Berufsverbandes Deutscher Psychologen und in einer jüngeren Gruppe, der Psychologie für den Umweltschutz, etablierte. Nach Lück (2009) hat die neuere Umweltpsychologie eine Vielfalt von Forschungsthemen entwickelt und erweist sich als interdisziplinäres Gebiet mit Auswirkungen auf andere Lebensbereiche.

Die Internationalisierung im Wissenschaftsbereich, vor allem unterstützt durch die Technologie des Internets, hat den deutschsprachigen und den englischsprachigen Raum zusammengeführt. Die allgemein akzeptierte Wissenschaftssprache ist Englisch und so können Amerika, Europa und Australien mittlerweile als ein Forschungsraum betrachtet werden. Umweltpsychologisch kaum vorhanden sind Japan, China und Russland, auch Afrika ist bis dato – wissenschaftlich gesehen – unsichtbar geblieben.

Renate Cervinka, Umweltpsychologin an der Universität Wien (Zentrum für Public Health) sieht aktuell zwei große Themenbereiche in der umweltpsychologischen Forschung:

- Klimaveränderung und damit zusammenhängend Veränderungen im Bereich des Verkehrs- und Mobilitätsverhaltens, sowie des Low-Carbon-Behavior, und
- Restoration, also das Erforschen von Erholung spendenden Umwelten und dem Erholungsprozess v.a. auch im Zusammenhang mit Urbanisierung (Cervinka, 2012).

Nachhaltigkeit ist seit rund 10 Jahren ein Thema in der Umweltpsychologie geworden, das Wort Resilienz ist nach Cervinka noch nicht in der umweltpsychologischen Forschung angekommen. Einen Mangel sieht sie in der geforderten Interdisziplinarität, vor allem in deutschsprachigen Raum.

Auf *internationaler Ebene* ist derzeit die International Association of People-Environment Studies (IAPS) die relevanteste wissenschaftliche Gruppe, die sich mit umweltpsychologischen Themen beschäftigt.

In *Österreich* gab und gibt es vereinzelt Personen, die sich dem Thema Umweltpsychologie wissenschaftlich und praktisch widmen. Nach einem Aufschwung in den 1980- und 1990er Jahren führt die Umweltpsychologie heute wieder ein Schattendasein innerhalb der Mainstream-Psychologie.

Sehr nahe an der Umweltpsychologie, ohne eine Einordnung in Teildisziplinen vornehmen zu wollen, liegen die Architekturpsychologie und die Stadtpsychologie. Während die Architekturpsychologie eine wissenschaftliche Verankerung besitzt, beispielsweise an der Uni Dresden und sich einiges an fachwissenschaftlicher Literatur dazu finden lässt (Richter, 2008; Bär, 2008; Keul, 2007; Flade, 2000), ist die Stadtpsychologie ausschließlich eine angewandte Disziplin.

Keul (2007) unterscheidet in drei *Architekturpsychologien*: eine Kulturpsychologie der Architektur, eine kognitive Architekturpsychologie und eine angewandte Architekturpsychologie. Der kulturpsychologische Zugang betont, dass der gelebte Alltagsraum des Menschen ein subjektiv wahrgenommener und erlebter ist, der eine spezifische Intensität und einen zeitlichen Verlauf besitzt. Im Laufe der Zeit entsteht Ortsbindung und diese wiederum führt zu einem raumbezogenen Identitätserleben. Die kognitive Architekturpsychologie erforscht den Aspekt der Wahrnehmung von Gebäuden und bedient sich dabei kognitionspsychologischer Forschungsergebnisse und Settings. Die Architekturpsychologie als Anwendungsfach „versucht vor allem, die Brauchbarkeit gebauter Umwelt für Nutzer zu erheben und zu verbessern“ (S. 164).

Die angewandte Stadtpsychologie kombiniert umwelt- und gemeindepsychologische Konzepte mit Methoden qualitativer Sozialforschung und Elementen der Organisationsberatung. Von besonderem Forschungsinteresse ist die Wechselwirkung zwischen der Stadt als Wesen und dem Menschen als Stadtwesen, wobei der Ausgangspunkt für stadtpsychologische Forschungen stets der subjektbezogene Zugang bleibt. Erkenntnisse aus Forschungsprojekten werden genutzt, um Veränderungsprozesse zu begleiten oder stadtverantwortlichen Personen beratend zur Seite stehen zu können (Ehmayer, 2006).

4.2 Umwelt & Lebensraum

Dieses Kapitel stellt eine Vertiefung von vorwiegend umweltpsychologischen Theorien und Konzepten dar, die einen Bezug zu der den Menschen umgebenden Umwelt und dem urbanen Lebensraum herstellen. Vorgestellt werden: Umweltwahrnehmung und Umweltbewertung, lebensraumbezogene Bedürfnisse, Raumempfinden und soziale Distanz, Umweltaneignung und Identifikation, Ortsbindung und Ortsidentität, sowie Gefallenseindruck und Nachbarschaft.

4.2.1 Umweltwahrnehmung und Umweltbewertung

In dem wissenschaftlich breit gefassten Begriff der *Umweltwahrnehmung* werden unterschiedliche Phänomene zusammengefasst. Beispielsweise zählen ästhetische Urteile, affektive Reaktionen auf spezifische Umweltausschnitte, wie die Beurteilung von Umweltqualitäten, die Unterscheidbarkeit und Lesbarkeit von Landschaften oder die räumliche Repräsentation von Städten dazu. In der Umweltpsychologie werden neben den dazugehörigen perzeptiven Vorgängen auch die affektiven Prozesse und Bewertungen behandelt, die damit einhergehen. Umweltwahrnehmung setzt nach Flade (2008) räumlich mobile und aktive Betrachterinnen und Betrachter voraus – vor allem für größere Umwelteinheiten – sowie ein gutes Gedächtnis, da Umweltwahrnehmung noch viel stärker als Objektwahrnehmung an Gedächtnisprozesse, und somit an Umweltkognition gebunden ist.

Grundsätzlich können *Umweltwahrnehmung*, *Umweltbewertung* und *Umweltkognition* voneinander unterschieden werden. Umweltbewertung wird als die Einschätzung und Bewertung von Umweltgegebenheiten definiert, während Umweltkognition als kognitive Verarbeitung von Umweltwahrnehmung beschrieben werden kann (Guski & Blöbaum, 2006).

Nach Guski & Blöbaum (2006) wird die *Bewertung der Umwelt* durch eine Reihe interner (personaler) und externer (situativer) Faktoren geprägt:

- Für die *Bewertung von Architektur* scheint die Bedeutung interner Faktoren besonders relevant zu sein. Vor allem soziodemografische Merkmale wie Alter, Einkommen, Ausbildung oder politische Einstellungen konnten als Moderatoren für Präferenzurteile herausgearbeitet werden. Die Befundlage zur Erforschung von ästhetischen Urteilen zeigt insgesamt mehr interindividuelle Unterschiede als generalisierbare Strukturmerkmale auf.
- Bei der *Bewertung subjektiver Sicherheit* konnte gezeigt werden, dass das Sicherheitsempfinden stärker von baulichen Faktoren (Beleuchtung, Überblick und wahrgenommene Fluchtmöglichkeiten) als von personalen Faktoren (biologisches Geschlecht, soziale Geschlechterrollen oder subjektive Ängstlichkeit) bestimmt wird. Ein zentraler Aspekt ist die Auswirkung von Übersichtlichkeit auf das subjektive Sicherheitserleben. Unter Rücksichtnahme auf die Prospect-Refuge-Theorie (Hellbrück & Fischer, 1999) ergibt sich hier allerdings ein Widerspruch, da Rückzugsbereiche das Unsicherheitsempfinden den zitierten Studien zufolge erhöhen müssten. Nasar (2000) spricht hier von einer dualen Affordanz (Aufforderungscharakter) für ein und dasselbe Setting. Eine ähnlich paradoxe Wirkung wird auch dem Faktor „Mystery“ zugeschrieben. Während einerseits erwartet wird, dass ein hohes Maß an Mystery einen Ort attraktiv erscheinen lässt, können Orte mit sehr hohem Mysteryfaktor ebenso als besonders unsicher bewertet werden. Als weiterer Einflussfaktor auf das Sicherheitsempfinden haben sich Fluchtmöglichkeiten als relevant erwiesen.
- Bei der *Bewertung von Lärm* finden sich situative Faktoren, wie Zeitpunkt des Auftretens ebenso wie personelle Faktoren. Hier sind besonders die individuelle Lärmempfindlichkeit, die subjektive Bewertung der Schallquelle und die Beurteilung eigener Bewältigungsstrategien zu nennen.

- Bei der *Präferenz von Landschaften* zeigen die Ergebnisse empirischer Arbeiten eine generelle Bevorzugung „unberührter“ Landschaften. Die Präferenz städtischer Szenen nimmt zu, wenn natürliche Elemente vorkommen. Der populärste und vermutlich am häufigsten empirisch untersuchte Ansatz zur Erklärung von Landschaftspräferenzen ist der funktional-kognitive Ansatz von Kaplan & Kaplan (1982). Die Präferenz für einen Umweltausschnitt wird hier als Funktion von zwei grundlegenden Bedürfnissen verstanden, dem Bedürfnis nach Verstehen und dem Bedürfnis nach Exploration. Diese beiden Bedürfnisse können sich dabei auf einen unmittelbar wahrgenommenen Umweltausschnitt beziehen oder aber antizipatorischen Charakter haben. Die Präferenz für einen Ort soll dabei umso höher sein, je kohärenter die Szene ist, je lesbarer, je komplexer und je mysteriöser sie ist (Hellbrück & Fischer, 1999).

Einen anderen, soziologisch orientierten Ansatz, vertreten Riege & Schubert (2005). Wenn Erfahrungen und räumliches Handeln in sozialen Zusammenhängen erfolgen, kommen in ihnen auch sozialstrukturell unterschiedliche Wahrnehmungen und Aneignungsmuster zum Ausdruck. In Abhängigkeit von sozialer Schicht, Gruppenzugehörigkeit oder Milieus wird Raum anders bewertet und erlebt. Diese Fokussierung spiegelt auch gesellschaftliche Entwicklungen wider, wie den Bedeutungswandel der individuellen Wohnqualität, das gestiegene Bildungsniveau, mehr Freizeit und die Forderung nach Mitentscheidung.

4.2.2 Lebensraumbezogene Bedürfnisse

Die Beschäftigung mit dem Lebensraum führt zu der Frage, über welche Merkmale eine Wohngegend verfügen muss, damit sie den Bedürfnissen ihrer Bewohnerinnen und Bewohner gerecht wird. Diese Frage lässt sich nicht einfach beantworten, da Wohnbedürfnisse sowohl interindividuell als auch intraindividuell stark schwanken können.

Wohnbedürfnisse erscheinen relativ, wenn man die eigenen Wünsche mit denen anderer Personen vergleicht. Die Unterschiede können dabei zum Teil beträchtlich sein. Ebenso sind die individuellen Wohnbedürfnisse eines Menschen keine unveränderbare Konstante, sondern ändern sich in Abhängigkeit unterschiedlicher Lebenszyklen sowie aufgrund von Veränderungen im Wohnbereich und im eigenen Haushalt (Flade, 2006). Laut Maderthaner (1995) lassen sich Wohnbedürfnisse aufgrund ihrer Widersprüchlichkeit kaum verallgemeinern, noch dazu können sie asozial oder unökologisch sein.

Wie sehr die Bedürfnisse nach Wohnen als erfüllt angesehen werden, hängt zusätzlich von gesellschaftlichen Normen, den bestehenden Möglichkeiten zur Gestaltung der eigenen Lebensumstände, aber auch davon, welche Umstände als nebensächlich erlebt oder als unvermeidbar hingenommen werden (Flade, 1996b; 2006).

Flade (1996a; 2006) orientiert sich in ihrer Darstellung der Wohnbedürfnisse an dem Modell der Bedürfnispyramide von Maslow und stellt den individuellen Bedürfnisse, Bedürfnisse im Wohnbereich gegenüber:

	Bedürfnishierarchie von Maslow	Anwendung im Wohnbereich
1	<i>Biologische Bedürfnisse</i> Bedürfnisse nach Nahrung, Wasser, Sauerstoff, Ruhe, Sexualität, Entspannung, Schmerzfreiheit	Schutz vor Lärm, angemessene Temperaturen, klimatische Ausgewogenheit, Sonnen- und Tageslicht, Privatheit, Gesundheit, persönlicher Raum, frei von Umweltstress, frei von psychischen Konflikten
2	<i>Sicherheit</i> Bedürfnisse nach Sicherheit, Behaglichkeit, Ruhe, Freiheit von Angst, Selbsterhaltung	Frei von Aggressivität (Kriminalität und Vandalismus), defensible spaces, Wohnsicherheit, Schutzmaßnahmen, frei von Wohnängsten
3	<i>Bindung</i> Bedürfnisse nach Zugehörigkeit, Vertrauen, Verbindung mit anderen, zu lieben und geliebt zu werden	Beständigkeit (Dauerhaftigkeit und Vertrautheit), Ortsbezogenheit (Lebenszyklusphase), Nachbarschaft, Öffentlichkeit, Ortsverbundenheit, Ortsidentität
4	<i>Selbstwert</i> Bedürfnisse nach Vertrauens und dem Gefühl, etwas wert zu sein und kompetent zu sein; Selbstwertgefühl und Anerkennung von anderen	Interpersonelle Kommunikation, soziale Interaktion, Wohnrevier, Wohnqualität, Wohnbedürfnisse, Aneignung von Umwelt, Selbstdarstellung und Repräsentation

5	<i>Kognitive Bedürfnisse</i> Bedürfnisse nach Wissen, Verstehen, nach Neuem, Lösungen von inneren und äußeren Konflikten, Zusammenhänge erkennen	Mensch-Umwelt-Interaktion, Kommunikation, Wohnzufriedenheit, Lebensqualität, Zugang zu allen Medien, Konfliktbewältigung (Coping)
6	<i>Ästhetische Bedürfnisse</i> Bedürfnisse nach Ordnung und Schönheit	Bewertung der Wohnumwelt, Symbolik, Geometrie des Raumes (der umbaute Raum), Raumgestaltung (Licht, Farbe und Formen), Pflanzen
7	<i>Selbstverwirklichung</i> Bedürfnis, das eigene Potenzial auszuschöpfen, bedeutende Ziele zu haben	Alternative Wohnformen, Determinanten der Wohnformen z.B. Arbeiten und Wohnen, Wohnwünsche, Freizeitgestaltung
8	<i>Transzendenz</i> Spirituelle Bedürfnisse, sich mit dem Kosmos im Einklang fühlen	Raum für Kontemplation: frei von technischen Störungen, technikfreie Reizschutzzonen

Abbildung 9: Die Bedürfnishierarchie nach Maslow und ihre Anwendung auf den Wohnbereich (Flade, 2006).

Nach Maderthaner (1995) gibt es insgesamt zehn *lebensraumbezogene Bedürfnisse*, deren Befriedigung überwiegend von der Gestaltung des Lebensraums abhängen. Diese lebensraumbezogenen Bedürfnisse beziehen sich auf sechs unterschiedliche Nutzungsbereiche (Wohnen, Arbeit, Verkehr, Versorgung, Erholung und Entsorgung), für die wiederum verschiedene Zielsetzungen und Handlungsorientierungen gelten.

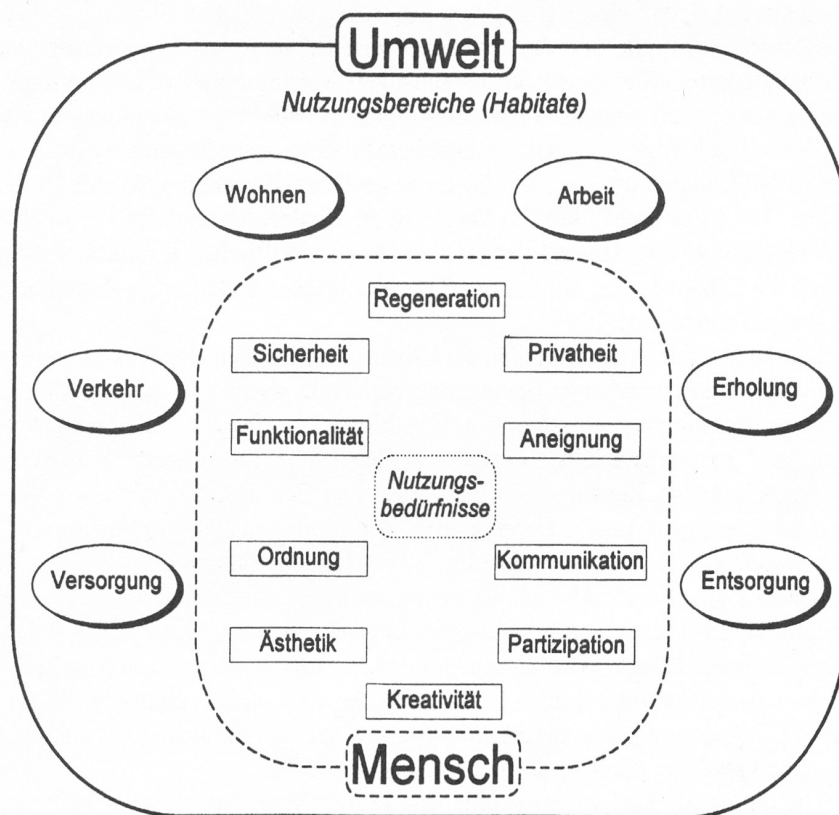


Abbildung 10: Die zehn Lebensraum bezogenen Bedürfnisse (Maderthaner, 1995).

Maderthaner (1995) geht davon aus, dass Wohlbefinden und Lebensqualität wesentlich von den Möglichkeiten zur Befriedigung der lebensraumbezogenen Bedürfnisse abhängen.

In Anlehnung an Flade (2006), Hellbrück und Fischer (1999) und Maderthaner (1995) lassen sich folgende grundlegende Bedürfnisse an den Wohn- und Lebensraum zusammenfassen:

- Regeneration,
- Privatheit, Alleinsein & Intimität,
- Schutz & Sicherheit,
- Funktionalität & Ordnung,
- Kommunikation, Aneignung & Partizipation,
- Ästhetik & Kreativität,
- Selbstverwirklichung.

Ad) Bedürfnis nach Regeneration

Das Bedürfnis nach Regeneration ist in der städtischen Umwelt besonders hoch, da Menschen massiv mit Stressoren wie Lärm, Schadstoffen, Hitze oder unangenehmem Sozialverhalten konfrontiert werden (Hellbrück & Fischer, 1999). Folgt auf einen über länger dauernden Stress keine Erholung besteht die Gefahr, dass das Immunsystem geschwächt wird und es zur Beeinträchtigung des Wohlbefindens und in letzter Konsequenz zur Störungen der physischen Gesundheit kommt (Lazarus, 1984).

Vor allem in dicht verbauten Umwelten kommt öffentlichen Freiräumen, wie Plätzen, Boulevards, Grünflächen oder Parks eine restaurative Funktion zu. In Verbindung mit natürlichen Elementen wird ihnen stressreduzierende Wirkung zugeschrieben (Hellbrück & Fischer, 1999). Diese zeigt sich in einer Erhöhung des subjektiven Wohlbefindens, einer verbesserten Aufmerksamkeit und führt zu einem Rückgang der physiologischen Erregung (Reichert et al., 2007). Die restaurative Wirkung wird jedoch nur dann wirksam, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt sind: So muss von der Umwelt ein Reiz ausgehen, der zu einer ungeteilten Aufmerksamkeit führt, wie das bewegtes Wasser oder das Blätterrauschen von Bäumen. Kaplan (1992) begründet die erholsame Wirkung der Natur damit, dass sich die eigene

Aufmerksamkeit in natürlichen Umwelten verteilen kann. Sich nicht auf eine Sache konzentrieren zu müssen, sondern seine Aufmerksamkeit wandern lassen zu können, wird als entspannend erlebt.

Grünraum selbst kann eine Pufferfunktion zwischen stressvollen Lebensereignissen und der Gesundheit einnehmen. (Nordh et al., 2009; van den Berg et al., 2010). Besteht zu dem öffentlichen Aufenthaltsbereich zusätzlich noch eine intensive positive Beziehung, so erhöht dies eindeutig die Lebensqualität (Ogunseitan, 2004).

Grünflächen haben einen messbaren Einfluss auf das Stadtklima und dienen der Wärmeregulation (Flade, 2006). Sie werten das Erscheinungsbild von Wohngebieten maßgeblich auf und fördern die Ausbildung einer Ortsbindung (Bonaiuto et al. 1999). Restaurative öffentliche Grün- und Freiräume sind Treffpunkte für Menschen – unabhängig von ihrer ethnischen Zugehörigkeit, ihres Alters oder Geschlechts. Sie werden zur Erholung, zum sozialen Austausch, zur Ausübung sportlicher Aktivitäten und zum Erleben und Genießen von Natur genutzt (Ermer et al., 1996). Der ökologische Nutzen der sich daraus ergibt ist, dass die Abwanderung der Bevölkerung in ländlichere Regionen reduziert und dem Verlangen, vieler Städter ins Grüne zu fahren, eine Alternative geboten wird (Hietzger, 2009).

Ad) Bedürfnis nach Privatheit, Alleinsein & Intimität

Privatheit steht in einem engen Verhältnis zu Kontrolle und Autonomie. Kontrolle bedeutet, dass der/die BewohnerIn bestimmt, wem der Zugang zur eigenen Wohnung ermöglicht wird und wem nicht. Territorialverhalten, das sich in visuellen Merkmalen wie Türschlössern, Zäunen, Mauern zeigt, dient der Privatheitsregulation und stellt eine offensichtliche Grenze privater Bereiche dar (Flade, 2006).

Privatheit ist somit ein Wechselspiel zwischen Zugänglichkeit und Unzugänglichkeit, zwischen Alleinsein und Zusammensein (Hellbrück & Fischer, 1999). Das Bedürfnis nach Privatheit ist durch soziokulturelle Normen geprägt und intraindividuellen Veränderungen unterworfen. So haben Kinder noch keine klare Vorstellung von Privatheit, während das Bedürfnis nach Abgrenzung mit dem Alter zunimmt (Flade, 2006). Privatheit erfüllt mehrere Funktionen: Wahrung der Intimsphäre, Schutz vor Einsehbarkeit und Mithören, persönliche Autonomie und emotionale Entspannung (Maderthaner, 1995; Hellbrück & Fischer, 1999). Mögliche

Folgen einer missglückten Privatheitsregulation sind Ärger, Stress, geringe Ortsverbundenheit und Crowding, das Erleben von Beengtsein.

Das Bedürfnis nach Alleinsein und Intimität kommt dem Wunsch nach Abwesenheit von anderen Menschen und der Abwesenheit von Eindrücken, die von anderen Menschen ausgehen, gleich. Der Mensch möchte ungestört sein, von sozialen Einflüssen geschützt (Flade, 1996b).

Ad) Bedürfnis nach Schutz & Sicherheit

Das Bedürfnis nach Schutz und Sicherheit äußert sich darin, dass Menschen vor Klima- und Witterungsbedingungen geschützt sein wollen, ebenso wie vor physikalischen Einflüssen, wie beispielsweise Lärm und erhöhtem Verkehrsaufkommen. Menschen erwarten sich wenig Kriminalität, wünschen vor fremden Einblicken abgeschirmt zu sein. Wohnungen, Wohngebäude und Wohnumgebungen besitzen eine um so höhere Qualität je geeigneter sie sind, das Sicherheits- und Schutzbedürfnis des Menschen zu befriedigen. Ein erhöhtes Sicherheitsempfinden in der Wohnumgebung trägt nach Hellbrück und Fischer (1999) auch dazu bei, dass sich Bewohnerinnen und Bewohner mehr im Freien aufhalten, was zu mehr Kontakt untereinander führt und dies wiederum wesentlich zum Wohlbefinden im Wohnumfeld beiträgt.

Nach Maderthaner (1995) sind bei älteren Menschen die Bedürfnisse nach Autonomie und Sicherheit von besonderer Bedeutung, sowie auf Gegenseitigkeit aufgebaute Sozialkontakte. Das heißt, besonders bei älteren Personen, ist das Gefühl, auf andere einwirken zu können und selber nicht zu stark von außen kontrolliert zu werden, wesentlich.

Ad) Bedürfnis nach Funktionalität & Ordnung

Die Wohnqualität hat einen wesentlichen Einfluss auf die Lebensqualität. Faktoren, die sich auf die Wohnqualität auswirken sind Wohnungsgröße, Grundriss, Ausstattung, Wohnlage, Wohnkosten, Infrastruktureinrichtungen im Wohngebiet (Schulen, Kindertagesstätten, Parks, Sport- und Freizeiteinrichtungen, Kulturstätten, etc.), das Vorhandensein von Nebenräumen, usw. (Flade, 2006).

Ordnung erzeugt Beständigkeit und Vertrautheit und wirkt entlastend. Dieses Bedürfnis hängt damit zusammen, dass Menschen danach streben, sich trotz vieler und ständig wechselnder Lebensphasen als gleichbleibend und identisch, als „Selbst“ zu erleben.

Ad) Bedürfnis nach Kommunikation, Aneignung & Partizipation

Kommunikation ist ein Grundbedürfnis und eine Grundlage menschlicher Existenz (Maderthaler, 1995). Da der sozialen Unterstützung besonders bei der Stressbewältigung eine wichtige Funktion zukommt, sollten Möglichkeiten, ungezwungene soziale Beziehungen zu pflegen (Straßenfeste, Märkte, Flohmärkte, Sportveranstaltungen) von kommunaler Seite gefördert werden (Maderthaler, 1998). Soziale Beziehungen werden über diesen Weg der Kommunikation geschlossen und tragen zur Ausbildung einer Ortsbindung bei (Hietzger, 2009).

Zur Raumanneignung im Wohnbereich trägt die Struktur und die Funktionalität des öffentlichen Raums wesentlich bei (Heitmeyer & Anhalt, 2000). Auf individueller Ebene ist die Personalisierung die häufigste Form der Aneignung (Flade, 2006). Dabei erfüllt sie zweierlei Funktionen: zum einen entsteht durch Personalisierung Einzigartigkeit und zum anderen kann eine Person die auf ihre Eigenarten und Bedürfnisse abgestimmte Privatsphäre erzeugen (Graumann, 1996). Wie stark das Bedürfnis nach Aneignung ist, zeigt etwas der Wunsch nach einem eigenen Garten.

Partizipation, im Sinne von Mitgestaltung von öffentlichen Räumen, ist ein wirksames Mittel um Aneignung zu erzeugen (Maderthaler, 1995). Verschiedene Formen der direkten und indirekten Partizipation können sowohl innerhalb von Planungsprozessen als auch in Phasen der Nutzung stattfinden. Voraussetzungen von Partizipation sind die Wahlfreiheit zwischen mehreren Alternativen und die Möglichkeit zur Mitbestimmung (Flade, 2006). In Beteiligungsprozessen erzielte Resultate führen zur besseren Anpassung an die Bedürfnisse der Nutzerinnen und Nutzer bei gleichzeitiger Aufwertung des Projektes und der Verringerung von Widerständen. Partizipation kann allerdings auch negative Effekte nach sich ziehen: werden die Erwartungen der Beteiligten nicht erfüllt, kommt es zu Frustration und Enttäuschung (Maderthaler, 1995). Um diese negativen Effekte vorwegzunehmen, ist es wesentlich, Unterstützung durch Fachleute (Architektinnen und Architekten,

Landschaftsplanerinnen und Landschaftsplaner, Psychologinnen und Psychologen, Technikerinnen und Techniker, usw.) anzubieten und die Erwartungen aller Akteure in Hinblick auf die Realisierbarkeit von Vorschlägen schon zu Beginn eines Beteiligungsprozesses zu klären.

Ad) Bedürfnis nach Ästhetik & Kreativität

Der Berücksichtigung von ästhetischen Aspekten kommt in der Planung und Realisierung von Bauvorhaben oft ein niedriger Stellenwert zu. Die Wahrnehmung ästhetischer Gestaltung wirkt sich allerdings auf Wohnzufriedenheit und Statusaspekte der Wohngegend aus und beeinflusst die Ortsbindung, die Immobilienpreise und das Engagement für kommunale Angelegenheiten (Maderthaler, 1995). Unansehnliche Objekte werden nicht als erhaltenswert erachtet und begünstigen vandalistische Aktionen (Flade, 1996a).

Was als ästhetisch empfunden wird, ist intra- und interpersonellen Einflüssen unterworfen und kulturell eingefärbt. Beispiele möglicher Einflussfaktoren auf ästhetische Präferenzen sind Komplexität versus Einfachheit, Neuartigkeit versus Gewohnheit, Überraschungswert versus Monotonie, Inkongruenz versus Kohärenz, Harmonie, Beschaffenheit und Eigenart (Maderthaler, 1995).

Ad) Bedürfnis nach Selbstverwirklichung

Wohnungen und Wohnumgebungen im urbanen Raum sind häufig nicht dafür geeignet das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung zu befriedigen. Die Selbstverwirklichung muss sich demnach oft auf kleine Dinge, wie die Gestaltung der Wohnung oder des Balkons beschränken. Hinter dem Wunsch nach Aneignung von Umwelt verbirgt sich das umfassende Bedürfnis des Menschen, sich mit seiner Umwelt verbunden zu fühlen und nicht davon isoliert zu sein. So lassen sich auch die Bedürfnisse nach Licht, Sonne, Ausblick und nach einem Haustier unter dem allgemeinen Bedürfnis nach Verbundenheit subsumieren.

Die Frage, was geschieht, *wenn die sozialen und psychologischen Wohnbedürfnisse des Menschen nicht erfüllt werden*, lässt sich nach Flade (2006) nur schwer beantworten. Vor allem auch deshalb, weil die negativen Auswirkungen im Wesentlichen von gesellschaftlichen Normen abhängen, sowie den bestehenden Möglichkeiten zur Gestaltung der eigenen Lebensumstände (Flade, 1996b). Als mögliche Folgen nennt sie: Unzufriedenheit, unglücklich sein, Gereiztheit, misshandelt sein, schlecht gelaunt sein, Depressivität, verstimmt sein und Krankheit. Nach Maderthaner (1995) kann die Frustration der lebensraumbezogenen Bedürfnisse zu aggressiven, depressiven oder apathischen Reaktionen führen. Aus einer langfristigen Frustration wichtiger Bedürfnisse könnten sogar Gemütsstörungen, Selbstabwertungen, eine pessimistische Lebenseinstellung, Neidkomplexe, übermäßige Konkurrenzeinstellungen, Rassismus und politischer Extremismus sowie nationale Vorurteile resultieren.

4.2.3 Raumbeanspruchung

In Abhängigkeit von Beziehungen und Aktivitäten nehmen Menschen im Raum zueinander unterschiedliche *Distanzen* ein, die je nach Vertrautheit zwischen Personen variieren (Bär, 2008; Hall, 1966; Hellbrück & Fischer, 1999). Der amerikanische Anthropologe Edward T. Hall (1914–2009) entwickelte das (nordamerikanische) Distanzmodell, das er erstmal 1966 in seinem Buch „The hidden dimension“ beschrieben hat (Hall, 1990). Er geht in seiner Lehre der „Proxemik“ von einer biologischen Verankerung des (nordamerikanischen) Raumempfindens aus, betont jedoch zugleich kulturelle Einflüsse. Distanzzonen sind räumliche Abstände – vorstellbar als den Menschen umgebende imaginäre Kreise – die Menschen zulassen oder die sie gegen das Eindringen von fremden Personen zu schützen versuchen (Hall, 1990).

Bär (2008) beschreibt diese Distanzen wie folgt: Die *intime Distanz* reicht bis zu 45 cm und zeichnet sich dadurch aus, dass die Gegenwart des anderen deutlich wahrnehmbar ist. Die *persönliche Distanz*, reicht von 45 cm – 100 cm, und lässt sich als schützende Sphäre um ein Individuum vorstellen, wobei mehr Nähe noch eine Option ist. Die *soziale Distanz* reicht bis zu 360cm, dabei werden visuelle Details im Gesicht

nicht mehr wahrgenommen, niemand berührt eine andere Person oder erwartet berührt zu werden. Die *öffentliche Distanz* beginnt ab ca. 360cm.

Byrne, Baskett & Hodges (1971) sowie Fischer & Byrne (1975) erforschten in diesem Zusammenhang genderspezifische Unterschiede beim Schutz des persönlichen Raumes. Es zeigte sich, dass Männer in Bibliotheken territoriale Markierungen, wie Bücher oder persönlich Utensilien, zwischen dem eigenen und dem gegenüberliegenden Sitznachbarn anbringen, während Frauen sich gegenüber den seitlichen Sitznachbarn abgrenzen. Daraus wurde geschlossen, dass für Männer Face-to-face-Konstellationen eine hohe subjektive Bedeutung haben, für Frauen hingegen es die Seite-an-Seite Konstellationen sind (vgl. Hellbrück & Fischer, 1999, S. 329 f).

Die Einhaltung einer bestimmten Distanz hilft bei der Kontrolle übermäßig sensorischer Stimulation durch soziale Reize, bei der Kontrolle von unerwünschter Intimität sowie als Schutz vor potenzieller Bedrohung (Hellbrück & Fischer 1999). Allgemein sind die beanspruchten Distanzen umso geringer, je offener, übersichtlicher und leichter kontrollierbar die Räumlichkeiten erscheinen. Durch die Wahl der Distanz in einer sozialen Interaktion wird die erwartete Beziehungsqualität signalisiert, also welches Ausmaß an Intimität gesucht wird, oder ob der/die InteraktionspartnerIn als potenzielle Gefährdung der eigenen Sicherheit betrachtet wird (Bär, 2008).

Privatheit ist der freiwillige und zeitweilige Rückzug eines Individuums aus der allgemeinen Gesellschaft (Hellbrück & Fischer, 1999; Christl & Richter, 2004). Voraussetzung für Privatheit ist die Existenz anderer Menschen und die Möglichkeit mit ihnen in Interaktion zu treten. Privatheit kennt verschiedene Ausprägungsgrade von Alleinsein, über Intimität zu Anonymität bis hin zu Reserviertheit. Ein Paradoxon, das in diesem Zusammenhang nennenswert erscheint ist, dass Menschen das Gefühl haben inkognito und privat zu sein, wenn sie sozusagen in einer Menschenmenge untergehen. Die totale Öffentlichkeit birgt also das Potenzial von Privatheit für den Einzelnen in sich (Bär, 2008).

Persönlicher Raum und *Territorium* dienen beide der gleichen Hauptfunktion, der Gewinnung von Identität durch die Regulation zwischenmenschlicher Beziehungen, unterscheiden sich aber in Teilfunktionen und hinsichtlich der Art und Weise, wie diese erfüllt werden. Der persönliche Raum ist unsichtbar, beweglich und personenzentriert.

Ein Territorium ist dagegen wahrnehmbar, relativ stationär, sichtbar begrenzt und umweltzentriert. Während über den persönlichen Raum reguliert wird, wie eng Individuen miteinander interagieren, kontrolliert das Territorium zusätzlich, wer überhaupt miteinander interagiert, es kann aber auch die Nähe der Interaktion steuern (Hellbrück & Fischer, 1999; Christl & Richter, 2004).

Territorialität oder *Territorialverhalten* wird im Rahmen des Privatheitsregulationsmodells von Altman (1977) als interpersonaler Grenzregulations- oder Kontaktkontrollmechanismus konzipiert. Bell et al. verstehen unter menschlicher Territorialität einen „Satz von Verhaltensweisen und Kognitionen, den eine Person oder Gruppe auf der Grundlage wahrgenommener Eigentümerschaft bezüglich eines physischen Raumes zeigt“ (zit. nach: Hellbrück & Fischer, 1999, S. 336). Es wird zwischen primären, sekundären und öffentlichen Territorien unterschieden. Primäre Territorien sind im ständigen Besitz einer Person, sekundäre Territorien sind Räume mit geringer Verfügungsgewalt. Öffentliche Territorien zeichnen sich dadurch aus, dass sie nur vorübergehende Verfügungsgewalt aufweisen und allgemein gültige Nutzungsregeln haben. Zur sichtbaren Verfügung über ein Territorium, sowie auch zur Abwehr unerwünschter Eindringlinge, werden die Grenzen markiert und das Gebiet durch persönliche Zeichen geprägt (Hellbrück & Fischer, 1999; Christl & Richter, 2004).

Als „Defensible Space“ (zu verteidigender bzw. verteidigungsfähiger Raum) bezeichnet man jenen Raum, den man als halbprivate und halböffentliche Zwischenzone beschreiben kann. Es sind dies planerisch definierte Bereiche, die eine natürliche Überwachung und damit soziale Kontrolle durch die Bewohnerinnen und Bewohner erlauben. Solche Übergangszonen haben wichtige regulierende Funktion und zeichnen sich durch ihre unterschiedliche Zugänglichkeit für Fremde aus. Das Konzept des Defensible Space stammt von Oscar Newman (1972) und wurde von ihm für die Kriminalprävention entwickelt. Seit den frühen 1970er Jahren widmete er sich mit Fallstudien seinem Raumkonzept, das gestalterisch eingehaltene Distanzen vorsieht, damit für Gemeinden und Nachbarschaften mehr Sicherheit im Sinne der Kriminalprävention geschaffen wird. Wesentlich ist, dass sowohl bauliche als auch

soziale Strukturen in einem multifaktoriellen Verständnis integriert entwickelt werden müssen, um ein Stadtraumgebiet abwehrfähig im Sinne eines Defensible Space zu machen (Riege & Schubert, 2005). Bei älteren Menschen haben Untersuchungen ergeben, dass soziale Aspekte, wie Vertrautheit, Selbständigkeit und Nachbarschaft, bezüglich der Bewertung der Sicherheit ihrer Wohnumwelt sogar einen höheren Stellenwert haben als baulich-technische Aspekte (Karhoff & Riege, 2005; Maderthaner, 1995).

4.2.4 Umweltaneignung

Aneignung ist ein interaktiver Prozess einer Mensch-Umwelt-Beziehung, der dem Bedürfnis nach aktiver Gestaltung der Lebensumwelt nachkommt, indem Menschen sich etwas „zu eigen machen“. *Sich etwas zu eigen machen* bedeutet, auf etwas Einfluss auszuüben, sich darum zu kümmern, Vertrauen und Bindung herzustellen und sich letztlich damit zu identifizieren. Umweltaneignung geschieht durch Inbesitznahme, wenn auch nur temporär, und Personalisierung einer vorher fremden Sache (Walden, 1995; Graumann, 1996; Flade, 2006). Aneignung wird dabei von Gefühlen der Zugehörigkeit und des Wohlbefindens begleitet und macht deutlich, dass Wohnumwelt nicht nur Wahrnehmungs- und Erfahrungsraum, sondern immer auch Handlungs- und Erlebnisraum ist (Peterschelka, 1999). Das Konzept der Aneignung sieht den Menschen als aktives Individuum, das sich die Umwelt den persönlichen Eigenarten entsprechend gestaltet (Walden, 1995).

Nach Graumann (1996) fand der *Begriff der Aneignung* in den 1970er Jahren zunehmend Verwendung in der Ökologischen Psychologie. Aneignung bezieht sich hier auf die aktive bzw. interaktive Komponente eines Mensch-Umwelt-Verhältnisses. Im Konzept der Aneignung unterscheidet man in der Ökologischen Psychologie zwischen dem historischen Prozess der Aneignung der Natur und den daraus resultierenden Produkten sowie dem biografischen Prozess der individuellen Aneignung. Im historischen Prozess steht die Menschheit – differenziert nach Kulturen – im Mittelpunkt des Interesses, im biografischen Prozess sind es einzelne Individuen. In dem Maße, wie ein Mensch sich etwas aus seiner Umwelt aneignet und es sich damit zu

eigen macht, wird auch der Mensch selbst durch den Prozess der Aneignung, durch die „umweltspezifische Verwirklichung seiner selbst ein `anderer‘“ (Graumann, 1996, S. 125).

Aneignung heißt immer auch Bedeutungsverleihung, Benennung, Nutzung und manchmal auch Veränderung von Umwelten für die eigenen Zwecke. Aneignung bedeutet aber auch soziale Differenzierung und Markierung gegen andere. Kinder und Jugendliche eignen sich ihre Umwelt wesentlich durch Spielen bzw. durch Treffpunkte an, indem sie diese einfach besetzen. Schon das regelmäßige Treffen an einem bestimmten Ort macht diesen Ort für die eigene wie für fremde – vor allem jugendliche – Gruppen sozial bedeutsam. Diese Form der Raumaneignung trägt wesentlich zum Zugehörigkeitsgefühl zu einer Clique bei und spielt eine Rolle bei sogenannten ingroup-outgroup Interaktionen (Graumann, 1996).

Umweltaneignung meint alle Handlungen, bei denen Umwelt von Menschen verändert wird. Umweltaneignung bezieht sich weniger auf die Veränderung der fest eingebauten Bestandteile von Architektur, sondern auf die flexibleren Teile der Umwelt. Wenn Umweltaneignung nicht möglich ist, kann das Interesse an der Umwelt verloren gehen bzw. Aneignung in sozial unerwünschten Formen bedingen. Vielfältige Gelegenheiten zur Aneignung bieten Umwelten mit flexibel nutzbaren Elementen. Umwelten die Gelegenheit zur Aneignung bieten, helfen dem Erleben von Kontrollverlust und Hilflosigkeit entgegenzuwirken (Flade, 2008).

Als symbolische Form der Aneignung, als eine Reaktion auf anonyme Umwelten, gilt die „Bemalung“ von öffentlichen Räumen durch Graffiti. Hierbei werden unpersönliche, vor allem monotone Wände oder Zugwagons markiert. Sie erhalten dadurch Identität bzw. kennzeichnen das Revier einer Gruppe (Flade, 2006; Hellbrück & Fischer, 1999). Die zweite Form symbolischer Aneignung stellt die Zerstörung dar. Nach Graumann (1996) ist die Zerstörung eine schon immer praktizierte und nicht seltene Form der Aneignung. Diese Form destruktiven Verhaltens, auch als Vandalismus bezeichnet, kann als „extreme negative Form von Aneignung, deren

Symbolfunktion als eine Form von Kontrolle in vielen Fällen unverkennbar ist“ (S. 128) beschrieben werden.

Fehlende Möglichkeiten, sich die eigene Wohnumgebung zu eigen zu machen, führen aber auch zu einem Rückzug ins Private bis hin zur Entfremdung und zum Erleben von Kontrollverlust. Bereits kleine Maßnahmen zur Personalisierung der Wohnung oder des Wohnhauses könnten aber schon das Gefühl von Zugehörigkeit steigern (Walden, 1995).

4.2.5 Identifikation mit der Umwelt

Nach Zimbardo & Gerrig (2008) zielt Identifikation auf Aneignung ab, während Identität einen Zustand bezeichnet. Reitzes (1986) unterscheidet kognitive und evaluativ-emotionale Aspekte der Identifikation. Die kognitive Komponente beschreibt er als „identification of“, was als bedeutungsbezogene Umweltpräsentation verstanden werden kann. Als „identification with“ bezeichnet er die evaluativ-emotionale Komponente von Identifikation. Dies bedeutet die kognitive Repräsentation der Umwelt in der Person selbst und andererseits ein Sich-Hineinversetzen in bzw. die Aneignung der Umwelt (zit. nach Oberbauer, 1992).

Nach Graumann (1996) ist die Stadt als intentionale Umwelt, so wie sie ihren Bewohnerinnen und Bewohnern erscheint, vor allem die Umwelt, die erkennen lässt, was an Identifikationsmöglichkeiten vorhanden ist und zu einer Ortsidentität beiträgt. Graumann (1983; zit. nach Oberbauer, 1992) unterscheidet ergänzend dazu drei Arten von Umwelt-Identifikation:

- Wahrnehmung und Kategorisierung der Umwelt: Hierbei geht es nicht um die Feststellung der objektiven Umwelt, sondern um eine subjektive Rekonstruktion von lokaler Identität.
- Erkenntnis, selbst Teil des Identifikationsprozesses zu sein und mit bestimmten Eigenschaften der Umgebung verbunden zu sein: Hieraus ergeben sich Erwartungen und Zuschreibungen, die im Zuge eines Sozialisierungsprozesses internalisiert werden. Diese wiederum bilden die

Grundlage dafür, als zugehörig oder ausgeschlossen kategorisiert zu werden.

- Aktive Auseinandersetzung mit der sozialen und physischen Umwelt: Aspekte der Objekte und Orte werden zur Selbstdefinition herangezogen und in Folge als Teil der eigenen Identität empfunden.

Weichhart (1990) führt folgende Aspekte zur individuellen Identifikation mit dem öffentlichen Raum an: Physische Sicherheit, Aktivität und Simulation, soziale Interaktion und soziale Symbolik, sowie Individuation. Physische Sicherheit entsteht durch ein ablesbares, wahrnehmbares und interpretierbares Muster, das die physische Komplexität reduziert. Aktivität und Stimulation sind jene Tätigkeiten, bei denen einzelne Personen oder Gruppen aktiv und kreativ in ihren Lebensraum eingreifen. Mit sozialer Interaktion und sozialer Symbolik ist gemeint, dass der physische Raum als territoriale Projektionsfläche von Werten, Sinnkonfigurationen und sozialen Bezügen dargestellt wird. Mit Individuation wird schließlich der physische Raum eine Projektionsfläche für das einzelne Subjekt. Bei Gruppen erweitern sich die vier zuvor genannten Grundvoraussetzungen um den Aspekt der Kommunikation und Interaktion im alltäglichen Leben. Wobei der Ortsbezug bei der raumbezogenen Identität von Gruppen eine bedeutende Rolle spielt, denn fehlt „dieser enge und überwiegend auf den betreffenden Raumausschnitt zentrierte kommunikative Zusammenhang, dann kann sich Ortsloyalität nicht ausbilden“ (S. 56).

Hauser (2006) betont in ihren Arbeiten, dass Identität kein Ding und keine Eigenschaft ist, die eine Person oder ein Raum besitzt. Es handelt sich um einen Prozess. Dieser muss laufend durch die Wahrnehmung und Kommunikation der Beteiligten neu hergestellt werden. Identitäten beziehen sich gleichzeitig auf die drei Zeitdimensionen: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von Individuen oder Gruppen überbrachte (modifizierte) Erzählungen aus der Vergangenheit bilden Anknüpfungspunkte zur Bildung von Identität in der Gegenwart und ermöglichen das Entwickeln von Zukunftsvisionen. Insofern ist es wichtig, das kommunikative und kulturelle Gedächtnis zu erhalten. Aus älteren Strukturen können Anknüpfungspunkte entstehen, jedoch werden diese durch neue Anknüpfungspunkte ergänzt.

4.2.6 Ortsbindung

Nach Flade (2006) stellt *Ortsbindung* ein „Phänomen der gefühlsmäßigen Anhänglichkeit von Menschen“ (S. 30) dar. Ortsbindung oder englisch „Place Attachment“ ist ein komplexes Konzept, welches eine Vielfalt von Konzepten, wie Topophilia (Tuan, 1974), Place Identity (Proshansky, Fabian & Kaminoff, 1983), Insideness (Rowles, 1980), Genres of Place, Sense of Place or Rootedness, Environmental Embeddedness, Community Sentiment and Identity subsumiert (Low & Altman, 1992).

Eine schriftliche Befragung, angelehnt an die Residential Satisfaction Scale nach Bonaiuto et al. (1999) über die Zusammenhänge zwischen Wohnqualität und Ortsbindung in einem ostdeutschen Altbauviertel zeigte, dass die signifikanten Prädiktoren für Ortsbindung nicht für alle Bewohnerinnen und Bewohner gleichermaßen gelten. Während sich bei Gentrifiern (Personen, die eine Nachbarschaft durch die Renovierung alter Gebäude aufwerten) und Pionieren die Ästhetik der Gebäude und die vorhandenen Grünanlagen als signifikante Prädiktoren für Ortsbindung erwiesen, war die Wohndauer nur bei den Alteingesessenen (sozial Schwache ebenso wie gut Situierte mit hohem Bildungsniveau) ein bedeutsamer Prädiktor. Für alle Gruppen war jedoch der soziale Zusammenhalt (soziale Kohäsion) bedeutsam (Thomas & Fuhrer & Pohl, 2008).

In ihren Reflexionen über Ortsbindung bemerken Shumaker und Hankin (1984), dass es wenige Forschungsfelder gibt, die in ihrer Natur so eindeutig interdisziplinär sind wie das Erforschen der emotionalen Bindung an bestimmte Orte oder Umgebungen.

4.2.7 Ortsidentität

Während *Ortsbindung* ein „Phänomen der gefühlsmäßigen Anhänglichkeit von Menschen“ (Flade, 2006, S. 30) darstellt, geht *Ortsidentität* über diese emotionale

Ebene hinaus, indem sie zusätzlich eine kognitive Komponente beinhaltet. Wenn man sich mit einem Ort identifiziert, wird dieser zu einem Teil der eigenen Persönlichkeit. Nach Hellbrück und Fischer (1999) lässt sich Ortsidentität im wesentlichen über folgende Merkmale bestimmen: Lustgefühl, Vertrautheit, Zugehörigkeit, Entspannung, Ordnung der Gedanken, freies Ausdrücken von Gefühlen, Kontrolle, Humanisierung, Wecken von Erinnerungen, Privatheit, Befreiung von sozialen Zwängen, mit anderen Zusammensein. Proshansky (1978; zit. nach Kruse & Graumann & Lantermann, 1996) definiert Ortsidentität als die persönliche Identität eines Menschen bezogen auf dessen physische Umwelt und betont dabei Vorstellungen und Verhaltenstendenzen, die für die jeweilige spezifische Umwelt relevant sind; demnach stellt Ortsidentität eine wesentliche Komponente der Selbstidentität dar.

Nach Oberbauer (1992) wird der Begriff Ortsidentität für zwei verschiedene Sachverhalte verwendet: Einerseits bezeichnet Ortsidentität die Identität – im Sinne von Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit – eines Ortes, andererseits wird damit das Ergebnis einer Identifikation einer Person mit einem Ort bezeichnet.

Voraussetzung für die Entstehung der Ortsidentität ist die Möglichkeit der Aneignung. Aneignung bedeutet, dass eine objektive Umwelt in eine subjektive, persönlich bedeutsame Umwelt umgewandelt wird. Orte und Dinge an Orten bekommen einen persönlichen Mehrwert durch die Entwicklung einer Beziehung zu diesem Ort. In Folge wird der Ort an die eigenen Bedürfnisse angepasst (Flade, 2006). Das Individuum „entwickelt eine (positive) emotionale Bindung an Orte, welche die so verstandene psychische Selbstregulation fördern, und es bezieht diese Orte in jene Kognitionen mit ein, die auf die eigene Person gerichtet sind“ (Hellbrück & Fischer, 1999, S. 397). Die Umwelt dient demnach als Instrument zur Selbstregulation, welche sich wiederum in der Ausbildung einer Ortsidentität niederschlägt (Flade, 2006).

Flade (2006) führt eine Reihe von Faktoren an, welche eine Identifikation mit dem Wohnort beeinflussen:

- Wohnform: der Vergleich von dreistöckigen und 13-stöckigen Häusern hat gezeigt, dass die emotionale Verbundenheit bei Menschen, die weiter unten wohnen, höher ist,

- Verkehrsbelastung: Straßenverkehr vor der Haustüre ist eine Barriere, über die hinweg sich keine Ortsbezogenheit oder Ortsidentität entwickeln kann
- Wohnverhältnis (Mieter oder Eigentümer): die Bereitschaft, selbst aktiv zu werden, ist bei Eigentümern höher,
- Lebenszyklusphase: Besonders stark verbunden sind nichtberufstätige Frauen mit jüngeren Kindern,
- Berufstätigkeit,
- Soziale Schichtzugehörigkeit: Angehörige der mittleren und oberen Schicht engagieren sich mehr in lokalen Interessensverbänden, Organisationen, etc. (größere lokal verankerte Handlungsbereitschaft); Personen aus der unteren Schicht haben häufiger Bekannte und Verwandte in der Nähe (stärkere Bindung an die soziale Wohnumwelt),
- Wohndauer: über eine lange Wohndauer entsteht Ortsbindung, die ein wesentliches Element für Identifikation ist.

Wenn man annimmt, dass positive Ortsidentität als Bestandteil eines differenzierten und anpassungsfähigen Selbstmodells entwickelt wird, kann man weiter annehmen, dass ein solches Selbstmodell um so eher zustande kommt, je höher die Qualität der Wohnumwelt ist.

Wenn Menschen den Ort an dem sie wohnen nicht in ihr Selbst einbeziehen, kann es dazu kommen, dass sie sich weniger um das, was vor ihrer Wohnungstür passiert kümmern, sie sich seltener oder gar nicht engagieren oder sich isoliert und nicht zugehörig fühlen (Flade, 2006). Woraus sich schließen lässt, dass Ortsidentität ein begünstigender Faktor für die Beteiligung von Bewohnerinnen und Bewohnern bei der Gestaltung ihrer Wohnumwelt ist. Planungsprojekte können demnach darauf achten, dass Wohngebäude nicht zu hoch gebaut werden, Straßenverkehr aus Wohngebieten ferngehalten wird und Bewohnerinnen und Bewohner in die Planung miteinbezogen werden. Dies kann zur Folge haben, dass die Wohndauer und die Vertrautheit mit dem Wohnort zunimmt. Die Bekanntheit mit in der Nähe wohnenden Menschen wird höher und je besser man Bescheid weiß, desto besser kann man an der Lösung lokaler

Probleme mitarbeiten, denn Identifizierung schafft Betroffenheit (Edlinger & Potyka, 1989; Flade, 2006).

Während unter Ortsidentität die globale Identifizierung mit der Stadt als Gesamtes verstanden wird, geht es bei der *stadtbezogenen Identität* um die Identifizierung mit einzelnen Stadtteilen, denen durch subjektive Erfahrungen für die Identität einer Person besondere Bedeutungen zukommen. Diese Erfahrungen (Wohnbezug, Freundeskreis, Freizeitaktivitäten, etc.) tragen zu einer Bindung an dieses Gebiet bei und grenzen die Bewohnerinnen und Bewohner unterschiedlicher Stadtteile voneinander ab. Die wesentlichen Funktionen der stadtbezogenen Identität sind das Erleben von Kontinuität und Stabilität und die Vermittlung des Gefühls nach Zugehörigkeit. Im Unterschied zu den einzelnen Stadtteilen erfüllt die Stadt als Gesamtes viel globalere Funktionen, die nicht unmittelbar an die Erfahrungen ihrer Bewohnerinnen und Bewohner gekoppelt sein müssen (Hietzger, 2009).

4.2.8 Gefallenseindruck

Der Gefallenseindruck (Maderthaner, 2010) ist ein komplexes Zusammenspiel von vielen Wechselwirkungen. Gewünscht ist eine Vielfalt von Farben, Formen, Strukturen, Elementen und Verzierungen aber nur, wenn diese geordnet dargeboten werden und ein guter Überblick gewährleistet ist. Empirische Ergebnisse belegen, dass im Experiment vorerst einfache Muster weitgehend als schön empfunden werden. Mit fortschreitender Darbietung werden allerdings anspruchsvollere Gestaltungen bevorzugt. Das bedeutet, dass einfache Muster schnell zu erlebter Monotonie führen können, während komplexe Gestaltungen sich als zeitresistenter erweisen. Alleine mit der Häufigkeit einer visuellen Darbietung von Personen, Objekten und Situationen steigt die Beurteilung von Sympathie, Schönheit, usw. Eine große Rolle spielen auch Assoziationen, die wiederum von Erfahrung und Vorwissen beeinflusst werden.

Mit einem als schön empfundenen Lebens- und Wohnraum geht häufig auch

- höheres Wohnprestige,
- größere Wohnzufriedenheit,

- geringere Vandalismusneigung,
- höherer materieller Wert der Wohnung
- stärkere Ortsgebundenheit,
- größere Einsatzbereitschaft für kommunale Angelegenheiten und
- geringeres politisches Protestpotenzial einher (Maderthaner & Szykariuk, 1999).

Der ästhetische Anspruch an die Wohngegend ist nach Maderthaner (1995) ein lebensraumbezogenes Bedürfnis; Flade (1996) spricht in diesem Zusammenhang von ästhetischen Bedürfnissen. Ein schön empfundener Lebensraum hat demnach mit Wohlbefinden zu tun und steigert die Lebensqualität.

4.2.9 Nachbarschaft

Die meisten Menschen leben in mehr oder weniger unmittelbarer Nähe zu anderen Menschen und bilden zusammen mit ihnen eine „Nachbarschaft“. Nachbarschaft kann als „eine soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren“ verstanden werden (Hellbrück & Fischer, 1999, S. 419). Hamm (1996) beschreibt, dass Nachbarschaft für unterschiedliche soziale Bevölkerungsgruppen einen unterschiedlichen Stellenwert hat. So nimmt der Stellenwert von Nachbarschaft mit zunehmend höherem sozialen Status tendenziell ab und verändert sich auch je nach Lebenszyklus. Während Nachbarschaft für Kinder zumeist noch eine wichtige Rolle spielt, ändert sich das häufig im Jugendalter. Bei der Familiengründung nimmt der Stellenwert von Nachbarschaft wieder zu und wird im höheren Alter sogar oft zur wichtigsten Kommunikationsquelle.

Nach Hellbrück und Fischer (1999) ergeben sich durch Nachbarschaft zahlreiche Vorteile, wenn die Nachbarschaft den Charakter eines sozialen Stützsystems annimmt. Befriedigende Freundschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen sind relevante Indikatoren für eine hohe Lebenszufriedenheit und Lebensqualität – mehr als die Tatsache, ob jemand in der Stadt oder auf dem Land lebt (Maderthaner, 1995). Die subjektive Qualität von Nachbarschaft hängt nach Walden (1995) wesentlich von der

wahrgenommenen Fähigkeit ab, die eigene Nachbarschaft verbessern oder verändern zu können.

Kommunikation als ein menschliches Grundbedürfnis hat große Bedeutung für die Gestaltung nachbarschaftlicher Kontakte, indem sie das Zusammengehörigkeitsgefühl steigert und somit die Ortsverbundenheit und Ortsidentität verbessert (Maderthaner, 1995). Räumliche Nähe kann Kommunikation fördern, sofern Ähnlichkeiten in Alter, Beruf, Schichtzugehörigkeit und Freizeitinteressen festgestellt werden. Das Potenzial an Kommunikation einer Stadt kann aufgrund der hohen Personendichte kaum genutzt werden. Soll dieses Potenzial zur Wirkung kommen, könnte durch die räumliche Gestaltung der Wohnumwelt Kommunikation zwischen Fremden begünstigt werden, da es Menschen allgemein leichter fällt miteinander zu kommunizieren, wenn die Umwelt Anlass dazu gibt (Hellbrück & Fischer, 1999).

Nachbarschaft kann auch als sogenannter *Defensible Space* (Newman, 1972) fungieren, welcher als „Umwelt, deren physische Charakteristika es den Bewohnern erlauben, Funktionsträger ihrer eigenen Sicherheit zu sein“ (zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999, S. 439) definiert ist. Nachbarn zeigen hier territoriales Verhalten, indem sie Kontrolle über den entsprechenden Raum ausüben, diesen verteidigen und somit zur Verminderung von Vandalismus und Kriminalität beitragen. Je mehr die Wohnumgebung gruppentypische Merkmale aufweist, umso eher wird dieser Außenraum die Funktion eines *Defensible Space* erfüllen können.

Molt (1986) sieht Urbanität als Qualität der Stadt und als Gegenpol zum Territorium der Nachbarschaft an. Urbanität bezieht ihren Reiz aus der Freiheit von sozialen Zwängen, der Erlebnisvielfalt und einer offenen Kommunikation.

Die Vorstellung, dass man durch Wohnbauarchitektur und Städteplanung Nachbarschaft erzeugen kann, wenn man nur für genügend räumliche Nähe sorgt, ist nicht immer zutreffend. Zusätzlich müssen soziale Nähe, wahrgenommene Ähnlichkeit in Interessen, Einstellungen und Lebensstil vorhanden sein. Ein Wohngebäude darf außerdem nicht zu groß sein, wenn es Nachbarschaft fördern soll. Inzwischen belegen Studien, dass kleine Einheiten mit homogener Bevölkerung vermutlich besser sind als

eine zu kleinteilige Durchmischung unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen (Gans, 1961, zit. nach Flade, 2006). Außerdem sind der Wunsch nach sozialen Kontakten und das Bedürfnis nach Zugehörigkeit eine notwendige Bedingung für die Entstehung von Nachbarschaft.

Hamm (1996) warnt davor, enge nachbarschaftliche Beziehungen mit konfliktfreiem Zusammenleben gleichzusetzen, da vor allem die soziale Kontrolle auch zum Problem werden kann. Beinahe zwangsläufig bedeutet Nachbarschaft auch eine Verwicklung in Konflikte, besonders in Lärmkonflikte, verursacht durch Kinder oder Hunde. Dieser Sachverhalt wird in planerischen Überlegungen oft übersehen. Erstrebenswert wäre eine Balance zwischen nachbarschaftlichen Funktionen und den eigenen Bedürfnissen zu finden, je nachdem wie viel Nähe oder Distanz gewünscht ist. Hamm meint, dass Nachbarschaft alleine keine Grundlage für soziale Dienste oder politische Aktivierung bilden, aber in jedem Falle zur Entwicklung lokaler Identität und Ortsbezogenheit beitragen kann.

Nachbarschaft ist ein zentrales Thema der Stadtentwicklung, was sich auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung zeigt, die sich seit der Urbanisierung des 19. Jahrhunderts vermehrt dem Thema Nachbarschaft widmet. Nach Hamm (1996) wurde vor allem in den 1950er und 1960er Jahren die Frage diskutiert, ob es in der modernen Großstadt überhaupt noch Nachbarschaft gäbe. Zahlreiche Untersuchungen wurden nach Hamm (1996) durchgeführt und belegten: Es gibt Nachbarschaft in der Großstadt, aber in veränderter Form. Viele ursprüngliche Funktionen von Nachbarschaft sind verloren gegangen, aber einige wichtige, wie die Nothilfe, die soziale Kontrolle und die Kommunikation sind erhalten geblieben.

4.3 Soziale Netzwerke und Gemeinwesen

In diesem Kapitel wird auf neuere wissenschaftliche Erkenntnisse der sozialen Netzwerkforschung Bezug genommen und ein Zusammenhang zur Gemeinwesenarbeit hergestellt. Neue Erkenntnisse der Netzwerkforschung über Beziehungsnetzwerke werden vorgestellt. Das Netzwerkkonzept selbst ist seit vielen Jahren ein zentraler Gegenstand der Gemeindepsychologie.

Mit den Konzepten und Theorien der Gemeindepsychologie, der Netzwerkforschung sowie sozialpsychologischer und sozialwissenschaftlicher Forschung kann gezeigt werden, dass funktionierende soziale Netzwerke eine wertvolle gesellschaftliche Ressource für ein funktionierendes Gemeinwesen sind. Die Gemeindepsychologie betont zusätzlich die gesundheitsfördernde Wirkung von sozialen Netzwerken und sieht sie als Motor für eine gesellschaftliche Veränderung.

Der umweltsychologische Wert von Nachbarschaft als soziales Unterstützungssystem und die damit zusammenhängenden Eigenschaften, wurden bereits im vorigen Kapitel beschrieben. An dieser Stelle soll der Nachbarschaftsbegriff erweitert und als soziales Netzwerk verstanden werden. Zu Beginn steht ein vertiefender Einblick in die soziale Netzwerkforschung.

4.3.1 Das Netzwerkkonzept in den Sozialwissenschaften

Die Sozialwissenschaften verstehen *soziale Netzwerke als Beziehungen zwischen unterschiedlichsten Akteuren, die üblicherweise nicht sichtbar sind*. Vor der rasanten weltweiten Verbreitung der sogenannten sozialen Medien, insbesondere Facebook, wurden soziale Netzwerke oft mit der Metapher eines Fischernetzes beschrieben.

Der *Netzwerkbegriff* ist ein virtueller Begriff, auch wenn er eine gewisse Erfassbarkeit nahelegt. Mit diesem Begriff ist die Kommunikation zwischen Personen gemeint und welche Konsequenzen diese in (Beziehungs-)Verhalten zeigt. Selten wird

eine Gemeinde als gesamtes Netzwerk untersucht. Viel häufiger handelt es sich um Netzwerke von einzelnen Personen, sogenannte „egozentrierte“ Netzwerke, die erforscht werden (vgl. Hollstein, 2006, S. 11).

Soziale Netzwerke stehen nicht für sich in einem „sozialen Vakuum, sondern sind selbst sowohl vorstrukturiert als auch in ein größeres gesellschaftliches Netzwerk eingebettet“ (Holzer, 2010, S. 78). „Im Unterschied zu neuronalen, metabolischen, mechanischen oder anderen nicht-menschlichen Netzen zeichnen sich unsere sozialen Netzwerke dadurch aus, dass gut vernetzte Menschen Beziehungen zu anderen gut vernetzten Menschen haben. Und umgekehrt, haben schlecht vernetzte Menschen in der Regel Freunde und Verwandte, die ebenfalls weitgehend von Netzwerk abgekoppelt sind“ (Christakis & Fowler, 2010, S. 381).

4.3.2 Historische Vorläufer des Netzwerkkonzepts

Nach Holzer (2010) beginnt die Netzwerkanalyse mit zwei unterschiedlichen Richtungen: Erstens der sozial-psychologischen Richtung, beginnend mit Moreno's Soziometrie, Lewin's Feldtheorie, sowie Heider's und Newcomb's Balancetheorie. Die andere Richtung bilden die Hawthorne-Studien von Mayo in den USA und Radcliffe-Brown's Sozialanthropologie in Großbritannien. Die erste, sozialpsychologische Schiene führte zu den berühmten „small world“ Studien von Milgram (1967), wurde um neue Modelle der mathematischen Graphentheorie nach Erdős (1959) bereichert und von den Harvard-Strukturalisten um White (1978) aufgegriffen. Soziale Netzwerkanalysen wurden mit der mathematischen Netzwerktheorie kombiniert und wie bereits erwähnt, durch die neuen sozialen Medien, für eine breite Öffentlichkeit nutzbar gemacht (S. 29ff).

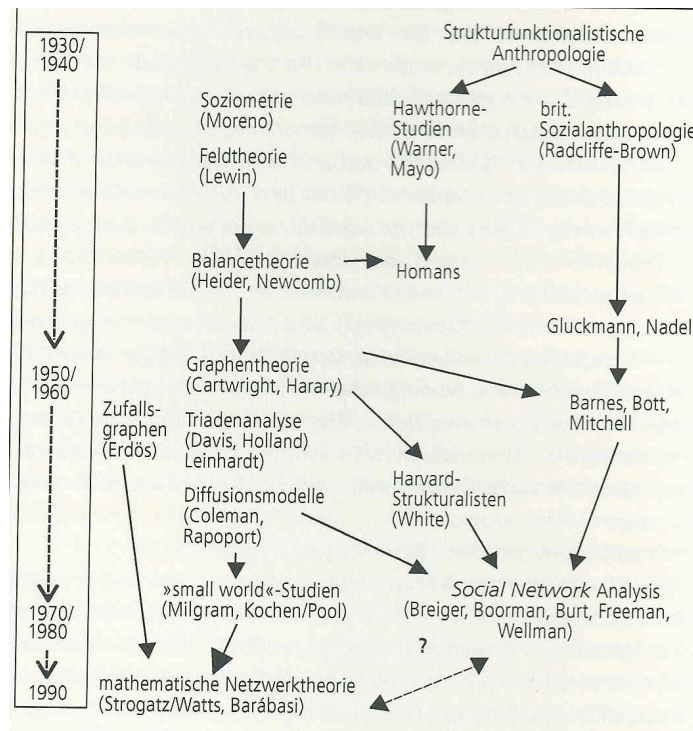


Abbildung 11: Entwicklung der Netzwerkanalyse angelehnt nach J. Scott (in: Holzer, 2006, S. 32f)

Jansen (2006) sieht wie Holzer die Feldtheorie, die Soziometrie und die Balancetheorien als Vorläufer der Netzwerkanalyse, bei ihr nehmen jedoch die Gestalttheorie und die Gruppendynamik ebenfalls einen zentralen Platz ein. In der sozialpsychologischen Entwicklungslinie weist ihrer Meinung nach der Blick auf das Ganze, die „Gestalt“, erst den einzelnen Elementen ihre Bedeutung zu.

4.3.3 Netzwerkanalyse

Die Entstehung der mathematischen sozialen Netzwerkanalyse, also der statistischen Erfassung von Netzwerken, ergänzt um entsprechende theoretische Modelle, wird den Harvard-Strukturalisten um Harrison C. White am Beginn der 1970er Jahre zugeschrieben. Barry Wellmann, ein Student Whites in Harvard, gründete 1978 das International Network for Social Network Analysis (INSNA). Der österreichische Zweig ist das Austrian Network for Social Network Analysis (ANSNA).

Die Netzwerkanalyse in den Sozialwissenschaften stützt sich seit ihren Anfängen auf zwei Traditionen: zum einen auf eine zwischen den Akteurs-Beziehungen abstellenden Sozialtheorie und zum anderen auf die formalen Methoden der Graphentheorie, die eine mathematische Repräsentation und Analyse dieser Beziehungen erlauben (vgl. Holzer, S 29). Die Analyse und Auswertung von sozialen Netzwerken erfolgt zumeist statistisch oder ursprünglich statistisch-mathematisch. Zunehmend werden auch qualitative Methoden angewendet. Den Versuch einer Verbindung stellen beispielsweise Hollstein & Strauss (2006) her.

Das Interesse der Netzwerkanalyse beginnt dort, wo sich über gelegentliche Kontakte hinaus ein mehr oder weniger stabiles und vor allem erwartbares Beziehungsmuster herauskristallisiert. Die soziale Netzwerkanalyse hat somit nicht einzelne Akteure im Blick, sondern deren Stellung im Netzwerk und die Stärke ihrer Beziehungen zu anderen Akteuren. Durch die postulierte Abhängigkeitsbeziehung zwischen dem gesamten Netz und dem einzelnen Akteur, wird das individuelle Handeln des Einzelnen weniger bedeutend. Daher werden sowohl individualistische als auch kollektivistische Erklärungsmodelle für Netzwerke eher abgelehnt. Weder das Individuum noch die Gesellschaft, sondern die intermediäre Ebene sozialer Netzwerke wird in das Zentrum der Betrachtung gerückt (Holzer, 2010; Jansen, 2006; Christakis & Fowler, 2010).

Mit der sozialen Netzwerkanalyse lassen sich soziale Ressourcen von Einzelpersonen, sozialen Gruppierungen oder größer organisierten Gemeinschaften erfassen. Sie ist ein Instrument mit dem sich soziales Kapital erfassen lässt (Holzer, 2010). „Soziales Kapital hat [...] die Eigenart, nicht völlig im Besitz eines einzelnen Akteurs zu sein: es ist abhängig von den direkten und indirekten Beziehungen, die ein Akteur zu anderen Akteuren in einem Netzwerk unterhält“ (Jansen, 2006, S. 27).

4.3.4 Beziehungen und Verhalten in sozialen Netzwerken

Die Netzwerkforschung lehrt, dass menschliches Verhalten weitreichende Folgen hat, weil es stark durch Nachahmung und Normen geprägt ist. Das Verhalten von

Freunden wird nachgeahmt und damit werden gleichzeitig gemeinsame Normen geteilt, wie beispielsweise „Dick sein ist nicht so schlimm“. *Ein bestimmtes Verhalten kann sich im sozialen Netzwerk viel weiter verbreiten als ursprünglich angenommen.* Nicht nur die Freunde, sondern auch die Freunde der Freunde werden von den unterschiedlichen Verhaltensweisen angesteckt (Christakis & Fowler, 2010; Dunbar, 2012).

Bei *Beziehungsnetzwerken* geht es zunächst um die Beziehung selbst, deren Entstehen von zwei Bedingungen abhängig ist, (1) der Reziprozitätserwartung und (2) dem Vertrauensvorschuss. Reziprozitätserwartung bedeutet, dass zu jedem Zeitpunkt eine unausgeglichene Situation wechselseitiger Verpflichtung vorliegt. Vertrauen ist nicht einfach eine Folgerung aus den Erlebnissen der Vergangenheit, sondern ein Vorschuss an positiven Erwartungen, die aus den bekannten Informationen für eine ungewisse Zukunft gewissermaßen abgeleitet werden. Damit Beziehungsnetzwerke funktionieren muss Vertrauen mobilisiert werden. Sind Reziprozitätserwartungen und Vertrauensvorschüsse einmal etabliert, können sie zur Grundlage dafür werden, dass soziale Beziehungen auch instrumentelle Bedeutung gewinnen können und zur Erreichung bestimmter Ziele genutzt werden. (vgl. Holzer, 2010, S. 14).

Für die Netzwerkforschung sind in diesem Zusammenhang zwei Fragen relevant. Der erste Frage betrifft den Beziehungsaspekt, also wer mit wem in Verbindung steht. Die zweite vielleicht zentralere Frage ist der Übertragungsaspekt, also ob Informationen über die Beziehungen weitergegeben werden und falls ja, welche (vgl. Christakis & Fowler, 2010, S. 32 ff). Welche Informationen über wen weitergegeben werden, hängt insbesondere davon ab, welche Position eine Person, Gruppe oder Organisation im jeweiligen Netzwerk einnimmt. Dabei argumentieren die Netzwerkanalysiker und Netzwerkforscher, dass die klassischen Kategorien, die zu sozialer Ungerechtigkeit führen, wie Ethnie, Klasse, Geschlecht oder Bildung für die Netzwerkforschung weniger von Interesse sind, als die Beziehungen und damit die Position, die jemand innerhalb des Netzwerks innehat. Und diese Position wiederum unterliegt nicht nur der eigenen Entscheidung, „denn unsere Position innerhalb des Netzwerks hängt auch davon ab, welche Entscheidungen andere in unserer Umgebung treffen“ (Christakis &

Fowler, 2010, S. 379). Trotzdem lässt sich ihrer Meinung nach ein Zusammenhang zwischen dem Entscheidungs- und Gestaltungsspielraum einer Person und ihrem sozioökonomischen Status nicht leugnen: Je höher Bildung und Einkommen einer Person, desto besser funktionieren ihre Netzwerke.

Die menschliche Grenze von sozialen Netzwerken erforschte ein britischer Psychologe, einer der wichtigsten Vertreter der Theorie des sozialen Gehirns: Robin Dunbar. In einem bahnbrechenden Aufsatz aus dem Jahr 1993, der zusammen mit den Anmerkungen von mehr als dreißig weiteren Wissenschaftlern veröffentlicht wurde, konnte er zeigen, *dass das menschliche Gehirn auf eine Gruppe von etwa 150 Individuen ausgelegt ist*. Eine Gruppe zeichnet sich dadurch aus, dass sich ihre Angehörigen noch untereinander kennen, dass sie wissen, wer ihre Freunde und ihre Feinde sind und in welchem Verhältnis die übrigen Mitglieder zueinander stehen. Eine Gruppe ist die Höchstzahl jener Menschen, zu denen eine Beziehung aufrecht erhalten werden kann. Der entscheidende Faktor scheint die menschliche Fähigkeit zu sein, „den Überblick über soziale Beziehungen zu behalten, mentale Raster anzulegen, um jeden Einzelnen zu identifizieren, und mentale Karten von Netzwerken zu erstellen, um festzuhalten, wer in welcher Beziehung zu wem steht und wie stark oder schwach, kooperativ oder feindselig die jeweiligen Personen sind“ (Christakis & Fowler, 2010, S. 318).

4.3.5 Besonderheiten von sozialen Netzwerken

Die Besonderheit von sozialen Netzwerken kann mit dem Satz „das Ganze ist mehr als die Summe seiner Einzelteile“, der ursprünglich von Aristoteles stammt und auf den sich auch die Gestaltpsychologie bezieht, beschrieben werden. Jedes Beziehungsnetzwerk hat seine eigene „Gestalt“, erscheint in seiner eigenen Form und zeichnet sich durch sein ganz spezielles Muster, das aus den sozialen Beziehungen entsteht, aus. Insofern passt laut Jansen (2006) der psychologische Gestaltbegriff sehr gut zum Strukturverständnis eines Netzwerks.

Das soziale Netzwerk als besondere „Gestalt“ zeichnet sich durch seine Intelligenz, sein Gedächtnis und die Fähigkeit aus, sich – genau wie Lebewesen oder Organismen – zu reproduzieren und zu erneuern „Das Netzwerk besteht fort, selbst wenn die Menschen kommen und gehen, genau wie unsere Haut, die ständig ihre Zellen erneuert, ein Internetprovider, der seine Server auswechselt, und ein Markt, der jahrhundertlang von immer neuen Käufern und Verkäufern besucht wird“ (Christakis & Fowler, 2010, S. 368).

4.3.6 Soziale Netzwerke im Gemeinwesen

Hart, Lindemann sowie in Folge Steiner erkannten schon früh, die Bedeutung von funktionierenden sozialen Netzwerken, sowohl zwischen Einzelpersonen als auch zwischen Gruppen für die Lebensqualität und die Zufriedenheit in einer Community. (Mohrlok et al., 2002). Bereits 1955 formulierte Murray G. Ross in seinem Buch „Community Organization – Theory and Principles“ die These, dass es um einen Prozess gehe, in dem „[...] die unterschiedlichen Gruppen in einem Gemeinwesen [...] zusammenwirken und daran arbeiten, dass sie in sich die Fähigkeit entwickeln, mit weiteren Schwierigkeiten, die in ihrem Gemeinwesen auftreten, fertig zu werden“ (zit. nach Mohrlok et al., 2002, S. 128). Er weist damit auf den wichtigen Befähigungsaspekt von sozialen Netzwerken hin, nämlich dass die dabei beteiligten Personen Kompetenzen erproben und damit ein Rüstzeug vermittelt bekommen, das ihnen als Prävention eine verbesserte Ausgangslage in zukünftigen Konfliktsituationen bietet. Damit der gemeinschaftliche Lernprozess in Netzwerken im Gemeinwesen besonders wirksam erfolgt, kann auf das Phänomen des kontextabhängigen Lernens zurückgegriffen werden. Lerninhalte und auch neu erlernte Fähigkeiten werden am besten in einer Umgebung wiedergegeben, die der Umgebung, in der sie erlernt wurden, möglichst ähnlich ist. Das heißt, was Personen direkt in ihrem Lebensumfeld an neuen Fähigkeiten erlernen, können sie auch später in dieser Umgebung gut wieder anwenden. Damit stellt sich ein gesteigerter Lerneffekt ein und die erprobten Veränderungen werden besser in den Lebensalltag integriert (Mohrlock, 2002). Soziale Netzwerke werden so zu einer wertvollen gesellschaftlichen Ressource, die in der soziologischen Diskussion nach Bourdieu als Sozialkapital bezeichnet wird (Jansen, 2006).

Die Netzwerkforschung zeigt, dass diese von Menschen geschaffenen Netzwerke ein Eigenleben führen – indem sie wachsen, sich verändern, vermehren, aber auch wieder sterben können. Nach Christakis und Fowler (2010) stellen soziale Netzwerke eine Art menschlichen Überorganismus dar, welcher die Fähigkeiten des Einzelnen übersteigt. Somit haben regionale Handlungen globale Konsequenzen, „[...] die Tag für Tag tausende Menschen betreffen und weit über den Bau von Türmen und den Einsturz von Mauern hinausgehen“ (S. 365).

Dieser Zugang lässt sich auch auf Gemeinden übertragen: Jede Gemeinde als soziales Netzwerk führt ein Eigenleben und hat ihre eigene soziale Struktur. Wenn es um Interventionen geht, die auf Veränderungen abzielen, dann ist es notwendig diese je eigene Gemeindestruktur zu kennen, damit klar wird, wo die Angelpunkte der Veränderung liegen. Man muss also das Ganze untersuchen, um das Verhalten der Teile, der Netzwerkelemente (meist, aber nicht immer Individuen) verstehen und erklären zu können (Jansen, 2006).

4.3.7 Das Netzwerkkonzept in der Gemeindepsychologie

Die Gemeindepsychologie hat sich von Beginn an mit der gesundheitsfördernden Wirkung von sozialen Netzwerken auseinandergesetzt und das Organisieren von sozialen Netzwerken zu ihrem zentralen Aufgabengebiet gewählt. Sie bietet neben den theoretischen Zugängen ganz konkrete Handlungsansätze und Lösungsversuche zur gesellschaftlichen Veränderung an.

Die Gemeindepsychologie geht u. a. davon aus, dass eine Vielzahl von Belastungen und Lebensproblemen auf die asymmetrische Verteilung gesellschaftlicher Ressourcen zurückzuführen sind, weshalb ein tief greifender gesellschaftlicher Wandel, der zu mehr Chancengleichheit im Zugang zu materiellen und ideellen Ressourcen führt, als dringend erforderlich angesehen wird. Hinzu kommt das Prinzip der Netzwerkförderung, das die Forderung nach kultureller Vielfalt zur Entwicklung eigenständiger Lebensformen und Überwindung von Ausgrenzung und Stigmatisierung einschließt (Keupp & Röhrle, 1987; Keupp, 1993; Keupp, 1997; Keupp, 1999; Rappaport, 1977; Röhrle & Sommer, 1995; Stark, 1996).

Die Gemeindepsychologie begann mit den Reformbewegungen der 1960er Jahre. In den USA nahmen Psychologinnen und Psychologen an den Antiarmutskampagnen, der Bürgerrechtsbewegung, an der Bewegung gegen den Vietnamkrieg und an einer Reform der psychosozialen Versorgung teil und versuchten daraus ihre psychologische Identität zu gewinnen. In der BRD, England und in Italien waren es in den 1960er und 1970er Jahren neben Bildungsreformen auch sozialpolitische Projekte (beispielsweise eine umfassenden Psychiatriereform), an der sich Gemeindepsychologen beteiligten. Am Beginn der Gemeindepsychologie stand die programmatische Forderung, dass sich Psychologinnen und Psychologen aktiv in die Lösungsversuche gesellschaftspolitischer Probleme involvieren und zu Agenten eines sozialen Wandels werden sollten. Bis heute ist die „explizite Option für gesellschaftliche Veränderungen als Bedingung für die Verbesserung individueller Entfaltungsmöglichkeiten geblieben“ (Keupp zit. nach Asanger & Wenninger 1999, S. 221).

Wesentlich für das Verständnis der gemeindepsychologischen Perspektive ist, dass diese nicht die Anwendung psychologischer Konzepte auf die Gemeinde bedeutet, vielmehr versucht sie die für ein Subjekt relevante „Gemeinde“ in der Gestalt konkreter materieller, ökologischer und soziokultureller Ressourcen zu erfassen. Der breit gefasste Ansatz der Gemeindepsychologie macht nachvollziehbar, dass diese sich als interdisziplinäre Wissenschaft definiert. Die Gemeindepsychologie will auch nicht als psychologische Teildisziplin verstanden werden, sondern formuliert ein alternatives Grundverständnis für die Rolle der Psychologie als kulturelle Institution und als Dienstleistungssystem. Aus dieser Haltung entwickelte sie spezifische Theorien, Methoden und Herangehensweisen, allesamt charakterisiert durch deren Praktikabilität, Multiperspektivenansatz, Parteilichkeit und psychosozialer Prozesshaftigkeit (Keupp 1999).

Die Gemeindepsychologie ist als *Community Psychology* international gut verankert und auf allen Kontinenten vertreten. In Europa durch die ECPA – European Community Psychology Association. In Österreich wird die Gemeindepsychologie derzeit (2012) an keiner Universität gelehrt.

Heiner Keupp, nunmehr emeritierter Professor für Sozial- und Gemeindepsychologie in München, definiert die Netzwerkidee über die „Tatsache, dass Menschen mit anderen sozial verknüpft sind“ (1987, S. 18) und vermittelt dies auch bildhaft: Menschen werden dabei als Knoten dargestellt gesehen, von denen Verbindungsbänder zu anderen Menschen laufen, die wiederum durch Knoten symbolisiert sind. Für Keupp steht das Konzept Netzwerk zugleich als Metapher für neuartige soziale Phänomene – nicht nur in den Sozialwissenschaften. Aus seiner Sicht liegt „die Last der großen Hoffnungen“ auf den Netzwerken, diese können als die bereits „lebensfähigen Vorboten einer umfassenden Transformation gesehen werden, die in ein neues Zeitalter der Menschheitsgeschichte hineinführt.“ (S. 20). Als Keupp dies postulierte, stand das Internet erst am Anfang, mobile Telefone gab es nur vereinzelt und von den Sozialen Medien (Social Media) war die Gesellschaft noch weit entfernt. Rückblickend kann gesagt werden, dass die Gemeindepsychologie die Vorboten der gesellschaftlichen Transformation richtig eingeschätzt hat.

Die Gemeindepsychologie betont die gesundheitsfördernde Wirkung sozialer Netzwerke, indem sie folgende Funktionen übernehmen: Hohe emotionale Unterstützung, instrumentelle Unterstützung durch praktische Hilfe und Dienstleistungen, kognitive Unterstützung durch Informationen und Erfahrungswissen, Aufrechterhaltung sozialer Identität in Krisenzeiten, Vermittlung von Kontakten über Netzwerkgrenzen hinaus. (Götz, 2000, S. 22). Die psychologische Glücksforschung spricht ebenfalls seit mehr als zwanzig Jahren von der Bedeutung funktionierender sozialer Beziehungen. Argyle führt vierzehn Ressourcen für die Entstehung von Glück und die damit verbundene Lebenszufriedenheit an: Körperliche und seelische Gesundheit, Sozialkontakte, Freizeit, Arbeit, Persönlichkeit, Einstellung, Einkommen, soziale Klasse, Geschlecht, Alter, Kultur, Nationalität und Ethnie. An oberster Stelle der Glücksbedingungen stehen medizinische Gesundheit und befriedigende Sozialkontakte. (zit. nach Maderthaner, 1995, S. 177).

Nach Holzer (2010) ermöglichen oder erleichtern soziale Netzwerke den „Zugriff auf Unterstützungs- und Hilfeleistungen, sowie materielle und immaterielle Ressourcen im Kontaktnetz, erschließen also ansonsten unwahrscheinliche Handlungschancen“ (S.

15). Christakis & Fowler (2010) schließen aus den Ergebnissen der Netzwerkforschung, dass, wenn Menschen am Rand eines Netzwerks unterstützt werden, damit sie neue Beziehungen herstellen können, dies im Interesse der gesamten Gesellschaft ist und nicht nur die marginalisierten und benachteiligten Menschen betrifft (vgl. S. 381).

Im Zusammenhang mit dem Resilienzkonzept kommt aus der Krisenforschung eine Bestätigung des sozialen Netzwerkansatzes. Deren Ergebnisse besagen, dass sich in Gemeinden funktionierende Netzwerke in Krisenzeiten eindeutig als hilfreich erweisen (Wisner, Blaikie, Cannon & Davis, 2003).

Homogene und damit stark redundante Beziehungsnetzwerke zeigen sich als Unterstützungssysteme jedoch weniger hilfreich, wenn es um das Finden eines neuen Jobs geht. In der Studie „Getting a Job“, die von Granovetter 1974 in Boston, USA, durchgeführt wurde, zeigte sich ein überraschendes Ergebnis nämlich, „[...] dass mehr und subjektiv besser bewertete Jobs nicht auf die Empfehlung von Verwandten, guten Freunden und anderen strong-ties hin gefunden wurden, sondern vor allem auf die weak-ties zurückgingen“ (Holzer, 2006, S. 17). Begründet wird dies damit, dass die schwachen Beziehungen im Hinblick auf Informationsgewinnung überlegen sind, weil die in ihnen enthaltenen Informationen weniger redundant sind, als bei den starken, emotionalen Beziehungen. Erklären lässt sich dies mit der Balancetheorie die besagt, wenn A und B sich kennen ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass sie auch C kennen. Bei den sogenannten weak-ties (schwachen Bindungen) kennen sich zwar A und B aber nur einer von ihnen kennt C. Das heißt, dass C andere Kontakte hat, die im Falle einer Jobsuche von erhöhtem Nutzen sein können. C ist somit eine Brückeninstanz, oder Broker, wie es die Netzwerkforschung nennt. (Holzer, 2006; Christakis & Fowler, 2010). Nach Jansen (2006) ist eine Sozialstruktur, in der die möglichen Konfliktlinien immer wieder durch weak-ties und quer laufende Affiliationen unterbrochen werden, weniger konfliktanfällig (vgl. S. 27f). Eine Gemeindennetzwerk, dessen Sozialstruktur zusätzlich auch aus weak-ties besteht, müsste demnach auch eine erhöhte Resilienz aufweisen.

4.4 Qualitative Sozialforschung

In diesem Kapitel wird gezeigt, dass die qualitative Sozialforschung mittlerweile wissenschaftliche Standards erreicht hat ohne sich, so wie früher, ständig legitimieren zu müssen. Neben allgemeinen theoretischen Positionen und Annahmen, werden hier insbesondere jene Richtungen der qualitativen Sozialforschung besprochen, die sich für die Arbeit in Gemeinden und Städten besonders eignen: die Grounded Theory und die Partizipative Aktionsforschung. Das Verbinden von partizipativer Aktionsforschung und Organisationsentwicklung stellt einen Bezug zu den ersten Kapiteln im theoretischen Teil her. Im Anschluss an eine detaillierte Beschreibung qualitativer Erhebungsmethoden, die standardmäßig im Forschungsprozess eingesetzt werden, werden die Gütekriterien qualitativer Forschung vorgestellt. Mit diesem Kapitel endet der theoretische Teil dieser Arbeit.

4.4.1 Geschichte

In Österreich liegen die Wurzeln der Qualitativen Sozialforschung bei der damals Aufsehen erregenden Studie „Die Arbeitslosen vom Marienthal“ (1933), die von Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld und Manfred Zeisel verfasst wurde. Marie Jahoda (1907–2001), eine von Karl und Charlotte Bühler ausgebildete Psychologin, erforschte mit ihrem Team die Wirkungen der Arbeitslosigkeit auf die Menschen in Gramatneusiedl, einem kleinen Ort in der Nähe von Wien. Marie Jahoda gilt als eine der bekanntesten Sozialwissenschaftlerinnen dieses Jahrhunderts. Ihr politisches Wirken zwang sie 1937 in die Emigration. Sie lehrte von 1958–1973 als Professorin für Sozialpsychologie an der Universität in Sussex, wo sie bis zu ihrem Lebensende blieb.

Nach Denzin & Lincoln (2000) beginnt die historische Entwicklung der qualitativen Forschung mit der ethnografischen Forschung, die vom frühen 19. Jahrhundert bis zum Beginn des zweiten Weltkriegs dauerte. Sie setzte fort mit der sozialwissenschaftlichen oder soziologisch orientierten Phase, die etwa von 1950 bis 1970 dauerte und als

„golden age“ der qualitativen Forschung bezeichnet wird (S. 14). In dieser Zeit nimmt die Chicagoer Schule eine besondere Stellung ein. Sie wird als Quelle der Inspiration und als Wiege der qualitativen Sozialforschung gesehen, da von ihr viele methodische und theoretische Impulse ausgegangen sind, die bis heute weiterverfolgt werden. Erwähnenswert als zwei berühmte Vertreter sind Kurt Lewin und Roger Barker, deren Wirken bereits in den vorhergegangenen Kapiteln ausführlich beschrieben wurde. Unter anderem fällt auch „The discovery of Grounded Theory“ von Glaser & Strauss (1967) in diesen Zeitraum. Die Chicagoer Schule stand im engen Austausch mit der Chicagoer Sozialarbeit. Auf dem Campus der University of Chicago hat Jane Addams später ihr berühmtes Hull-House gegründet – ein einflussreiches Zentrum für Sozialarbeit (Wensierski, 2012). Wenngleich die Chicagoer Schule auch von österreichischen Wissenschaftlern beeinflusst war, findet sich beispielsweise der Name „Marie Jahoda“ nicht im Literaturverzeichnis von Denzin und Lincoln. Generell wird in diesem Handbuch die Perspektive der amerikanischen Seite eingenommen. Aktuell beschäftigt sich die – us-amerikanische – qualitative Forschung mit feministischen und klinischen Themen, kulturwissenschaftlichen Studien, kritischen Zugängen, der Aktionsforschung, u.v.m. Gemeinsam ist allen diesen Themen ihr gesellschaftskritisches Potenzial, verbunden mit dem Anspruch der gesellschaftlichen Veränderung mit jenen, die in negativer Weise von Veränderungsprozessen betroffen sind.

Laut Flick (2007, 2012) hat die Verwendung qualitativer Methoden in der Psychologie und den Sozialwissenschaften in Europa eine lange Tradition. Flick verweist in diesem Zusammenhang auf Wilhelm Wundt, der im Rahmen seiner Völkerpsychologie verstehende und beschreibende Methoden gleichberechtigt neben den experimentellen Methoden einer allgemeinen Psychologie anwendete. In dieser Zeit entstand bei den deutschen Soziologen ein Streit „zwischen einem mehr monografischen Wissenschaftsverständnis, das eher induktiv und am Einzelfall orientiert war, und einer empirisch-statistischen Vorgehensweise“ (Flick 2007, S. 16). Wie die Geschichte zeigt, haben sich im Verlauf der Zeit die experimentellen, standardisierenden und quantifizierenden Ansätze gegen die empirisch-verstehenden durchgesetzt (Flick, 2007). Beeinflusst durch die amerikanische Soziologie gelang es, ein Verständnis für die qualitative Vorgehensweise zu wecken, damit begann sich in

den 1970er Jahren die qualitative Sozialforschung im deutschen Sprachraum wieder verstärkt zu etablieren.

In den letzten Jahren hat sich die qualitative Forschung zu einem breiten Anwendungsfeld entwickelt, sie reicht von der Grundlagenforschung bis hin zu angewandten Forschungs- und Praxisfeldern. Im Bereich der Sozialwissenschaften ist sie praktisch in jedem Forschungsfeld vertreten. Nach Flick (2012) lässt sich sagen, dass sich die qualitative Sozialforschung etabliert hat. Auf der psychologischen Fakultät in Wien hat die qualitative Sozialforschung allerdings nur einen sehr geringen Stellenwert.

4.4.2 Theoretische Positionen

Die qualitative Sozialforschung schließt an drei große sozialwissenschaftliche Traditionen an: dem symbolischen Interaktionismus, der subjektiven Bedeutungen und individuellen Sinnzuschreibungen nachgeht, der Ethnomethodologie, die an den Routinen des Alltags und ihrer Herstellung interessiert ist und schließlich an psychoanalytischen Positionen, die von Prozessen des psychischen oder sozialen Unbewussten ausgehen.

Qualitative Sozialforschung lässt sich anhand der folgenden zentralen theoretischen Annahmen und Kennzeichen darstellen:

- *Verstehen als Erkenntnisprinzip:* „Qualitative Forschung zielt darauf auf, das untersuchte Phänomen bzw. Geschehen von innen heraus zu verstehen. Verstanden werden soll die Sicht eines Subjekts (oder mehrerer Subjekte), der Ablauf sozialer Situationen (Gespräche, Diskurse, Arbeitsabläufe) oder die auf eine Situation zutreffenden kulturellen bzw. sozialen Regeln“ (Flick, 2007, S. 40f).
- *Fallrekonstruktion als Ansatzpunkt:* Qualitative Studien setzen zumeist an der Analyse von Einzelfällen an, bevor zu vergleichenden oder

allgemeinen Aussagen übergegangen wird. „Was dabei als Fall verstanden wird – das Subjekt und seine Sicht, eine lokal-zeitlich umgrenzte Interaktion oder ein spezifischer sozialer oder kultureller Kontext, in dem sich ein Geschehen entfaltet – hängt jeweils von der theoretischen Position ab, mit der der Fall untersucht wird“ (Flick, 2007, S. 40f).

- *Konstruktion von Wirklichkeit als Grundlage:* Es wird davon ausgegangen, dass sich Subjekte ihre Sicht der Wirklichkeit selbst konstruieren und diese Konstruktion ein aktiver Prozess ist. Daher wird in der qualitativen Forschung das Phänomen der konstruierten Wirklichkeit untersucht. Welche Instanzen als zentral für diese Konstruktion angesehen werden, ist abhängig von der zu untersuchenden Fragestellung (Flick, 2007; Flick, 2012).
- *Beforschte als Experten/Expertinnen:* Ausgehend vom interpretativen Paradigma wird davon ausgegangen, dass die soziale Wirklichkeit aus der Perspektive der Betroffenen zu verstehen und interpretieren ist. „Die Sicht der Wirklichkeit als perspektivenabhängig ergibt einen veränderten Status der beforschten Personen: anstatt Forschungsobjekt der Erforschung der Wirklichkeitskonzeption der ForscherInnen zu sein, wird das beforschte Individuum als ‚prinzipiell orientierungs-, deutungs- und theoriemächtiges Subjekt‘ und damit ‚Experte‘ seiner Lebenswirklichkeit begriffen. Den Forscherinnen stehen also im Rahmen des Forschungsprojektes ‚Gleichberechtigte‘ gegenüber, deren Interpretationen nicht als ‚naive‘ bzw. ‚rein subjektive‘ Aussagen, sondern als ebenso theoriegebundene Annahmen (im Sinne von Alltagstheorien) verstanden werden müssen, wie die Hypothesen der ForscherInnen“ (Arbeitskreis Qualitative Sozialforschung, 1994, S. 20).
- *Text als empirisches Material:* Trotz der zunehmenden Bedeutung von visuellen Datenquellen, bleibt die qualitative Sozialforschung eine Textwissenschaft. „Texte sind nicht nur die wesentlichen Daten, auf die Erkenntnis gegründet wird, sie sind auch die Basis von Interpretationen und das zentrale Medium der Darstellung und Vermittlung solcher Erkenntnisse“ (Flick, 2007, S. 43).

- *Komplexität statt Reduktion:* Es geht bei der qualitativen Sozialforschung nicht um die Reduktion von Komplexität durch Zerlegung in Variablen, sondern um die Verdichtung von Komplexität durch Einbeziehung von Kontext (Flick, 2007, 2012; Breuer, 1996).
- *Prinzip der Offenheit und des Verstehens:* Um dem Verstehen von komplexen Zusammenhängen möglichst nahe zu kommen, richtet sich die qualitative Sozialforschung auf das Nachvollziehen der Perspektive des anderen (Flick, 2012). „Das Prinzip der Offenheit besagt, dass die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückgestellt wird, bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte gebildet hat“ (Hoffmann-Riem zit. nach Flick, 2007, S. 97). Dieses Prinzip bedeutet also Offenheit gegenüber den zu befragenden Personen, der Situation und den Methoden.
- *Selbstreflexivität des Forschers/der Forscherin:* Qualitative Sozialforschung besitzt das Merkmal der Selbstreflexivität, denn stets ist der Forscher/die Forscherin selbst Teil des Gegenstands und des Gegenstandsfelds, der oder das zur Untersuchung steht bzw. er oder sie macht sie dazu. Breuer (1996) hält die Fokussierung dieses Aspekts für epistemologisch ergiebig: „die Thematisierung der ‘sozialen Position und Interaktion des Wissenschaftlers im Untersuchungsfeld’, der ‘Transaktionen’, ‘Aushandlungen’ und ‘Passungen’ zwischen der Forscherperson, der Methode und dem Gegenstand.“ (Breuer, 1996, S. 18) Man erhält aus den Untersuchungen also nicht Daten von Ereignissen, die sich auch ohne Forscheranwesenheit und Forschungsaktivität so abgespielt hätten. Vielmehr geht es um Phänomene, die – unter anderem – als Reaktion der Feldmitglieder bzw. der Beteiligten auf die Anwesenheit der Wissenschaftler zustande kommen. Nach Devereux (1984) handelt es sich hierbei um den psychoanalytischen Gesichtspunkt von Übertragung und Gegenübertragung. Er meint, diese Phänomene stellen eine wichtige Erkenntnisquelle dar, sowohl über das Forschungsfeld als auch über die Forscherperson selbst. „Gegenstandsbezogene Daten sind prinzipiell – so macht uns dieser Ansatz deutlich – ‘da draußen’ (lokalisiert am Objekt),

aber auch 'hier drinnen' (in Gestalt meiner personalsubjektiven Reaktionen) ablesbar.“ (zit. nach Breuer 1996, S. 19)

- *Explikation und Transparenz:* Mit Explikation ist die Offenlegung der Einzelschritte des Untersuchungs- und Interpretationsprozesses, dem die Daten unterzogen werden, gemeint. Diese Forderung gilt für Wissenschaft allgemein, denn genau hier, nämlich in der Nachvollziehbarkeit der Daten liegt der wesentliche Unterschied zwischen Wissenschaft und Glauben. In der Qualitativen Sozialforschung wird jedoch auf Transparenz und Nachvollziehbarkeit des Erkenntnisweges besonders Wert gelegt.
- *Forschung als nichtlinearer Prozess:* Forschung als nichtlinearer Prozess beinhaltet das Verständnis, dass Forschung in zyklischen (oder systemischen) Schleifen vorangeht und nicht aus einer Abfolge von linearen Schritten – auf A folgt B – besteht.

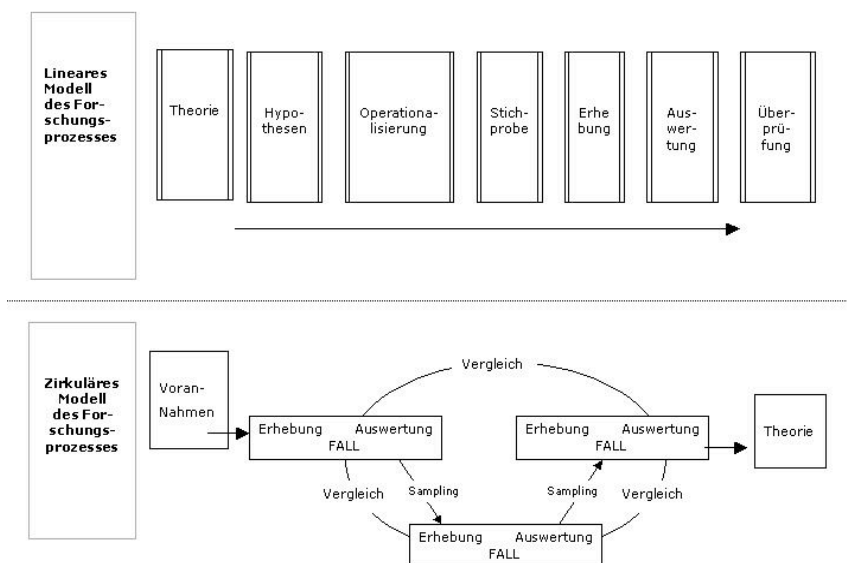


Abbildung 12: Flick, 2007, S. 61

- *Gegenstandsangemessenheit:* Qualitative Forschung zeichnet sich in der Praxis dadurch aus, dass je nach Fragestellung und Forschungskontext verschiedenste Methoden zum Einsatz kommen. Wesentlich ist, dass die Herkunft der Methode sich am zu untersuchenden Gegenstand orientiert und nicht umgekehrt (Flick, 2012).

4.4.3 Die Grounded Theory

Die Grounded Theory ist eine *der* zentralen Forschungsstile in der qualitativen Sozialforschung und die meist verbreitete in den amerikanischen Sozialwissenschaften. In Deutschland gehört die Grounded Theory zum festen Bestand des methodischen Diskurses, insbesondere im Bereich der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik (Breuer, 1996). Das generelle Verständnis einer prozessualen Forschung hat sich jedoch nach wie vor zu wenig durchgesetzt (Flick, 2012).

Grounded Theory ist mehr als ein Forschungsansatz zur Theoriengewinnung. Es ist eine grundsätzliche Haltung, wie Forschung zu betreiben ist. Der Ansatz der systematischen Theorie-Generierung als Produkt eines Forschungsprozesses wurde von Barney Glaser & Anselm Strauss (1967) als Grounded Theory wissenschaftlich fundiert. Die Übersetzung ihres Grundlagenwerkes ins Deutsche erfolgte 30 Jahre später, unter dem Titel: Grounded Theory – Strategien qualitativer Forschung (1998). Barney Glaser zog sich allerdings bereits in den 1970er Jahren aus dem Wissenschaftsbetrieb zurück und hat Anselm Strauss und Juliet Corbin, die Weiterentwicklung dieses Ansatzes überlassen.

Kennzeichnend für die Grounded Theory ist, dass die Generierung von Theorien als zirkulärer Prozess und nicht als lineare Abfolge von Arbeitsschritten gesehen wird: „*Theorie zu generieren ist ein Prozess.*“ (Glaser & Strauss, 1998, S. 15). Ausgehend von Annahmen (Thesen), die sich im Laufe des Forschungsprozesses auch noch verändern können, ist eine gegenstandsbezogene Theorie zu entwickeln. Eine gegenstandsbezogene Theorie reiht sich als „Theorie mittlerer Reichweite“ (Glaser & Strauss, 1998, S. 23) zwischen die Arbeitshypothesen des Alltags und den umfassenden großen Theorien ein. Wesentlich ist, dass sie Vorhersage und Erklärung von Verhalten ermöglicht und für praktische Anwendungen tauglich ist. Den Daten und dem untersuchten Feld wird daher grundsätzlich Priorität eingeräumt. „Eine Grounded

Theory wird aus den Daten gewonnen und nicht aus logischen Annahmen abgeleitet“ (Glaser & Strauss 1998, S. 39).

Zentrale Elemente der Grounded Theory sind:

- *Die Komparative Analyse* als parallel laufender Prozess zwischen Datenerhebung, Datenanalyse und Dateninterpretation. „Wir hingegen restituieren der komparativen Analyse als strategischer Methode zur Theoriegenerierung ihre größtmögliche Allgemeinheit. Sie kann auf soziale Einheiten jeglicher Größe angewandt werden, auf große oder kleine, auf Individuen oder ihr Rollen, aber auch auf Nationen oder Weltgegenden“ (Glaser & Strauss, 1998, S. 31f).
- *Das Theoretical Sampling* als das Erarbeiten der für das Forschungsvorhaben relevanten Stichprobe, die zu Beginn an unbekannt ist, sowohl in Zahl als auch in Qualität
- *Die Theoretische Sättigung* als jenes Kriterium das Erkennen lässt, wann das Theoretical Sampling zu beenden ist und
- *Das Theoretische Kodieren* ist eine in mehreren Arbeitsschritten nachvollziehbare Vorgehensweise zur Erarbeitung der Kernkategorien

Die *Datenerhebung* erfolgt zumeist in Form von Interviews, aber auch andere Methoden, wie teilnehmende Beobachtung, Foto- oder Dokumentenanalyse können zum Einsatz kommen (siehe auch Kapitel: Verfahren und Methoden zur Datenerhebung). Wichtig ist, die Methoden so zu triangulieren, dass das bestmögliche Ergebnis zu erreichen ist.

Hervorzuheben ist der Anspruch und die Nähe, die zwischen künstlerischer und wissenschaftlicher Arbeit hergestellt wird: Der Forschungsprozess wird als Wechselbeziehung zwischen Forscher und den Beforschten gesehen, was letztlich beide Seiten verändert. In diesem Verständnis ist Forschung immer auch eine Intervention, die Veränderung hervorruft. Die Aktionsforschung hat sich dieser Thematik schon früher gestellt, das Konzept der Intervention ist danach in die Organisationsentwicklung eingeflossen.

Ad) Theoretical Sampling & Theoretische Sättigung

„Theoretisches Sampling meint den auf die Generierung von Theorie zielenden Prozess der Datenerhebung, währenddessen der Forscher/die Forscherin seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächste erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind“ (Glaser & Strauss, 1998, S. 53). Dieses Prinzip der Fall- und Materialauswahl findet auch über Glaser und Strauss hinaus seine Anwendung: die Auswahl von Fallgruppen nach konkret-inhaltlichen statt abstrakt-methodologischen Kriterien, nach ihrer Relevanz statt nach ihrer Repräsentativität – prägt auch verwandte Strategien der Datensammlung im Rahmen qualitativer Forschung.

Das Theoretische Sampling lässt sich als das qualitative Pendant zur statistischen Repräsentativität verstehen, deshalb sollen die Unterschiede kurz skizziert werden:

Theoretisches Sampling	Statistisches Sampling
Umfang der Grundgesamtheit ist vorab unbekannt	Umfang der Grundgesamtheit ist bekannt
Merkmale der Grundgesamtheit sind nicht vorab bekannt	Merkmalsverteilung in der Grundgesamtheit ist abschätzbar
Mehrmalige Ziehung von Stichproben-Elementen nach jeweils neu festzulegenden Kriterien	Einmalige Ziehung einer Stichprobe nach einem vorab festgelegten Plan
Stichproben-Größe vorab nicht definiert	Stichproben-Größe vorab definiert
Sampling beendet wenn theoretische Sättigung erreicht ist	Sampling beendet, wenn die gesamte Stichprobe untersucht ist

Abbildung 13: „Theoretisches vs. Statistisches Sampling“ (Wiedemann, 1991, zit. nach Flick, 2007)

Auswahlentscheidungen beim Theoretischen Sampling können auf der Ebene der zu vergleichenden Gruppen getroffen werden oder sich direkt auf bestimmte Personen richten. Die zentrale Frage für die Datenauswahl ist dabei: Welchen Gruppen wendet man sich zwecks Datenerhebung als nächstes zu und mit welcher Absicht? Es werden also so viele Gruppen gewählt, wie der Vergleich hilft, möglichst viele Eigenschaften von Kategorien zu generieren und diese aufeinander zu beziehen. „Mittels der Maximierung oder Minimierung von Differenzen zwischen Vergleichsgruppen kann der

Soziologe die theoretische Relevanz seiner Datenerhebung kontrollieren“ (Glaser & Strauss, 1998, S. 63). Das Kriterium mit dem beurteilt wird, wann das Theoretical Sampling abgeschlossen werden kann ist, ist die Theoretische Sättigung.

Sättigung heißt, dass keine zusätzlichen Daten mehr gefunden werden können, mit deren Hilfe der Soziologe weitere Eigenschaften der Kategorie entwickeln kann. Sobald er sieht, dass die Beispiele sich wiederholen, wird er davon ausgehen können, dass eine Kategorie gesättigt ist. Er verlässt nun seinen bisherigen Weg, um nach Gruppen zu suchen, deren Daten so verschieden wie möglich sind, nur um sicher zu gehen, dass die Sättigung auf einer möglichst breiten Datenbasis beruht. Man erreicht die theoretische Sättigung durch paralleles Erheben und Analysieren der Daten. (Glaser & Strauss, 1998, S. 69)

Theoretische Sättigung bedeutet in der Forschungspraxis, dass zu einer bestimmten Thematik, keine neuen Aussagen mehr gewonnen werden können, egal welcher Gruppe oder Person ich mich zuwende.

Ad) Memo-Technik und Theoretisches Kodieren

Die Memo-Technik, auch Memo-Writing genannt, ist eine zentrale Methode innerhalb der Grounded Theory und lässt sich mit den Feldnotizen der Qualitativen Forschung, insbesondere der ethnologischen Feldforschung, vergleichen. Memos sind eine Erinnerungshilfe für das Finden einer Theorie, gleichzeitig aber auch ein Mittel zur Reflexion des eigenen Forschungsprozesses. Deshalb sollen sich in Memos nicht nur persönliche Erlebnisse finden, sondern auch Themen die schon früh im Forschungsprozess auftauchen und sich später zu Kategorien entwickeln könnten (Charmaz, 2006; Flick, 2012).

Bei der Dateninterpretation wird Kodierung als Operation verstanden, mit der „Daten aufgebrochen, konzeptualisiert und auf neue Weise wieder zusammengesetzt werden [...] Kategorisierung meint in diesem Vorgehen die Zusammenfassung von solchen Begriffen zu Oberbegriffen und die Herausarbeitung von Beziehungen zwischen Begriffen und Oberbegriffen bzw. Kategorien und Oberkategorien“ (Flick,

2007, S. 197). Das Kodieren der Daten verläuft in drei Phasen die ineinander übergehen und sich auch zeitlich abwechseln können, genannt: offenes, axiales und selektives Kodieren. Nach Flick (2012) haben sich diese drei Kodierungsschritte etabliert und finden sich in der deutschsprachigen qualitativen Literatur auch unter diesen Namen immer wieder.

Das *offene Kodieren* wird meist zu Beginn des Forschungsprozesses angewendet und dient zum Analysieren von besonders aufschlussreichen oder unklaren Passagen. Es zielt darauf ab, Daten und Phänomene in Begriffe zu fassen. Aussagen werden in ihre Sinneinheiten (Wortfolgen, einzelne Worte) zergliedert und mit Codes wie z.B. „mechanistisches Weltbild“ oder „Distanz“, zu versehen. Es gibt konstruierte Codes oder in-vivo-Codes, wobei nach Glaser & Strauss (1998) die in-vivo-Codes in der Anfangsphase zu bevorzugen sind. In-vivo-Codes sind Aussagen der Interviewpartner, die zur Beschreibung einer Kategorie übernommen werden.

Das *axiale Kodieren* dient dazu, die vorhandenen Kategorien zu verfeinern und zu differenzieren. „Dabei werden aus der Vielzahl erstandener Kategorien diejenigen ausgewählt, deren weitere Ausarbeitung am vielversprechendsten erscheint.“ (Flick, 2007, S. 201). Beim axialen Kodieren wechselt der Forscher/die Forscherin ständig zwischen induktivem Denken (Entwicklung von Begriffen, Kategorien und Beziehungen aus dem Text) und deduktivem Denken (Überprüfung gefundener Begriffe, Kategorien und Beziehungen am Text).

Der dritte Schritt, das *selektive Kodieren*, hat die Herausarbeitung einer Kernkategorie zum Ziel, um die sich die anderen entwickelten Kategorien gruppieren lassen und durch die sie integriert werden. Die Theorie wird ausformuliert und erneut an den Daten überprüft.

Charmaz (2006) beschreibt vier Codierungsschritte: Initial Coding, Focused Coding, Axial Coding und Theoretical Coding (S. 42 ff), wobei sie das Theoretische Kodieren als den „sophisticated level of coding“ beschreibt. Sie bezieht sich auf Glaser, der postuliert, dass theoretisches Kodieren dazu dient, die herausgearbeiteten Kategorien miteinander in Beziehung zu setzen. Im Vergleich zum selektiven Kodieren

beinhaltet dieser letzte Kodierungsschritt vermutlich eine Spur mehr Freiheit zur Interpretation. Für die Freiheitsgrade, die in dieser Vorgehensweise stecken, hat die Grounded Theory über die Jahre auch immer wieder viel Kritik seitens der quantitativen Wissenschaft geerntet. Deshalb haben einige qualitative Sozialforscher, darunter auch Strauss, in weiterer Folge ihre Analysemethoden noch weiter verfeinert. Zu starre Analyserichtlinien widersprechen allerdings der offenen Forscher-Haltung, die ja nicht nur bei der Erhebung sondern auch über den Auswertungs- und Theoriefindungsprozess beibehalten werden sollte. Da Wissenschaft ebenso als kreativer Akt verstanden werden kann und sollte, braucht es für eine gute qualitative Sozialforschung eben beides, Raum für kreative Lösungen und nachvollziehbare Methoden. (Breuer, 1996; Glaser & Strauss, 1998)

4.4.4 Verfahren und Methoden zur Datenerhebung

Es werden nun verschiedene Verfahren und Methoden vorgestellt, die nicht nur in der Grounded Theory, sondern generell in der qualitativen Sozialforschung zum Einsatz kommen. Insbesondere werden jene Methoden beschrieben, die auch bei der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ eingesetzt werden.

Ad) Beobachtungsverfahren

Die Teilnehmende Beobachtung hat ihre historischen Wurzeln in der Anthropologie und der Ethnologie, sowie in den großen Sozialreformbewegungen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts in den USA und in Großbritannien. Generell standen Beobachtungsverfahren in den USA, sowohl bei Forschung als auch der methodischen Diskussion, lange im Mittelpunkt. Bei den Beobachtungsverfahren wird der Akzent darauf gelegt, dass Handlungsweisen nur der Beobachtung und nicht über Reden zugänglich sind. Es ist eine bestimmte Art der Information, die sich mit Beobachtungsverfahren erhalten lässt. „Vielfach wird mit Beobachtung der Anspruch verbunden herauszufinden, wie etwas tatsächlich funktioniert oder abläuft“ (Flick, 2007, S. 152). Es geht also um das Eintauchen in das zu untersuchende Feld, die Beobachtung aus der Perspektive der handelnden Personen, aber auch um den Einfluss welchen der Forscher/die Forscherin auf das zu beobachtende Feld ausübt. In jüngerer

Zeit beginnt sich unter Einfluss der us-amerikanischen und englischen Diskussion der Begriff „Ethnographie“, gegenüber der Teilnehmenden Beobachtung durchzusetzen (Lüders, 2012). Sozialwissenschaftliche Ethnographien nehmen vorrangig die Kulturen der eigenen Gesellschaft in den Blick.

Fotos, Film, und Zeitungsrecherchen stellen weitere Elemente der qualitativen Sozialforschung dar, die im Rahmen von Forschungsarbeiten eingesetzt werden. Insbesondere sind Filme und Fotografie kulturelle und symbolische Kommunikationsformen, die dazu genutzt werden können, wichtige Merkmale des sozialen Lebens zu beleuchten (Denzin, 2012). Glaser & Strauss (1998) weisen darauf hin, dass zusätzlich zu den Felddaten auch dokumentarische Daten für Forschungsvorhaben herangezogen werden sollen. Sie ermutigen geradezu, nach neuen Daten zu suchen: „[...] doch sollten Soziologen im Umgang mit dokumentarischen Materialien ebenso geübt und findig sein wie bei der Feldforschung Dokumentarische Materialien sind für die Theoriegenerierung potenziell ebenso wertvoll wie unsere eigenen Beobachtungen und Interviews“ (S. 169).

Das *Forschungstagebuch* und die *Feldnotizen* sind weitere wesentliche Dokumentationsformen. Erst mit den persönlichen Notizen zu den Erlebnissen im Feld, den gemachten Eindrücken und den Erfahrungen mit den Interviews, wird die Erhebung vollständig. Die Ausführlichkeit und Vollständigkeit dieser persönlichen Niederschriften sind in erster Linie vom Dokumentationsstil des Forschers/der Forscherin abhängig. Feldnotizen nehmen bei der Grounded Theory, wie bereits beschrieben, ebenfalls eine wichtige Funktion als Unterstützung zur Theorienbildung ein.

Ad) Interviewverfahren

Interviews sind essentiell, wenn es um das Erforschen von subjektiven Wahrnehmungen geht. Ohne die Perspektive der betroffenen Personen zu kennen, lassen sich keine adäquaten Aussagen bilden und Theorien entwickeln.

Im weiteren werden jene Verfahren dargestellt, die bei der Aktivierenden Stadtdiagnose unterschiedlich kombiniert und angewendet werden.

Problemzentrierte Interviews gehen auf Witzel (1982, 1985) zurück und bestehen aus verschiedenen Teilelementen, die zu einer Interviewtechnik integriert werden. Sie haben einen thematisch ausgerichteten Leitfaden, der aus Fragen und Erzählanreizen besteht. Drei zentrale Kriterien kennzeichnen dieses Interview: Es geht um (a) Problemzentrierung, d.h. Orientierung an einem gesellschaftlichen relevanten Problem, um (b) Gegenstandsorientierung, d.h. die Methode orientiert sich am Gegenstand und soll entwickelt und modifiziert, und schließlich um (c) die Prozessorientierung in Forschungsprozess und Gegenstandsverständnis (Flick, 2007).

Experteninterviews gelten als spezielle Form von Leitfadeninterviews. Für die Stadtdiagnose sind Experteninterviews unumgänglich, denn sie liefern wesentlich Informationen jener Personen, die normalerweise in einer Stadt etwas zu sagen haben, oder aufgrund ihrer Funktion die Stadtentwicklung maßgeblich beeinflussen bzw. das Potenzial dazu hätten. Die befragte Person steht dabei in seiner Eigenschaft als Repräsentant einer bestimmten Gruppe (Flick, 2007).

Der Entwicklungskontext des *narrativen Interviews* war ein Projekt von Fritz Schütze zur Analyse kommunaler Entscheidungsprozesse und Machtstrukturen. Verwendet wird es vor allem im Rahmen biografischer Forschung. Das narrative Interview besteht aus vier Phasen: der (1) Erzählaufforderung, die relativ offen formuliert sein muss; der (2) autonom gestalteten Haupteerzählung. Daran schließt dass (3) erzählengenerierende Nachfragen an. Den Abschluss bildet die (4) Bilanzierungsphase. Hier werden dem Interviewpartner/der Interviewpartnerin auch Fragen gestellt, das sogenannte „Nachfragen“. In diesem Teil werden die Befragten in stärkerem Maß als Experte und Theoretiker ihrer selbst angesprochen und zu Generalisierungen und Selbstinterpretationen befragt. Das narrative Interview orientiert sich mehr an konkreten Handlungsfolgen, als an Ideologien und Rationalisierungen der Befragten (Flick, 2007; Hopf, 2012).

Das *ethnografische Interview* unterscheidet sich von den anderen Interviewformen insofern als es eher zufällig entsteht, durch die Anwesenheit des Forschers/der

Forscherin im Feld. Es sind dies also keine vorher vereinbarten Situationen, sondern die Interviews haben einen spontanen Charakter. „Am besten stellt man sich ethnografische Interviews als eine Reihe von freundlichen Unterhaltungen vor, in die der Forscher/die Forscherin langsam neue Elemente einführt, um Informanten darin zu unterstützen, als Informanten zu antworten“ (Spradley zit. nach Flick, 2007, S. 111). Diese Methode wird vor allem mit Feldforschungs- und Beobachtungsstrategien kombiniert.

Gruppenverfahren bieten – über die Dynamik die innerhalb einer Gruppe entsteht – die Möglichkeit ein besonders alltagstaugliches Bild von einer bestimmten Situation zu bekommen. *Gruppeninterviews*, auch Focus Groups genannt, gehen auf Merton, Fiske und Kendall (1956) zurück und sind vom Interviewer mehr oder minder gesteuert und strukturiert. Der Interviewer nimmt eine moderierende Rolle ein, indem er darauf achtet, dass alle Personen zu Wort kommen. Gruppeninterviews kommen vorwiegend in der Marktforschung zum Einsatz.

Bei den *Gruppendiskussionen* wird der Schwerpunkt auf die Stimulierung der Diskussion und die Dynamik die sich daraus entwickelt, gelegt. Zu diesem Zweck wird zu Beginn ein Diskussionsanreiz vorgegeben, beispielsweise eine provokante Frage gestellt oder ein Film gezeigt (Flick, 2007). Die qualitative Aussagekraft von Gruppendiskussionen im Forschungszusammenhang wird innerhalb der qualitativen Sozialforschung kritisch diskutiert (Bohnsack, 2012). Für die Anwendung in der Praxis haben sich Gruppendiskussionen als sehr brauchbar erweisen.

Ad) Triangulation und Mixed Methods

Nach Flick (2010) beinhaltet die *Triangulation* „die Einnahme unterschiedlicher Perspektiven auf einen untersuchten Gegenstand oder allgemeiner: bei der Beantwortung von Forschungsfragen“ (S. 281). Durch die Triangulation soll ein Erkenntniszuwachs erzeugt werden, d.h. es sollen mehr Erkenntnisse gewonnen werden können als nur durch eine Methode.

Mit *Mixed Methods* ist die kombinierte Anwendung von qualitativen und quantitativen Daten gemeint (Mey & Mruck, 2010).

Ad) Transkription

Transkribierte Daten sind jene Rohdaten, auf denen die weitere Interpretationsarbeit aufbaut und auf die im Bedarfsfall immer wieder zurückgegriffen werden kann. Ein Standard, wie transkribiert werden soll hat sich laut Flick (2007) bis jetzt noch nicht durchgesetzt. Sinnvoll erscheint, nur so viel und so genau zu transkribieren, wie die Fragestellung erfordert.

Ad) Darstellung der Inhalte

„Schreiben erweist sich als eine Interaktion zwischen theoretischen Annahmen, der (Re-)Konstruktion des Gegenstandes, rhetorischen Strategien und der Zuhörerschaft“ (Matt, 2012, S. 578). Nach Matt (2012) ist die Präsentation des Datenmaterials durch Grafiken, Memos, u.ä. eine wesentliche Strategie zur Validierung. Trotzdem bleibt der Text das zentrale Vermittlungsinstrument. Wie er zu vermitteln ist, dafür gibt es kein „kanonisierbares Verfahren“ (Matt, 2012, S. 579). Auch bei Denzin (2005) finden sich wenig andere Darstellungsformen.

Bei dem Einsatz von qualitativen Methoden in der Praxis ist die Darstellung der Inhalte über eine andere Form als den geschriebenen Text notwendig. Die allgemein verständliche Schreibweise ist dabei eine Voraussetzung, jedoch kann auch davon ausgegangen werden, dass nicht alle Gemeindebewohnerinnen und Gemeindebewohner gewohnt sind, viele Seiten Text zu lesen. Insofern ist es notwendig den Inhalt auch über andere Darstellungsformen zu vermitteln. Erfahrungsgemäß sind einfache Grafiken ein hilfreiches Instrument.

4.4.5 Partizipative Aktionsforschung

Nach Kemmis & Mc Taggart (2005) *entwickelte* sich die partizipative Aktionsforschung in vier wissenschaftlichen Generationen. Als historischer Beginn wird die von Kurt Lewin entwickelte Handlungs- oder Aktionsforschung gesehen. Der von ihm verwendete Begriff „Action Research“ taucht erstmals 1946 im Zusammenhang mit einer Studie über Minderheitenproblematiken auf. Für die zweite

Generation steht die in den frühen 1970er Jahren in Großbritannien unter dem Namen „Ford T Project“ bekannt gewordene Studie von Elliott, MacDonald, Adelman & Walker. Ausgehend von dem alarmierenden Unterschied zwischen dem politischen Anspruch an Bildung und der Umsetzung der Programme in den Klassenzimmern zeigten die Autoren der Studie, dass Lehrerinnen und Lehrer durch Zusammenarbeit fähig sind, ihre eigenen Praktiken zu erforschen und zu verbessern. Diese Idee hat sich seit damals weit verbreitet und hat zur Gründung des Classroom Action Research Network (CARN) geführt. Die dritte Generation ist gekennzeichnet durch den Anspruch, vermehrt kritische und emanzipatorische Aktionsforschung zu betreiben. Hier gab es eine starke Strömung in Australien und in Europa. Die vierte Generation entwickelte sich in der Verbindung von kritischer Aktionsforschung und partizipativer Aktionsforschung, welche im Kontext von sozialen Bewegungen vor allem in Lateinamerika entstand.

Aktuell zählen folgende *Strömungen* zur partizipativen Aktionsforschung: Participatory Research, Critical Action Research, Classroom Action Research, Action Learning, Action Science (Kemmis & Mc Taggart, 2005).

Das Besondere an dem Forschungsansatz ist die *Vorgehensweise*, die geprägt ist von einem abwechselnden Rhythmus zwischen Thesen entwickeln, deren Überprüfung in Alltagssituationen und dem Rückführen der Ergebnisse in die Forschung. Forschung wird also als ein Lern- und Veränderungsprozess verstanden, bei dem Erkenntnisgewinn und Veränderung, Forschung und Praxis Hand in Hand gehen und nicht nacheinander ablaufen.

Die *Aufgabe* von partizipativer Aktionsforschung ist es, praktisches Wissen zu produzieren, das für Menschen in ihrem Alltagsverhalten hilfreich ist. Die Untersuchungsthemen sind praxisbezogen und emanzipatorisch. Generell versteht sich Aktionsforschung als Forschung mit und für Betroffene. Vor allem in Lateinamerika hat sich die Aktionsforschung zu einer „Forschung mit Unterdrückten“ entwickelt – prominent dafür stehen der brasilianische Pädagoge Paul Freire (1921–1997) und der brasilianische Theatermacher Augusto Boal (1931–2009).

Partizipative Aktionsforschung bevorzugt qualitative *Methoden* wie die Teilnehmende Beobachtung, Gruppendiskussion und Dokumentenanalyse (Bortz & Döring, 2006), wendet aber auch kreative Techniken an. Nach Budd L. Hall (2001), auf den der Terminus „Partizipative Forschung“ zurückgeht, sind Gesang, Tanz, Dichtung und Diskussion ebenso Ausdrucksformen, bei denen Wissen kreiert wird und die für partizipative Forschung von Relevanz sind. Seiner Meinung nach hat die partizipative Forschung einige ihrer reichsten Inspirationen aus der Kunst bezogen.

Anwendungsgebiete der Aktionsforschung finden sich nach Reason & Bradbury (2001) bei der Gemeindeentwicklung, in Organisationen und Unternehmen, bei Schulen und Ausbildung, in der Gesundheitspflege und Medizin, bei der Sozialarbeit, in den Sozialwissenschaften, der Psychologie und der Transpersonalen Wissenschaft.

4.4.6 Organisationsentwicklung und Aktionsforschung

Viele Charakteristika der Organisationsentwicklung (OE) lassen sich nach Rosenstiel & Molt & Rüttinger (2005) an drei *Quellen* festmachen, welche die wichtigsten Impulse zur Konzeption in den 1970er Jahren gegeben haben:

- Das sind gruppendynamische Verfahren insbesondere die Laboratoriumsmethode, auch T-Gruppe (=Trainings-Gruppe) genannt,
- die Survey-Feedback-Methode, welche häufig im Rahmen der Aktionsforschung eingesetzt wird, sowie
- die Theorie soziotechnischer Systeme. (S. 379ff)

Sowohl die T-Gruppe als auch die Survey-Feedback-Methode wurden von Kurt Lewin am Institute for Social Research der Universität von Michigan angeregt. Bei der Survey-Feedback-Methode werden zunächst mit den Methoden der Sozialforschung Daten erhoben (Survey-Research) und anschließend an die Befragten rückgemeldet (Feedback).

„Der Aktionsforschungsansatz in Verbindung mit der Survey-Feedback-Methode war lange Zeit das grundlegende Verfahren zur Steuerung der Lern- und Problemlösungsprozesse während einer OE“ (Rosenstiel & Molt & Rüttinger, 2005, S. 381). Deutlich ist, dass es bereits von Beginn an eine starke Verbindung zwischen Aktionsforschung und Organisationsentwicklung gegeben hat. Das Drei-Phasen-Modell von Lewin (1946) – „Unfreezing-Movement-Refreezing“ – das nach wie vor ein Standardmodell in der Organisationsentwicklung ist, entstand vermutlich nicht zufällig im selben Jahr, in dem Lewin auch den Begriff „Action Research“ erstmal erwähnte. Dieses Drei-Phasen-Modell ist zyklisch gedacht, Beschreibungen dieses Vorganges werden oft in Form von Kreislaufmodellen oder als U-Prozedur beschrieben. Der Kerngedanke dahinter ist, dass das alltägliche Handeln in Organisationen von Grundannahmen und Regeln bestimmt wird, über die sich die Mitglieder von Organisationen oft gar nicht bewusst sind. Es kommt also darauf an, diese Grundannahmen mittels geeigneter Verfahren aufzudecken. Diese Grundannahmen werden anschließend hinterfragt. Änderungswünsche müssen dann formuliert und seitens der Unternehmensleitung durchgesetzt werden (vgl. Bornewasser, 2009, S. 169).

Einen Aktionsforschungsorientierten Ansatz in der Organisationsentwicklung vertreten aktuell Waclawski & Church (2002). Sie definieren die Organisationsentwicklung (Organization Development) als „planned process of promoting positive humanistically oriented large-system change and improvement in organizations through the use of social science theory, action research, and behaviorally based data collection and feedback techniques“ (S. 9). Dabei verstehen sie die Aktionsforschung nicht als ein spontanes oder intuitives Trial-and-Error-Vorgehen und auch nicht als gruppendynamische Selbsterfahrung, sondern als strukturierten Prozess der diagnostischen Datenerhebung, der Datenanalyse und der Ableitung von geeigneten scheinenden Interventionsmaßnahmen.

Nach Sievers & Trebesch (1980) lässt sich der Zusammenhang zwischen Aktionsforschung und Organisationsentwicklung folgendermaßen darstellen:

Aktionsforschungsphase	Vorwiegend	Inhalt
Kontakt und Vorgespräche	Forschung	Erste gegenseitige Orientierung und Vorentscheidung über eine mögliche Zusammenarbeit.
Vereinbarung	Aktion	Entwicklung einer gemeinsamen Arbeitsbeziehung und eines »Kontraktes«; erste Problemsicht; Auswahl der Datensammlungs- und Feedbackmethoden.
Datensammlung	Forschung	Aufnahme des Ist-Zustandes durch entsprechende Methoden der Datenerhebung (im wesentlichen Befragung).
Datenfeedback	Aktion	Rückgabe der aufbereiteten Daten an das Klientensystem zur Diskussion und Diagnose.
Diagnose	Forschung	Einsicht in die derzeitige innere Verfassung der Organisation (Stärken, Defizite, Probleme).
Maßnahmenplanung und -durchführung	Aktion	Entwicklung spezifischer Maßnahmenpläne, die eine Entscheidung darüber einschließen, wer die Pläne ausführt und wie der Erfolg gemessen und bewertet werden kann. Ausführung der erarbeiteten Veränderungsstrategien.
Erfolgskontrolle	Forschung	Bewertung der Effektivität der durchgeführten Maßnahmen. Entscheidung über Abschluss oder Weiterführung des Projekts.

Abbildung 14: Zusammenhang zwischen Aktionsforschung und Organisationsentwicklung nach Sievers & Trebesch (1980, zit. nach Rosenstiel, Molt & Rüttinger, 2005, S. 382)

Auf Basis dieser Tabelle lässt sich auch sehr gut verstehen, wie Aktionsforschung in die Praxis, in diesem Fall in die Praxis von Unternehmen, umgesetzt werden kann.

4.4.7 Gütekriterien qualitativer Forschung

Es gibt eine sehr ausführliche Debatte, wie sich die Qualität qualitativer Forschung bestimmen lassen kann. Dementsprechend liegen unterschiedliche Konzepte vor, die von der Adaptation der klassischen Gütekriterien, also Objektivität, Reliabilität und

Validität bis zur Forderung nach eigenen angemessenen Gütekriterien für die qualitative Forschung reichen. (Bergold, 2012; Steinke, 2012)

Eine aktuelle Auseinandersetzung nach gemeinsamen wissenschaftlichen Standards lässt sich bei Przyborski & Wohlrab-Sahr (2010) finden, die sich auf fundierte und pragmatische Art und Weise mit der Thematik auseinandergesetzt haben. Aus ihrer Sicht besteht gegenwärtig eine wesentliche Herausforderung der wissenschaftlichen Diskussion, qualitative und quantitative Standards gemeinsam zu diskutieren. Ihrer Meinung nach, ist es einen weiteren Versuch wert, die klassischen Gütekriterien der standardisierten wissenschaftlichen Forschung an die qualitative Sozialforschung anzulegen und sie kommen dabei zu folgenden Qualitätskriterien:

„Die *Validität oder Gültigkeit* eines empirischen Verfahrens lässt sich wie folgt definieren: Sie kennzeichnet, ob und inwieweit die wissenschaftliche, begrifflich-theoretische Konstruktion dem empirischen Sachverhalt, dem Phänomen, auf welches sich die Forschungsbemühungen richten, angemessen ist“ (S. 36). Da sich qualitative Verfahren entweder dem Phänomen selbst zuwenden, durch Beobachtung im Feld oder dessen in Form von Interviews mit den Betroffenen, wird die Validität qualitativer Forschung selten in Frage gestellt.

„Die *Reliabilität oder Zuverlässigkeit* einer Methode bezeichnet im Rahmen der standardisierten Verfahren die Möglichkeit der exakten Reproduzierbarkeit einer empirischen Untersuchung, die Genauigkeit der Messung oder die ‚Reproduzierbarkeit‘ von Messergebnissen“ (Diekmann, 2004, zit. nach Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010, S. 38). Bei den gegenstandsbezogenen rekonstruktiven Methoden geschieht die Verknüpfung mit einer Theorie erst zu einem späteren Zeitpunkt. Beobachtungen werden nicht als Indikatoren definiert, sondern als Dokumente, deren theoretisches Potenzial erst durch die nachfolgende Interpretation erarbeitet wird. Die Zuverlässigkeit einer qualitativen Methode zeigt sich daher nicht in der Wiederholbarkeit des Erhebungsvorgangs, sondern in der Frage, ob Ergebnisse und Untersuchungen prinzipiell replizierbar sind (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010, S. 38). Nach Przyborski & Wohlrab-Sahr (2010) sichern qualitative Methoden ihre Reliabilität durch

den Nachweis der Reproduktionsgesetzlichkeit der herausgearbeiteten Strukturen und durch das systematische Einbeziehen und Explizieren alltäglicher Standards der Kommunikation. Mit Reproduktionsgesetzlichkeit ist gemeint, dass beispielsweise Kategorien nicht willkürlich entstehen, sondern einer bestimmten Systematik folgen. Diese müsste sich meines Erachtens dann zeigen, wenn mehrere fachlich qualifizierte Personen mit der Auswertung desselben Transkripts betraut werden. Basierend auf der Reproduktionsgesetzlichkeit sollten die Ergebnisse inhaltlich übereinstimmend ausfallen. Eine einzelne qualitative Untersuchung lässt sich nicht replizieren, das widerspricht dem Gedanken qualitativer Sozialforschung. Ein bestimmtes Untersuchungsdesign kann aber durchaus repliziert werden, beispielsweise die Befragung in einem Krankenhaus nach der Methode der „Grounded Theory“. Wie sich bei der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ später zeigen wird, kann das Untersuchungsdesign so angelegt werden, dass es einem bestimmten Ablauf folgt und dadurch eine Wiederholbarkeit gegeben ist.

Objektivität: „Als objektiv gelten Messinstrumente oder empirische Verfahren, wenn die damit erzielten Ergebnisse unabhängig sind, von der Person, die die Messinstrumente anwendet“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010, S. 40). Je ausgereifter und je nachvollziehbarer qualitative Methoden sind, umso leichter lassen sich Schritte der Erhebung wie auch der Auswertung formalisieren und damit auch objektivieren.

Generalisierbarkeit: „Auch die qualitativen Methoden arbeiten dort, wo Fragen der Generalisierung ernst genommen werden, mit dem systematischen Vergleich, der komparativen Analyse“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010, S. 46). Während jedoch die Inferenzstatistik „Durchschnittstypen“ miteinander vergleicht, wendet sich die qualitative Methode den „Idealtypen“ zu. Im Sinne der Verallgemeinerung geht es als genau genommen nicht um Repräsentativität sondern um Repräsentanz im Sinne von „als Typisch für etwas stehend“.

„Erst ein sicherer Umgang mit den Werkzeugen und dem Rahmen qualitativer Analyse ermöglicht eine präzise *Generierung gegenstandsbezogener*, empirisch bereits überprüfter *Theorie*. Der Forschungsprozess ist nicht durch gegenstandsbezogene

Theorien bereits vorab weitreichend vorstrukturiert. Vielmehr gilt es, Forschungsprinzipien, die sich aus den metatheoretischen Grundlagen ableiten, flexibel und präzise anzuwenden. Die Vertrautheit mit Metatheorie ist mithin eine Voraussetzung für die Arbeit mit qualitativen Methoden.“(Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010, S. 45). Mit Metatheorie sind begrifflich-theoretische Grundlagen gemeint, die mit dem Gegenstand, auf welches sich das Erkenntnisinteresse richtet, nur mittelbar etwas zu tun haben, wie beispielsweise: Was ist mit nachhaltiger Gemeindeentwicklung gemeint, was ist unter Kollektivität zu verstehen, unter Handeln, unter Motiv, etc. „Die metatheoretische Auseinandersetzung strukturiert die Wahl der Methoden und Techniken, die zur Anwendung kommen und die Erhebung und Auswertung, d.h. die Interpretation von empirischen Material ermöglichen“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010, S 43).

5 Von der Organisationsdiagnose zur Stadtdiagnose

Eine Gemeinde oder eine Stadt kann im Verständnis der Organisationsdiagnostik als soziales und lernfähiges Gebilde betrachtet werden. Von dieser Sichtweise ausgehend lassen sich auch andere Merkmale von Organisationen auf Gemeinden übertragen, wie: das Verfolgen bestimmter Ziele, das Vorhanden sein von formalen Regeln, die zeitliche Dimension, das ausgerichtet sein auf Dauer, das Interagieren und gleichzeitig auch Abgrenzen von einer Umwelt sowie das Erbringen von ständigen Adaptionsleistungen. (Bornewasser, 2009; Felfe & Liepmann, 2008, Scholl, 2007)

Die Gemeinde als korporativer Akteur ist zu kollektivem Handeln fähig und kann diagnostiziert werden. In diesem Fall kommt der Diagnose eine entscheidende Rolle zu, um die jeweilige Gemeinde kennenzulernen. Das Erstellen der Diagnose ist ein Prozess des Verstehens der zeigt, wie eine Gemeinde oder Stadt als soziales Gebilde funktioniert. Der Diagnoseprozess für eine Gemeinde stellt einen Eingriff dar, auf den sich das soziale System einstellen und aktiv mitwirken muss. Eine Gemeindediagnose ist ein daher als ein kollaborativer Prozess zu verstehen (Amelang und Schmidt-Atzert, 2006; Bornewasser, 2009; Cummings & Worley, 2009; Rosenstiel 2007, Felfe & Liepmann, 2008, Scholl, 2007).

Bei der Erhebung ist eine möglichst umfassende Einbeziehung aller Personen, die in der Gemeinde wohnen und arbeiten, anzustreben. Das aktive Einbeziehen der Bevölkerung in den Diagnoseprozess erzeugt affektives Commitment, welches dann zu mehr Engagementbereitschaft in der Gemeinde führt. Vorhandenes Commitment mit der Gemeinde ist ein wichtiger Faktor für den folgenden Veränderungsprozess (Borg, 2003; Westphal & Gmür, 2002).

Eine Gemeindediagnose als Organisationsdiagnose setzt Theorie voraus, welche regelt und bestimmt, was als Symptom, Ursache oder Zusammenhang gilt. Ein Diagnoseverfahren, das für die Praxis entwickelt wird, bedarf nicht nur wissenschaftlicher Theorien, sondern auch gesellschaftspolitischer Konzepte. In diesem

Fall bietet sich das Konzept der Nachhaltigen Entwicklung an. Bezug nehmend auf die Agenda 21, der Deklaration von Rio 1992, soll eine Verhaltensänderung von einer „nicht nachhaltigen“ (Ist-Zustand) zu einer „nachhaltigen“ (Soll-Zustand) gesellschaftlichen Lebensweise erreicht werden.

Im Fall einer nachhaltigen gesellschaftlichen Veränderung kann eine *Gemeindediagnose als Basis für proaktive Veränderungsprozesse dienen* (Bornewasser, 2009). Gemeinden und Städte sollen sich auf kommende herausfordernde Umweltveränderungen optimal vorbereiten können. Hier sind insbesondere umweltpsychologische Konzepte hilfreich, da diese sich seit vielen Jahren mit einer nachhaltigen, also dauerhaften Verhaltensänderung in Richtung umweltbewusstem oder ressourcenschonenden Verhalten beschäftigen (Fietkau & Kessel, 1981; Hellbrück & Fischer, 1999; De Haan & Kuckartz, 1996; Maderthaner, 2008). Die in den letzten Jahren neu aufgetauchte Resilienz-Diskussion wird dazu ebenfalls als ein wertvoller Beitrag gesehen, vor allem für jene, die in Gemeinde-, Stadt- oder Regionalentwicklungsprozesse eingebunden sind (Kruse, 2009; Lukesch, 2010; Müller, 2011).

Für die *Ablaufschritte einer Gemeindediagnose* lassen sich erprobte Konzepte aus der Organisationsentwicklung und der psychologischen Diagnostik übernehmen. Da die Gemeindediagnose in einem praxisbezogenen Kontext angewendet wird, ist der Einsatz von qualitativen Verfahren zu bevorzugen, da sie für das Vorbereiten von Veränderungsprozessen besser geeignet sind. (Moser, 2007).

In der Organisationspsychologie gibt es *wenig Erfahrung mit qualitativen Zugängen*, was wiederum zu einer zu starken Konzentration auf quantitative Erhebungsmethoden geführt hat. Für eine Gemeindediagnose soll daher auf *bewährte Methoden der qualitativen Sozialforschung* zurückgegriffen werden. Richtungen der qualitativen Sozialforschung, die für eine Gemeindediagnose besonders praktikabel angesehen werden, sind die bereits dargestellt Grounded Theory (Glaser & Strauss, 1998; Breuer, 1996; Flick, 2007/2012) und die Partizipative Aktionsforschung (Hall, 2001; Reason & Bradbury, 2001). Im Zusammenhang mit der Aktionsforschung kann

eine Verbindung zur Organisationsentwicklung hergestellt werden (Rosenstiel, Molt & Rüttinger, 2005; Waclawski & Church, 2002).

Sowohl im quantitativen als auch im qualitativen Bereich der Organisationsdiagnostik gibt es wenig genormte oder systematisierte Diagnoseverfahren, daher sind die *Qualitätsstandards* bei den Messinstrumenten entsprechend *gering* (Amelang & Schmidt-Atzert, 2006; Bornewasser, 2009; Felfe & Liepmann, 2008; Kieser, 2006; Krohne & Hock, 2007; Schuler, 1993). Trotzdem ist der Anspruch an eine Systematisierung in Richtung einer wissenschaftlich fundierten Gemeindediagnose zu stellen. Dies erhöht ihren Wert, denn damit wird sie nachvollziehbar und überprüfbar und kann anhand wissenschaftlicher Qualitätsstandards beurteilt werden (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010).

6 Beschreibung der „Aktivierenden Stadtdiagnose“

In der Folge wird die „Aktivierende Stadtdiagnose“ als interdisziplinär entwickeltes, gemeinde- und umweltpsychologisches Verfahren entstehungsgeschichtlich dargestellt und wissenschaftlich belegt. Sie kann zur Diagnose zukunftsfähiger Potenziale von Städten und Gemeinden eingesetzt werden und stellt die Grundlage für nachfolgende Veränderungsprozesse dar.

Die „Aktivierende Stadtdiagnose“ besteht aus *sieben Arbeitsschritten*, die sich wie folgt darstellen:

(1) Auftragsvergabe

Sind die inhaltlichen, zeitlichen und finanziellen Rahmenbedingungen geklärt, wird der Auftrag formal vergeben. Dazu ist ein politischer Beschluss, bevorzugt einstimmig, durch die Gemeindevertretung oder Bezirksvertretung, notwendig.

(2) Datenerhebung in der Gemeinde

Ist der politische Beschluss getroffen, wird mit der Datenerhebung in der Gemeinde begonnen. Nach einer systematisierten qualitativen Vorgehensweise werden möglichst alle unterschiedlichen Wahrnehmungen in Bezug auf die Zukunft der Gemeinde erhoben. Zeitlich nimmt die Datenerhebung etwa einen Monat in Anspruch.

(3) Datenverarbeitung und Datenanalyse (Ist-Zustand)

Für die Datenverarbeitung zieht sich das Forscherteam aus der Gemeinde zurück und beginnt mit der Transkription und Dokumentation der erhobenen Daten. Mit der Methode des theoretischen Kodierens wird der Ist-Zustand analysiert: einerseits werden alle relevanten Themen zu einem „Themenbild“ zusammengeführt und andererseits das kommunale Gemeinwesen im sogenannten „Kommunegramm“,

einem Bild welches des sozialen Zusammenhalt darstellt, festgehalten.

(4) Diagnose der Zukunftspotenziale (Soll-Zustand)

Basierend auf der Analyse des Ist-Zustandes wird die Diagnose der „Zukunftsfähigen Potenziale“ entwickelt. Bei den zukunftsfähigen Potenzialen handelt es sich um jene Aufgaben oder Veränderungsprozesse, denen sich eine Gemeinde stellen muss, so sie eine zukunftsfähige Entwicklung nehmen möchte.

(5) Präsentation der Ergebnisse

Die Ergebnisse, sowohl die Analyse des Ist-Zustandes als auch die Diagnose des Soll-Zustandes, werden zunächst den politisch Zuständigen präsentiert und anschließend mit der interessierten Bevölkerung in einem Workshop diskutiert.

(6) Erstellen eines schriftlichen Befundes

Sämtliche Rückmeldungen fließen in den abschließenden schriftlichen Befund, eine umfassende Dokumentation ein. Dieser Befund ist so geschrieben, dass er von jedem Gemeindebewohner und jeder Gemeindebewohnerin gelesen und verstanden werden kann.

(7) Abschluss der Diagnosephase

Den Abschluss der Diagnosephase bildet die Übergabe des Befundes an die zuständige Gemeindevertretung.

Die nun folgende detaillierte Beschreibung der einzelnen Arbeitsschritte soll das methodische Vorgehen in den einzelnen Arbeitsphasen nachvollziehbar machen.

6.1 Auftragsvergabe

Eine grundlegende Voraussetzung für die Durchführung einer „Aktivierenden Stadtdiagnose“ ist eine formale politische Entscheidung, also ein politischer Wille. Die zuständigen Politiker und Politikerinnen müssen mehrheitlich einen partizipativen, auf die Zukunft ausgerichteten Gemeinde- oder Stadtentwicklungsprozess durchführen

wollen. Es ist wesentlich, dass sie Veränderungsbereitschaft signalisieren und bereit sind, den Prozess zu unterstützen. Deshalb ist ein konsensualer Beschluss von Seiten einer Gemeindevertretung von Vorteil, denn dies zeigt von einem gemeinsamen politischen Willen. Geht dem Beschluss ein ausführlicher inhaltlicher Diskussionsprozess voraus, erhöht dies die Erfolgchancen der Diagnose, weil davon ausgegangen werden kann, dass bereits ein Problembewusstsein hinsichtlich notwendiger Veränderungsmaßnahmen in der Gemeinde vorhanden ist.

6.2 Datenerhebung in der Gemeinde

Bei der Datenerhebung in der Gemeinde werden die Wahrnehmungen und Bewertungen über die Zukunft der Gemeinde umfassend erhoben. Die Datenerhebung wird im optimalen Fall von einem *interdisziplinär besetzten Diagnoseteam* durchgeführt, das während des gesamten Erhebungszeitraums in der Gemeinde präsent ist und wohnt vorzugsweise in der Gemeinde wohnt.

Der methodische Ablauf ist so angelegt, dass das Forscherteam eine Gemeinde Schritt für Schritt genauer kennen lernt. Vom ersten Eindruck bis zur tiefer gehenden Analyse ist ein zugehöriges Methodenset vorhanden. Um ein besseres Verständnis über den komplexen Ablauf der Erhebungsphase und den Einsatz der Methoden zu bekommen, wurde bereits in der Entstehungsphase der „Aktivierenden Stadtdiagnose“, der „Forscherweg“ nach Breuer (1996) adaptiert:

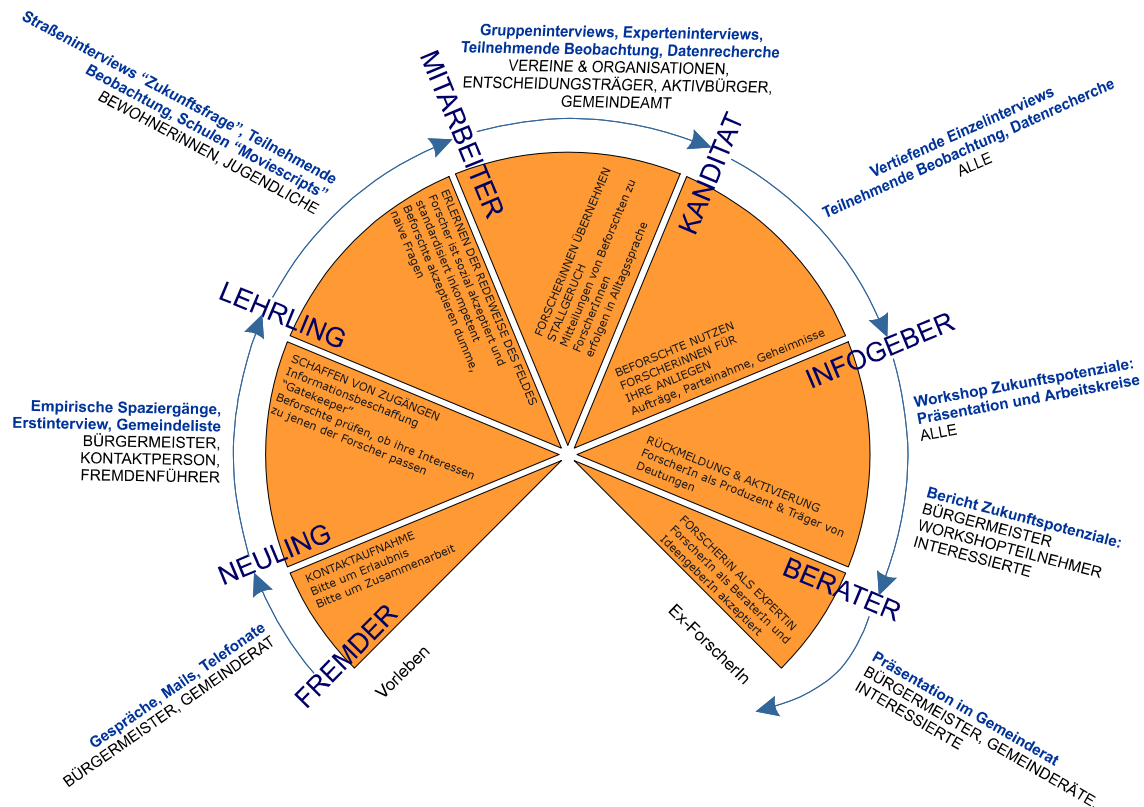


Abbildung 15: Darstellung des qualitativen Forscherweges, wie er im Rahmen der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ angewendet wird (Ehmayer et al., 2000B)

Die Grafik zeigt im *inneren Kreis* das Vorgehen im Sinne der qualitativen Sozialforschung und der Feldforschung. Jedes Segment bildet einen Erkenntnisfortschritt ab und zeigt die Struktur der Kommunikation zwischen den Forschenden und den Beforschten.

Im *äußeren Kreis* finden sich die Methoden und Zielgruppen der „Aktivierenden Stadtdiagnose“. Hier beschreiben die Segmente die Schritte im Ablauf der Methode. Das Diagnosteseteam taucht mit jedem Segment mehr und mehr in das Gemeindegeschehen ein. Beim Übergang zwischen dem möglichen „Kandidaten“ für eine Rolle in der Gemeinde zum „Infogeber“, lässt das Diagnosteseteam die Gemeinde hinter sich, und kehrt nach einem zeitlichen Abstand als „Infogeber“ und eventuell als „Berater“ in die Gemeinde zurück.

6.2.1 Auswahl der Stichprobe

Die *Anzahl* der zu befragenden Personen *ist im Vorhinein nicht bekannt*, da nach dem Prinzip des Theoretical Sampling und der Theoretischen Sättigung vorgegangen wird (Glaser & Strauss, 1998; Flick, 2007). Bei dieser Vorgehensweise werden so lange Interviews geführt, bis bei den Gesprächen keine neuen Informationen mehr in Erfahrung gebracht werden können. Diese Vorgehensweise soll sicher stellen, dass innerhalb der jeweiligen Gemeinde alle Aussagen zur Zukunft der Gemeinde repräsentativ erfasst werden. Die Erfahrung hat gezeigt, dass die Anzahl der zu interviewenden Personen im Regelfall zwischen 70 und 150 Personen liegt, bis das Phänomen der Sättigung auftritt.

Die *Auswahl* der zu befragenden Personen und Gruppen erfolgt in festgelegter Reihenfolge: Zunächst werden Personen im öffentlichen Raum an den zentralen Orten der Gemeinde befragt. Im Anschluss an das Interview werden die Interviewpartnerinnen & Interviewpartner – im Sinne des Theoretical Sampling – gebeten, Personen zu nennen, die eine neue Sichtweise zu den bereits gesammelten Informationen und Themen einbringen könnten. Diese Menschen werden anschließend kontaktiert und um ein Interview gebeten. Interviews mit Personen oder Gruppen, die eine zentrale Funktion in der Gemeinde einnehmen, werden nach terminlicher Vereinbarung geführt.

Es wird solange befragt, bis keine neuen Erkenntnisse mehr gewonnen werden können. Dies ist bei den Zukunftsthemen etwa nach einer Woche der Fall. Schwieriger gestaltet es sich beim sozialen Gefüge: oft dauert es bis zu drei Wochen, bis alle unterschiedlichen Gruppen in einer Gemeinde erhoben werden können.

6.2.2 Zeitlich-methodisches Ablaufschema

Anhand nachfolgenden Schemas lässt sich die zeitliche Abfolge der einzelnen Arbeitsschritte und die Anwendung der dazugehörigen Methoden, systematisch nachvollziehen:

1. WOCHE	<i>Methoden / Arbeitsschritte:</i> - Erstinterview mit dem Bürgermeister/der Bürgermeisterin - Empirischer Spaziergang - Fotodokumentation - Straßeninterviews - Kontakte zu wichtigen Personen herstellen <i>Ergebnis:</i> - Erste Wahrnehmungen über die Gemeinde (Themen) erhalten	3. WOCHE	<i>Methoden / Arbeitsschritte:</i> - Gruppeninterviews - Experten-Interviews - Methodische Ergänzung: Brainstorming, Write a movie-Script, narrative Erzählung - Sekundärdaten erheben - Institutionen-Check <i>Ergebnis:</i> - Fokussieren auf wichtige Themen / Tendenzen - Soziale Strukturen klären
2. WOCHE	<i>Methoden / Arbeitsschritte:</i> - Experten-Interviews - Beginn Recherche Sekundärdaten - Kontakte zu Gruppen herstellen <i>Ergebnis:</i> - Soziale Struktur im Ansatz erkennen - Wichtige Bilder / Themen / Tendenzen zeichnen sich ab	4. WOCHE	<i>Methoden / Arbeitsschritte:</i> - Arbeiten mit Gruppen - Vervollständigen der Daten - Vergleich mit Sekundärdaten <i>Ergebnis:</i> - Schärfen der Themen / Tendenzen - Erhebung abschließen
Laufend:	Fotodokumentation Teilnehmende Beobachtung Forschungstagebuch		
Wöchentlich:	Vergleichende Analyse der Ergebnisse		

Abbildung 16: Ablauf der Erhebungsphase (eigene Darstellung)

In der ersten Erhebungswoche werden vorwiegend Interviews im öffentlichen Raum mit den Bewohnerinnen und Bewohnern der jeweiligen Gemeinde geführt. Wichtig ist jene zu erreichen, die üblicherweise zu Gemeindethemen nicht befragt werden. Die erste vergleichende Datenanalyse (Komparative Analyse) zu den zentralen Themen in der Gemeinde wird am Ende der ersten Erhebungswoche vom Diagnoseteam gemeinsam durchgeführt. Die daraus entstandenen Inhalte sind der Ausgangspunkt für weitere Erhebungen.

Ab der *zweiten Woche* wird auch dem sozialen Gefüge nachgegangen. Es werden jene aufgesucht, denen eine zentrale Funktion in der Gemeinde zugesprochen wird, aber auch jene, die normalerweise bei Gemeindeentscheidungen wenig mitzureden haben.

In der *dritten Woche* wird ein sogenannter Daten-Check durchgeführt: Erhobene Gemeindedaten werden mit aktuell vorhandenen Gemeindedaten verglichen. Hat das Diagnoseteam gute Arbeit geleistet hat, sind ihm mindestens 80% der vorhandenen Initiativen, Organisationen und Institutionen bereits bekannt. Zumeist kennt das Diagnoseteam mehr Initiativen als durch offizielle Angaben zu finden sind, da sie über die intensive Arbeit in der Gemeinde soziale Netzwerke erfassen, die über die klassischen Gemeindedaten nicht verfügbar sind.

In der *vierten und letzten Woche*, sollten noch möglich offene Fragen beantwortet werden. Dies geschieht teilweise über das Führen von letzten Interviews, aber auch über die Sichtung der Sekundärdaten, die einen Vergleich zwischen den mündlich eingeholten Daten (subjektive Wahrnehmungen) und vorhandenen Fakten (objektive Daten) ermöglichen.

Für die gemeinsame Datenanalyse *am Ende jeder Erhebungswoche* dienen folgende Fragen als Leitfragen.

Themen	<i>Worüber wird geredet?</i> <i>Was ist überhaupt kein Thema?</i>
Soziales Gefüge	<i>Wer spielt eine Rolle in ...?</i> <i>Wer spielt keine Rolle in ...?</i>
Typisches	<i>Was fällt auf? Alltägliches, Besonderes, Ungewöhnliches</i> <i>Entsteht bereits ein Bild von diesem Ort?</i>

Abbildung 17: Leitfragen für die Komparative Analyse (eigene Darstellung)

6.2.3 Methodeninventar

Das methodische Vorgehen erfolgt mittels Triangulation und Komparativer Analyse, wobei eine Vielfalt an qualitativen Erhebungsmethoden zur Anwendung kommt. Jede Methode steht bei der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ an ihrem zugeteilten Platz und erfüllt eine wichtige Funktion. Manche Methoden werden einmalig im Diagnoseverlauf eingesetzt, wie das Erstinterview oder der Empirische Spaziergang, andere kommen wiederum im Laufe des Diagnoseprozesses mehrfach zur Anwendung, wie beispielsweise Gruppeninterviews mit unterschiedlichen Zielgruppen.

Ad) Empirischer Spaziergang

Als Einstieg in die Erhebungsphase führt das Forschungsteam einen Empirischen Spaziergang (Ehmayer, 2009) durch. Mit dieser Methode werden erste Eindrücke über die Gemeinde anhand eines Leitfadens gesammelt und dokumentiert. Der empirische Spaziergang wurde erstmals bei der Lokalen Agenda im Alsergrund (1998) angewendet und wird seitdem in der Stadtpsychologischen Praxis regelmäßig eingesetzt (Ehmayer, 2000). Er kann den Beobachtungsmethoden zugeordnet werden.

Der *Ablauf* des Empirischen Spaziergangs erfolgt in vier Schritten:

Schritt 1:	Erste gedankliche Auseinandersetzung mit dem Ort. Mit „Ort“ kann ein Platz, ein Stadtteil oder eben eine ganze Stadt gemeint sein. Dies ist im Vorfeld zu definieren. Fragen, die dazu gehören sind: <i>Was weiß ich/wissen wir bereits über diesen Ort? Was macht diesen Ort für mich/uns interessant? Was möchte ich/möchten wir genau herausfinden (optional)?</i>
Schritt 2	Den Ort kennen lernen. Dazu wird eine Methode ausgewählt, wie dieser Ort kennengelernt werden soll und begründet warum. Beispielsweise: Gehen wir zu Fuß, fahren wir mit dem Rad, stellen wir uns in die Orts-Mitte und nehmen wahr, etc. Zu beantworten ist die Frage: <i>Was mache ich/machen wir um diesen Ort kennen zu lernen?</i>

Schritt 3	Das Wesen des Ortes systematisch erfassen. Mit diesem Schritt soll ein erster, bewusst subjektiver Eindruck über den Ort gewonnen werden. Zu diesem Zeitpunkt ist die jeweilige Gemeinde dem Diagnoseteam noch kaum bekannt, d.h. hier kann vom Forscherteam noch eine „Außenperspektive“ eingenommen werden. Fragen, die zu beantworten sind: <i>Was macht diesen Ort aus? Wie lässt sich das „Wesen“ dieses Ortes darstellen? Was hält den Ort, sein „Wesen“ zusammen? Wie unterscheidet er sich von anderen Orten? Wo liegen attraktive und wo nicht-attraktive Momente? Was sehe/n, was höre/n, was rieche/n, was fühle/n ich/wir? Welche Gedanken gehen mir/uns durch den Kopf? Woran erinnert mich/uns dieser Ort? Was verbinde/n ich/wir damit? Was fällt mir/uns zu diesem Ort ein? Worauf lädt mich/uns dieser Ort ein? Was möchte/n ich/wir an diesem Ort gerne tun? Was möchte/n ich/wir an diesem Ort sicher nicht tun? Möchte/n ich/wir eher bleiben oder lieber gehen? Von welchen Menschen wird dieser Ort frequentiert? Zu welchem Zweck? Überwiegt eine spezielle Gruppe? Gibt es eine bestimmte Tätigkeit, die vorherrscht? Wie begegnen die Menschen einander? Wo sind Orientierungspunkte? Wo sind die Ausgänge, wo die Eingänge? Wo ist das Zentrum? Wie lange brauche/n ich/wir um – zu Fuß, mit dem Rad, den Öffis, dem Auto – an die Grenzen dieses Ortes zu gelangen? Was möchte/n ich/wir an diesem Ort ändern? Was könnte so bleiben? Wie würden sich die Veränderungen auf das Wesen des Ortes auswirken?</i>
Schritt 4	Zusammenführung, Interpretation: Bei diesem Schritt werden alle Antworten zusammengeführt, gegebenenfalls nochmals gemeinsam diskutiert und anschließend bewertet.

Abbildung 18: Empirischer Spaziergang (eigene Darstellung)

Der Empirische Spaziergang dient dazu, dass das Diagnoseteam einen ersten Eindruck über die zu diagnostizierende Gemeinde gewinnt und erste Thesen bilden kann. Ein weiterer Effekt ist, dass der Empirische Spaziergang eine erste Ortskenntnis erzeugt, die dem Diagnoseteam später hilft, sich in der Gemeinde zu orientieren.

Der Empirische Spaziergang erfolgt zumeist in Kombination mit einer *Fotodokumentation*. Mit der Fotodokumentation werden die Eindrücke über die

Gemeinde visuell festgehalten. Die Fotodokumentation ist zu Beginn intensiver, kann aber zu jedem Erhebungszeitpunkt wieder eingesetzt werden. Beispielsweise um ein besonderes Ereignis festzuhalten. Zu einem späteren Zeitpunkt werden die Fotos für das Erarbeiten der Diagnose verwendet.

Ad) Erstinterview mit dem Bürgermeister/der Bürgermeisterin

Die Datenerhebung in der Gemeinde beginnt mit einem Interview mit dem Bürgermeister/der Bürgermeisterin. Das Ziel dieses Interviews besteht darin, einen ersten Eindruck von der Gemeinde zu gewinnen, bevor das Forscherteam weiter in die Gemeinde eintaucht. Über das Interview entsteht ein erstes „Bild“ über die zu diagnostizierende Gemeinde, das durch die darauf folgende Erhebung entweder bestätigt, wahrscheinlicher: modifiziert und seltener: stark verändert, wird.

Bei diesem Erstinterview sind vorrangig die aktuellen Themen der Gemeinde von Interesse. Auch interessiert, *wo* es der Gemeinde gut geht, *wo* aktuelle Probleme liegen und *welche* Lösungsansätze diesbezüglich vorhanden sind. Darauf aufbauende Fragen zielen darauf ab, herauszufinden, *wer* (Einzelpersonen, Gruppen) das Gemeindegeschehen aktiv mitgestaltet und *wem*, beziehungsweise welchen Gruppen, eine Außenseiterposition zugesprochen wird.

Für die weitere Datenerhebung ist die Nennung sogenannter „Lokaler Akteure“ besonders relevant. Dies sind Personen, Gruppen oder Institutionen, die für den Fortbestand der Gemeinde eine wesentliche Funktion erfüllen. Sei es als einzelner Geschäftstreibender oder als große Organisation. Auch muss für das weitere Verfahren eruiert werden, „wo“ möglichst viele unterschiedliche Bewohnerinnen und Bewohner anzutreffen sind, um diese interviewen zu können. Den Abschluss des Erstinterviews mit dem Bürgermeister/der Bürgermeisterin bildet die Frage nach einsehbaren schriftlichen Unterlagen über die Gemeinde, wie beispielsweise die Stadtchronik.

Interviewleitfaden für das Erstgespräch mit dem Bürgermeister, der Bürgermeisterin:

- Wie geht es ihrer Gemeinde? Wo geht es ihr gut, wo geht es ihr weniger gut?
- Welche Themen bewegen Ihre Gemeinde? Worüber wird weniger oder kaum gesprochen?
- Wer (Personen/Gruppen) wird bei Entscheidungen, welche die Gemeinde betreffen, üblicherweise eingebunden? Wer hat wenig oder kaum Mitsprache?
- Wenn ich in einem Tag möglichst alles über Ihre Stadt erfahren wollte, was sollte ich tun (wohin gehen, mit wem reden)? Gibt es „Situationen“ die sich regelmäßig wiederholen, beispielsweise ein Wochenmarkt?
- Wenn sie an die Zukunft ihrer Stadt denken, was fällt Ihnen dazu ein?
- Abschließend: Wo sind schriftliche Unterlagen über ihre Stadt zu finden?

Abbildung 19: Interviewleitfaden für das Erstinterview mit dem Bürgermeister/der Bürgermeisterin (eigene Darstellung)

Im Anschluss an das Erstinterview und mit den daraus gewonnen Informationen beginnt das Diagnoseteam mit der Datenerhebung in der Gemeinde.

Ad) Problemzentrierte Leitfadeninterviews

Das zentrale Erhebungsinstrument sind die *problemzentrierten Leitfadeninterviews*, deren Leitfragen speziell für die Diagnose von Gemeinden entwickelt wurden.

Problemzentrierte Leitfadeninterviews werden sowohl mit

- Einzelpersonen als auch mit
- Gruppen geführt.

Problemzentrierte Leitfadeninterviews werden

- entweder als spontane Straßeninterviews
- oder als terminlich vereinbarte Experteninterviews, geführt.

Die *Straßeninterviews* finden vorwiegend im öffentlichen Raum oder in öffentlichen Gebäuden bzw. Geschäften mit namentlich unbekannten Personen statt.

Die *Experteninterviews* finden vorwiegend in Gebäuden statt, wobei es sich auch um private Wohnungen handeln kann. Die Interviewpartnerinnen und -partner sind namentlich bekannte Personen, die innerhalb der Stadt eine spezielle Funktion einnehmen, wie beispielsweise Geschäftstreibende, Leitungspersonen von Vereinen, engagierte Einzelpersonen, Behördenvertreter und natürlich politisch Verantwortliche.

Während die Strasseninterviews zumeist zwischen 10 und 20 Minuten *dauern*, können sich die Experteninterviews auf bis zu zwei Stunden ausdehnen.

Für die Straßeninterviews und die Experteninterviews werden unterschiedliche *Leitfäden* verwendet, wobei sich die Fragen überschneiden. Da die Experteninterviews zu einer vereinbarten Zeit an einen vereinbarten Ort stattfinden, fallen die Antworten zu den einzelnen Fragen meist ausführlicher aus und das gibt für die Fragesteller die Möglichkeit, inhaltlich genauer nachzufragen.

Die zentrale Frage, die bei allen Interviews gestellt wird, ist die *Zukunftsfrage*: „Wenn Sie an die Zukunft ihrer Gemeinde denken, was fällt Ihnen dazu ein?“. Die Zukunftsfrage ist eine bewusst offen gestellte Frage. Über sie werden die subjektiven Sichtweisen über die eigene Gemeinde sichtbar gemacht. Diese Frage wird jeder Person gestellt und so lange nachgefragt, bis sie erschöpfend beantwortet ist.

Ergänzend zur Zukunftsfrage werden noch weitere Fragen gestellt, die verschiedenste Aspekte in Bezug auf die Gemeinde abdecken, wie Ortsbindung & Ortsidentität, affektives Commitment, etc. Jedes Interview schließt mit der Bitte, uns noch jemanden zu nennen, der eine ganz andere Sicht auf die Gemeinde hat. Dies ermöglicht dem Diagnoseteam, die Stichprobe im Sinne des Theoretical Sampling aufzubauen und sich Schritt für Schritt der Theoretischen Sättigung über aktives Nachfragen anzunähern.

Ein *prototypischer Interviewleitfaden* für die „Aktivierende Stadtdiagnose“ sieht wie folgt aus:

Einstieg		Wenn Sie an die Zukunft von ... denken, was fällt Ihnen dazu ein?
Gezieltes Nachfragen zu bestimmten Themen	<i>Ortsbindung & Ortsidentität</i>	Was ist typisch für Ihre Gemeinde? Fühlen Sie sich in Ihrer Gemeinde wohl? Was gefällt ihnen besonders? Was stört Sie?
	<i>Affektives Commitment</i>	Was würden Sie im Falle eines Umzugs vermissen? Empfinden Sie ein starkes Zugehörigkeitsgefühl zu ihrer Gemeinde?
	<i>Gemeinde als attraktiver Lebensraum</i>	Hat Ihre Gemeinde ein Zentrum? Hat Ihre Gemeinde ein Wahrzeichen? Was zeigen Sie jemandem, der auf Besuch in Ihre Gemeinde kommt? Gibt es etwas aus der Gemeindegeschichte, das erzählenswert ist?
	<i>Soziales Gefüge</i>	Welchen Menschen begegnen Sie in Ihrer Gemeinde? Wer fehlt Ihnen? Wen es um Entscheidungsprozesse in ihrer Gemeinde geht, wer etwas zu sagen? Und wer hat wenig zu sagen?
	<i>Bereitschaft zur Beteiligung</i>	Wo können Sie sich vorstellen, selbst etwas zu verändern?
Abrunden		Möchten Sie uns noch etwas erzählen?
Soziodemographische Fragen:		Was arbeiten Sie? Wohnen Sie in der Gemeinde? Falls ja, seit wann? Was machen Sie alles in ...? (Wie sind sie eingebunden? – Vereine, etc.) Geschlecht Alter: (Jahre)
Theoretical Sampling		Kennen Sie jemanden, der eine ganz andere Sichtweise auf ihre Gemeinde hat und den wir interviewen sollten?

Abbildung 20: Interviewleitfaden der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ (eigene Darstellung)

Die *kursiven* Bereiche der mittleren Spalte zeigen, welche Konzepte mit den jeweiligen Fragen verbunden sind. Sowohl die mittlere als auch die linke Spalte sind im Interviewleitfaden nicht sichtbar. Diese Fragen sollten jedenfalls gestellt werden, bei Bedarf wird der Interviewleitfaden um lokale Themen erweitert.

Ad) „Write a movie script“

„Write a movie script“ ist eine Methode der Gemeindepsychologin Donata Francescato, die sie im Rahmen des Projektes „Kult.AG“ (Ehmayer, 1999a) mündlich an das Forscherteam weitergegeben hat. Jugendliche, zumeist Schülerinnen und Schüler einer oder mehrerer Schulklassen gestalten eine Science-Fiction Szene aus, die ihre Gemeinde in der Zukunft darstellen soll. Es handelt sich dabei um eine Methode, deren Ergebnisse visionären Charakter annehmen können. Mit dieser Methode ist es möglich, Gemeindefragen sichtbar zu machen, die in den Familien thematisiert und in den Jugendlichen unbewusst vorhanden sind.

Ad) Gruppeninterviews & Gruppendiskussionen

Gruppeninterviews sind von der interviewenden Person gesteuerte Leitfadeninterviews. Die Interviewerin nimmt zusätzlich zur fragenden auch eine moderierende Rolle ein, indem sie darauf achtet, dass alle Personen zu Wort kommen. Gruppeninterviews sind sehr reich an Informationen, die Befragten können allerdings unter der Langatmigkeit leiden. Das bedeutet, dass Gruppeninterviews im Regelfall mit einer maximalen Anzahl von zehn Personen geführt werden. Gruppeninterviews werden oft mit Vereinen, mit Jugendlichen oder Initiativen geführt, wobei der Übergang zur Gruppendiskussion oft ein fließender ist.

Gruppendiskussionen kommen vorrangig bei Arbeitsschritt 5, der Diskussion der Zukunftspotenziale, zum Einsatz. Hier werden mit den anwesenden Personen Kleingruppen gebildet, die von ihnen selbst moderiert werden. Die Gesamtmoderation wird vom Dialogteam übernommen. Kenntnis von Moderationstechniken und Erfahrung in der Moderation von großen Gruppen ist in diesem Zusammenhang unbedingt notwendig.

Ad) Erfassen von Sekundärdaten

Zum Vervollständigen der Ergebnisse und zur Überprüfung der subjektiven Wahrnehmungen wird eine kontinuierliche Erfassung von Sekundärdaten –

Wirtschaftsdaten, demographischen Daten, Daten zur Anthropologie, Informationen aus Zeitungsartikeln, Fotos, Bilder, Chroniken, usw. – vorgenommen.

Ad) Weitere Methoden

Weitere Methoden, die bei der Erhebung zum Einsatz kommen sind das Führen eines Forschungstagebuch und Memos nach der Grounded Theory, Fotodokumentation, filmische Dokumentation, unsystematische Beobachtungen über den gesamten Erhebungszeitraum, Bildanalysen und andere ergänzende Methoden, sofern sie für die Datengewinnung hilfreich sind.

6.2.4 Checklisten und Datencheck

Mit den Checklisten kann das konkrete Vorgehen in jeder Gemeinde vereinheitlicht und überprüft werden, ob alle relevanten Zielgruppen erfasst wurden. Die ersten Checklisten wurde bereits im Projekt Kult:AG (Ehmayer et al., 1999a; 2000c) entwickelt. Im Laufe der Zeit bewährte sich vor allem

- die Checkliste P/O/I = Personen / Organisationen / Institutionen und
- die Checkliste-Minderheiten.

Die *Checkliste Minderheiten* bezieht sich auf jene Personen oder Gruppen, welche in Gemeinden oftmals eine benachteiligte Position haben, gleichzeitig aber ein hohes Wissen über bestimmte, kleinräumige Ausschnitte im öffentlichen Raum besitzen. Diese Personen oder Gruppen sind erfahrungsgemäß in Gemeindeentwicklungsprozesse kaum involviert und haben wenig Mitsprache. Sie sind in der Erhebung jedenfalls zu erfassen.

Checkliste – Minderheiten und benachteiligte Gruppen	• Lokale Minderheiten (Gemeindespezifisch) • Frauen mit kleinen Kindern (0–3 Jahre) • Ältere Personen • Jugendliche • Schülerinnen und Schüler • Menschen mit Migrationshintergrund • Sozial schwache Personen • Randgruppen
---	---

Abbildung 21: Checkliste Minderheiten und benachteiligte Gruppen (eigene Darstellung)

Die *Checkliste-P/O/I* dient vor allem zur Kontrolle, ob alle in einer Gemeinde relevanten Personen, Gruppen, Organisationen und Institutionen in den drei ersten Erhebungswochen erfasst wurden. Sofern bestimmte Personen, Vereine, Organisationen oder Institutionen noch fehlen, ist in der vierten Erhebungswoche Zeit, diese noch zu kontaktieren und um Interviews zu bitten.

Checkliste P/O/I – Personen, Organisationen, Institutionen – alphabetisch	Altersheime Apotheken Arbeiterkammer/AMS Ärzte Banken Bibliotheken Bürgerinitiativen Frei- und Hallenbäder Freiwillige Feuerwehr Diskotheken/Lokale/Gasthäuser Gemeindeverwaltung/Rathaus Gewerbevereine Gericht Jugendzentrum Kirchen/Klöster/Synagogen Kindergärten, Leiter/innen Kino Kulturelle Einrichtungen Krankenhäuser, Sanatorien Museen	Öko- und Umweltgruppen, Klimabündnis Parteien im Gemeinderat Polizei Psychotherapeutinnen Rathaus Religiöse Gemeinschaften, aktive kirchliche Arbeitskreise; Pfarrer Schulen (Schülerhort), Direktoren, Schülerinnen und Schüler Öffentliche Sportzentren Theater Touristische Attraktionen Universitäten Vereine und Verbände, besonders: Sportvereine, Pensionisten- / Seniorenvereine Brauchtumsvereine Wirtschaftskammer
--	--	--

Abbildung 22: Checkliste Personen- und Institutionenpool (eigene Darstellung)

Wenn das Diagnoseteam keine neuen Inhalte mehr in Erfahrung bringen kann und das soziale Gefüge der Gemeinde ausreichend erfasst ist – normalerweise ist das nach rund einem Monat der Fall – *endet* die Phase der Datenerhebung in der Gemeinde.

6.3 Datenverarbeitung und Datenanalyse

Die Auswertung und Analyse der Daten wird außerhalb der Gemeinde geführt und dauert einen weiteren Monat.

6.3.1 Transkription und Dokumentation der Daten

Die Transkription und Dokumentation der Daten beginnt bereits während der Erhebungsphase. Vor allem die kürzeren Straßeninterviews müssen relativ bald dokumentiert werden, da andernfalls die Gefahr besteht, dass der Kontext zu den stichwortartigen Notizen verloren geht.

Die Experteninterviews werden genau transkribiert, d.h. sie werden wortwörtlich niedergeschrieben. Teilweise sind zu den Experteninterview Tonbandprotokolle vorhanden. Da es für die Transkription sehr unterschiedliche Regelungen gibt und die „Aktivierende Stadtdiagnose“ ein praxisbezogenes Verfahren ist, gibt es für die Transkription der Interviews zwei einfache Regeln:

- die Interviews werden – soweit als möglich – in der gesprochen Sprache verschriftlicht, d.h. Dialekt und Hochsprache können sich abwechseln,
- Notationszeichen werden nicht verwendet. Auffälligkeiten, beispielsweise deutliches lauter werden der interviewten Person bei einem bestimmten Thema, werden mittels Anmerkungen in Klammer, kursiv beschrieben „(wird deutlich lauter)“.

Die niedergeschriebenen Interviewtexte dienen als Rohdaten für die weitere Auswertung.

6.3.2 Kodieren der Daten und Bilden von Kategorien

Das Kodieren der Daten ist ein zirkulärer Prozess, bei dem zuerst die einzelnen Aussagen (Codes) herausgearbeitet und anschließend nach inhaltlich-thematischen Schwerpunkten in Kategorien gegliedert werden. Im Unterschied zur ganz offenen

Vorgehensweise der Grounded Theory (Theoretisches Kodieren), sind bei der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ die Kategorien teilweise von Anfang an bekannt, da sie durch die Interviewleitfragen gewissermaßen vorgegeben sind. Eine Kategorie, die beispielsweise bei jeder Diagnose vorkommt ist „das Typische“. Andere Kategorien und Themen ergeben sich im Laufe der Zeit und sind abhängig von der jeweiligen lokalen Problematik.

Ad) Ablauf der Kodierungsphasen

Zu Beginn wird ein Auswertungsraster in Excel erstellt. In diesem Auswertungsraster werden alle Informationen zu den Interviews und die dazugehörigen Aussagen zu den einzelnen Interviewfragen (siehe Interview-Leitfaden) eingetragen. Die Interviewfragen dienen als vorläufige Kategorien, die sich noch verändern können.

Excel

01_Baumgartenraster original.xls

Neu

Öffnen

Speichern

Drucken

Importieren

Kopieren

Einfügen

Format

Rückgängig

Wiederholen

AutoSumme

Von A bis Z...

Von Z bis A...

Galerie

Toolbox

Zoom

Hilfe

Arial

10

F

K

U

Blätter

Diagramme

SmartArt-Grafiken

WordArt

A

B

C

D

E

F

G

H

I

1

[Name einfügen]

2

Dieses Raster sollte von allen Interviewern einheitlich ausgefüllt werden, um die Vergleichbarkeit zu gewährleisten.

3

Jedes Interview belegt jeweils eine Zeile, jede Variable jeweils eine Spalte.

4

Zu einigen Zellen gibt es erläuternde Kommentare, die sichtbar werden, sobald ihr mit dem Cursor darüberfährt. (Diese Zelle hat einen Beispielskommentar.)

5

Nicht gestellte Fragen bitte mit einem Doppelkreuz # kennzeichnen, anstatt die Zelle einfach leerzulassen.

6

Achtet bitte darauf, dass jeder Eintrag nur eine einzelne Zelle (und nach Möglichkeit die richtige!) belegt.

7

Falls ihr beim Einfügen eurer Interviews Formatierungsprobleme habt, macht am Schluss einfach Folgendes: Markiert alle eure Datenzellen, setzt dann Schriftart auf Arial, Schriftgröße auf 10.

8

Datum

Uhrzeit

Ort

Anzahl Personen

1. Wenn Sie an Baumgarten denken, was fällt Ihnen dazu ein?

2. Was ist typisch für Baumgarten?

3.1 Fühlen Sie sich in Baumgarten wohl?

3.2 Was stört Sie?

4.1. Hat Baumgarten ein Zentrum?

4.2. Hat es einen Charakter?

15

09.05.09

11:45

vor Brigittes Laden

1

#

Manche Leute sind so

Mein Mann und ich kommen

#

Millenniumssaal

der Baum

16

09.05.09

12:00

vor Brigittes Laden

1

#

Die ganzen Freunde

#

Mich stört, dass der K

#

#

17

09.05.09

vormittag

vor der Apotheke

3

#

Der Fußballverein ist

Ja.

Der Durchzugsverkehr

Nein, gibt es eigentlich

Kloster, V

18

09.05.09

vormittag

magisches Dreieck

1

#

Die Baumgartner hat

Ja, ich fühle mich wohl.

Mich stört nichts.

Das Gemeindehaus,

Das Ode

19

09.05.09

vormittag

in der Apotheke

1

#

Es ist relativ ländlich

Ja, ich fühle mich wohl.

Es stört mich nichts,

#

Wappen

20

09.05.09

vormittag

vor der Spenglerei

1

#

Die offene Haltung d

Ja, ich fühle mich wohl.

Mich stört, dass die K

Magisches Dreieck,

Kloster

21

09.05.09

vormittag

vor der Apotheke

1

#

Die alten Leute, es ist

#

#

Die Gemeinde mit der

Kloster u

22

09.05.09

11:30

vor Brigittes Laden

1

#

die Zusammengehör

Ja, ich fühle mich wohl.

Mich stört nichts.

die Gemeinde mit der

das Wap

23

05.06.09

16:40

Haus Kaus

1

Angenehm zum leben

Das gesunde Dorflet

Ja, ich fühle mich wohl.

Was mich stört ist ehe

das ist altersspezifisc

Kloster

24

05.06.09

16:50

Haus Kaus

1

Es gibt keine Möglic

Langeweile, aber auf

Ich fühle mich halbwegs

Mich stört nichts wirk

ein – es wechselt, m

für mich i

25

05.06.09

16:55

Haus Kaus

1

Ein ruhiges Dorf, so

Fußball und freundl

Ich fühle mich wohl.

Mich stört nichts.

altes Bad

Kloster

26

05.06.09

19:00

Sportplatz

1

Kroatische Gemeind

Kloster (Kreuzkapel

Ich fühle mich wohl. Ich

Mich stört, wenn zwis

Gemeindeplatz

Kloster

27

05.06.09

19:15

Sportplatz

1

Schöne Ortschaft, i

Kroatisch, Sportvere

Ja, ich fühle mich wohl.

#

Gesundheitszentrum,

Kloster, L

28

05.06.09

19:15

Sportplatz

1

Daheim

Es ist ein Dorf wie je

Ja, ich fühle mich wohl.

Mich stört eigentlich r

Gasthäuser

Kloster

29

05.06.09

19:00

Sportplatz

2

Fußball

kein Bankomat

Ja, wir fühlen uns wohl.

Uns stört nichts.

wäre uns keines auf

nein

30

05.06.09

19:10

Sportplatz

1

Eine liebe kleine Ge

Zusammenhalt

Ja, ich fühle mich wohl.

Mich stört nichts.

Gemeinde

weiß ich

31

05.06.09

19:10

Sportplatz

3

Andreas Ivanschitz

Vom Leeb die Eier

(Ja, schon sehr, überhau

Mich stört nichts.

Gemeindezentrum,

G Kloster, E

32

05.06.09

19:30

Sportplatz

1

Negerdorf, Verwand

Fußball regiert. Feud

Ja, einigermaßen, sonst

Mich stört, dass einer

wir hätten es noch n

Pauliner

33

14.06.09

11:55

Pfarrfest

5

Schöne Ortschaft, fr

Die Bevölkerung ist e

Ja, sehr wohl. „Sonst w

Eigentlich stört nichts

Sportplatz, Feuerweh

Kloster, c

34

14.06.09

12:10

Pfarrfest

3

Ruhig und normal m

Trinken (?) Die Leute

Ja, es ist toll, dass die

Kuns stört nur der Bac

#

#

35

14.06.09

12:35

Pfarrfest

3

Gepflegte, schöne C

Kleine, überschaubar

Ja, sehr. Ich möchte n

Mich stört der Lärm a

Milleniumssaal (Pens

Kloster, #

36

14.06.09

13:15

Pfarrfest

6

Heimat, Gärten, ruh

Kroatische Sprache,

Ja.

Es stört die lockere B

nein; multizentrale G

Baum vo

37

14.06.09

13:35

Pfarrfest

2

Sorgsame, angeneh

Sparsam: Die Leute

Ja, ich möchte nirgends

Im großen und ganze

Gemeinde (Jugendrat

Kloster

Normalansicht

Bereit

Summe=2638487

ROLL

CROSS

10

Abbildung 23: Auswertungsraster Gesamtdaten und allen Aussagen der Interviews (eigene Darstellung)

Der Auswertungsraster ist die Gesamtdatenbank mit allen Aussagen der Interviews. Diese Datenbank bietet die Möglichkeit, über die Antwortkategorien eine Summe zu bilden. Damit zeigt sich bereits ganz zu Beginn, zu welchen Themen es besonders viele Aussagen gibt. In dieser Phase wird jedoch weiterhin eine offene Haltung eingenommen, d.h. das Diagnoseteam versucht nicht zu interpretieren und nicht zu gewichten, sondern nimmt die Aussagen als solche und ihrer Häufigkeit zur Kenntnis. Die wesentlichere Arbeit ist, den Fragen auch die richtigen Antworten zuzuordnen. Obwohl es in der qualitativen Sozialforschung erlaubt wäre, Aussagen verschiedenen Themen zuzuordnen, wird versucht, dieses zu vermeiden. Damit werden die Summen der Aussagen im deskriptiven Sinne korrekter.

Im Detail zeigt das Auswertungsraster aller *Aussagen pro Interviewfrage*. Beispielsweise finden sich unter „Typisches“ alle Aussagen zu der Frage „Was ist Typisch für Baumgarten“, eine der untersuchten Gemeinden.

2. Was ist typisch für Baumgarten?
Die Gemeinschaft, die Kindergruppe und dass jeder jeden kennt.
Die Baumgartner sind sehr fleißig und tun viel, aber verglichen mit anderen Gemeinden sind sie nicht sehr herzlich.
das Kloster; der Sportverein (seit 37 Jahren in der Landesliga) mit seinem sportlichen Erfolg; der Ehrgeiz und der Konkurrenzkampf; die Musiker des Musikervereins und die Feuerwehr sind gut;
Ich fühle mich nicht voll integriert, weil ich ja immer nur ein halbes Jahr da bin. Da hat man hier, dann nichts mitzureden (Leute sagen „Was willst denn du? G'hörst eh nicht da her.“)
Manche Leute sind so „ich bin wer“ und bist fremd – bist fremd. Bei mir in der Gasse sind 4–5 dazugezogen; Ich bin in Wien–Liesing arbeiten gegangen, also darf man nix sagen. „Du bist a Fremde, du hast nix zum Sagen“, als ich mal was gesagt habe.
Die ganzen Freundschaften; kannst ins Wirtshaus gehen, plaudern, am Sonntag am Stammtisch. Wir haben eine Stammtischrunde, wir sind 19 Leute, aber jetzt kannst ins Wirtshaus gehen und triffst 2 Männer. Früher bist um 14.00 kommen und hast schon Karten gespielt. Früher war's schon besser.
Der Fußballverein ist relativ professionell organisiert. Es spielen nur zugekaufte Spieler und keine Baumgartner. Es gibt keinen persönlichen Bezug zu den Spielern. Die Zuagraden aus dem Krieg reden Deutsch. Viele Leute aus Ex-Jugoslawien sind gut integriert und in sich selbst auch eine Gruppe darstellen, was aber nicht stört.
Die Baumgartner haben viel für Sport übrig. Gestern hat der Fußballverein ein Spiel gewonnen außerdem ist der Verein Erster in der Landesliga. Typisch ist auch die Gemeinschaft und die Blasmusik.
Es ist relativ ländlich, sehr gepflegt und es gibt viel Grün. Das Vereinsleben, vor allem Fußball, das Miteinander und der Heurige sind typisch, sowie die Dorfpflege und die Dorfgestaltung.
Die offene Haltung der Baumgartner.
Die alten Leute, es ist gemütlich und ruhig.
die Zusammengehörigkeit
Das gesunde Dorfleben. Die Leute kennen sich, gehen allgemein freundlich miteinander um und machen gemeinsame Unternehmungen. Es ist fußballverrückt -> wird in Regionalliga aufsteigen. Typisch ist noch der Zusammenhalt. Der Fußballplatz ist ein Treffpunkt (auch für jene, denen Fußball gar nicht wichtig ist).
Langeweile, aber auch Ruhe
Fußball und freundliche Leute

Abbildung 24: Auszug aus dem Auswertungsraster und der Frage „Was ist typisch für ...“ (eigene Darstellung)

Im zweiten Auswertungsschritt werden pro Interviewfrage Antwort-Kategorien gebildet. Es wird vorrangig mit in-vivo-Codes gearbeitet, da diese ein besseres Verständnis über die Situation der Gemeinde aus der Perspektive der Interviewten bieten. Die Idee dahinter ist, dass im Sinne der Qualität der Datenauswertung auch erhebungsfremde Personen die Auswertungsschritte nachvollziehen und daraus eine Diagnose erstellen können.

Die methodische Vorgehensweise bei der Kodierung verläuft so, dass zuerst alle Aussagen, etwa der Kategorie „Typisch“ ausgedruckt werden und die einzelnen Themen mit Buntstiften farblich markiert werden.

Ist die Kodierung abgeschlossen, werden die Aussagen-Kategorien nochmals auf ihren Aussagen und den Sinngehalt überprüft und anschließend in eine neue Excel-Datei eingetragen.

Im dritten Auswertungsschritt werden die einzelnen Kategorien inhaltlich und numerisch gewichtet und anschließend zueinander in Position gebracht. Gewichten bedeutet, die Aussagen in Form von Blasen größer oder kleiner darzustellen. Dabei kann auch eine Kategorie, die aus weniger Aussagen besteht, größer dargestellt werden, falls sie vom Diagnosteam eine höhere Bedeutung zugeschrieben bekommt.

Die Darstellung der Ergebnisse, muss mit der wahrgenommenen Wirklichkeit der Bevölkerung einer Gemeinde übereinstimmen – andernfalls kann daraus keine passende Diagnose abgeleitet werden. Daher werden diese Darstellungen mit der Bevölkerung und den Entscheidungsträgern im Arbeitsschritt 5, bei der Präsentation der Ergebnisse, überprüft und die Zustimmung dazu eingeholt.



Abbildung 25: Analysebild „Typisch für Baumgarten“ (eigene Darstellung)

Die grafische Darstellung der Analyse-Kategorie „Typisch für Baumgarten“ und ihre Beschreibung wird Teil des abschließenden Befundes und als solche, an alle interessierten Personen verteilt. Sie lässt sich wie folgt nachlesen:

Die zwei gleichwertigen, zentralen, typischen Merkmale für Baumgarten sind ‚das Kroatische‘ und ‚die Gemeinschaft‘. Diese beiden Merkmale stehen auch in einer wechselseitigen Beziehung zueinander. Einerseits wurde uns mehrfach erzählt, dass eine gute Gemeinschaft etwas typisch Kroatisches sei. Das Kroatische als etwas Besonderes, ist bereits in der ebenfalls als ‚Typisch‘ genannten Dorfgeschichte zu finden. Die Gemeinschaft steht auch in engem Zusammenhang mit den Treffpunkten und Veranstaltungen Baumgartens, wie zum Beispiel dem Kirtag, der Lümmeltütenparty oder den örtlichen Gasthäusern und Heurigen. So beeinflusst der soziale Austausch in der Gemeinschaft auch die kulturelle Weiterentwicklung. Zum Nachbarort Draßburg pflegen die BaumgartnerInnen eine spezielle Beziehung. Dass die BaumgartnerInnen angeblich in allen Belangen ‚besser als die Draßburger sind‘ kann wohl dem Ehrgeiz zugeschrieben werden, genauso wie auch auf das rege, funktionierende Vereinsleben im Ort. Nur der

fehlende Nachwuchs macht den vielen Vereinen und ihren Mitgliedern sorgen. Einen eigenen Stellenwert unter den Vereinen hat der Fußballverein, er wirkt durch seine großen Erfolge nach außen und sorgt für einen gewissen Bekanntheitsgrad Baumgartens. Auch das Öde Kloster und die ‚Eier vom Bauern Leeb‘ sind über die Ortsgrenzen hinaus bekannt. Nicht nur der oben schon erwähnte Ehrgeiz ist eine charakteristische Eigenschaft der BaumgartnerInnen, der mitunter auch den kroatischen Wurzeln zuzuschreiben ist. Die BewohnerInnen sind laut Interviews auch fleißig, sparsam und haben ganz allgemein eine ‚eigene Mentalität‘. Typisch für Baumgarten sind weiters die bereits zuvor erwähnte Ruhe, die Natur und Erholung, die Fischteiche, das Ortsbild und die ‚Kleinheit‘ der Gemeinde, sowie auch dass ‚jeder jeden kennt‘. Die kleine Gemeinde steht in Verbindung mit dem großen Ehrgeiz der BaumgartnerInnen, den sie benötigen, um sich zu behaupten und die mangelnde Größe ihrer Gemeinde wieder wett zu machen. Angemerkt als typisch für Baumgarten wurden auch die politischen Verhältnisse in der Gemeinde, in welchen einige eine politische Ausgewogenheit sehen und andere von einem politischen Ungleichgewicht sprechen. (Ehmayer, 2010, S. 21ff.)

Jede einzelne Kategorie wird auf diese Art und Weise ausgewertet. Manche Darstellungen erfolgen in Form von Organigrammen, in Form von Diagrammen oder als Tabellen.

6.3.3 Die Analyse des Ist-Zustandes

Für die Analyse des Ist-Zustandes werden einerseits alle relevanten Themen zu einem „Themenbild“ zusammengeführt und andererseits das kommunale Gemeinwesen im sogenannten „Kommunegramm“ festgehalten.

Ad) Themen-Analyse

Für die Themen-Analyse werden jene Gemeindethemen herausgearbeitet, die sich oft wiederholen und in verschiedensten inhaltlichen Kontexten auftauchen. Beispielsweise wurde „die Reinprechtsdorferstraße“ in Wien-Margareten unter anderem im Zusammenhang mit Verkehr, sozialen Problemen und als Barriere im Bezirk thematisiert. Diese Kernthemen, auch Kernkategorien genannt, weisen darauf hin, wo

die Stärken und Schwächen, Potenziale und Konfliktpunkte liegen. Kernthemen werden mit Hilfe der Post-it-Methode herausgearbeitet und anschließend so positioniert, dass sie ein Bild von der jeweiligen Gemeinde oder Stadt wiedergeben. Falls möglich, wird mit den Themen auch ein räumlicher Bezug zur Gemeinde hergestellt.

Die „Post-it-Methode“ wurde in der Stadtpsychologischen Praxis Ehmayer entwickelt (Ehmayer, 2010) und wird folgendermaßen durchgeführt: Die vorhandenen Kategorien werden auf Post-its geschrieben und diese so lange gruppiert, bis sich die als richtig empfundene Konstellation herausbildet. Anschließend werden um zusammenhängende Kategorien Kreise gezogen. Damit diese Analysebilder im Sinne der wahrgenommenen Wirklichkeit passen, werden zusätzlich zu den Interviewaussagen auch an andere gesammelte Informationen beigezogen, insbesondere sind die Memos aus dem Forschungstagebuch sehr hilfreich.

Ein Beispiel für eine Themen-Analyse findet sich bei der Aktivierenden Stadtdiagnose von Margareten, einem Wiener Gemeindebezirk. Es lässt sich erkennen, dass die bereits erwähnte Reinprechtsdorferstraße eine stark befahrende Durchzugsstraße ist, die den Bezirk „inhaltlich“ teilt. Diesseits und jenseits der Straße finden sich unterschiedliche Themen, was sich einerseits durch die unterschiedliche Bebauung und Gestaltung und andererseits durch eine unterschiedliche Bevölkerungsstruktur ergibt.



Abbildung 26: Was ist Thema in Margareten? (Ehmayer & Erking, 2003, S. 39)

Die Thematik rund um die Reinprechtsdorferstraße wurde im Diagnosebefund unter dem Titel „Zweiteilung“ behandelt und liest sich auszugsweise wie folgt:

Ein zentrales Charakteristikum von Margareten hat sich uns schon wenige Tage nach dem Projektstart offenbart: der Bezirk teilt sich in zwei Bereiche, die sich hinsichtlich Bevölkerungsstruktur, Wohnqualität und der Stimmung in der Bevölkerung unterscheiden. Als Grenze hat sich die Reinprechtsdorfer Straße herauskristallisiert. So wurde uns nicht nur einmal von MargaretennerInnen mitgeteilt: „Die Reinprechtsdorfer Straße zerreißt den Bezirk!“ Ist die Stimmung in dem Gebiet zwischen der Reinprechtsdorfer Straße und dem 4. Bezirk noch positiv zu bewerten, nimmt die Zuversicht Richtung Gürtel deutlich ab. Diese Stimmung spiegelt sich auch im Ausländerempfinden in den bei den Gebieten wieder: Wird im Gebiet Richtung Gürtel größtenteils die Überfremdung kritisiert, hört man Richtung 4. Bezirk vielfach Stimmen, welche die kulturelle Vielfalt im Bezirk schätzen. Auch in der Wahrnehmung der Qualität der Bauten erkennt man die

unterschiedliche Einschätzung der beiden Bereiche. Von der Bevölkerung wurde darauf hingewiesen, dass die Gebäudesanierung in der Gegend um den Margaretenhof viel weiter fortgeschritten ist als in Gürtelnähe. Ein Problem, welches sich nicht von der Hand weisen lässt, ist die vielfach genannte hohe Dichte von MigrantInnen: „Die Bevölkerung gehört besser durchmischt, damit sich nicht solche Enklaven bilden.“ So sind die Parks zwischen den verschiedenen Nationalitäten aufgeteilt, und auch in den Siedlungsgebieten bilden sich zunehmend eigene Bereiche für die unterschiedlichen Nationalitäten, wie uns die Exekutive mitgeteilt hat. Die damit verbundene Ab- und Ausgrenzung der unterschiedlichen Kulturen erschwert die Entwicklung einer gemeinsamen Identität erheblich. (Ehmayer & Erkingen, 2003, S. 41)

Ad) Das Kommunegramm

Das *Kommunegramm* wurde bereits im Projekt Kult:AG (Ehmayer et. al., 1999a; 2000c) entwickelt und im Laufe der Zeit verfeinert. Mit ihm wird das organisierte soziale Gefüge innerhalb einer Gemeinde oder Stadt sichtbar gemacht.

Es bildet die Gemeinde als Ansammlung von Gruppen und Einzelpersonen ab, gibt deren Position und die Stärke und Qualität der Beziehungen zueinander wieder. Voraussetzung für die Erstellung eines Kommunegramms ist die vollständige Erfassung aller einer „Kommune“ vorhandenen Personen, Gruppen, Organisationen und Institutionen.

Das Kommunegramm ist Analyse und Diagnose zugleich und damit eine unabdingbare Wissensbasis für eine folgende Intervention. Es zeigt, wer in einen umfassenden Gemeindeentwicklungsprozess einbezogen werden muss und wer bisher in die Gemeindeentwicklung nicht eingebunden war.

Die Analyse und Darstellung erfolgt in Form von zwei Schritten: Zuerst wird ein Gegenwartsbild erstellt und dieses anschließend um jene Gruppen erweitert, die in Zukunft in die Gemeindeentwicklung mehr einbezogen werden sollen.

Jugendzentrum wird von den Jugendlichen oft und gerne aufgesucht, ebenso nannten die befragten Jugendlichen Back On Stage als Bezugsinstitution. Jugendliche bekommen in Margareten sehr viel Aufmerksamkeit. Das Kommunigramm lässt hier erkennen, dass ein großer politischer Wille vorhanden ist, Jugendliche zu fördern, und Ausdruck findet dieser, in einer starken Vernetzung zwischen unterschiedlichsten Organisationen und einem zusätzlichen Jugendbeauftragten, der direkt mit dem Bezirksvorsteher kommuniziert. Für eine zukunftsfähige Entwicklung ist in diesem Bereich bereits sehr gut gesorgt, denn üblicherweise stellen gerade Jugendliche eine vernachlässigte Zielgruppe dar. Der Integrationsfonds wiederum ist Anlaufstelle für MigrantInnen, ebenso wie der „Verein Station Wien“. Auch Moscheen und die Kirche Auferstehung Christi setzen sich für die MigrantInnen ein. Die Bedeutung der MigrantInnen ergibt sich nicht nur durch ihre Anzahl im Bezirk, sondern vor allem auch deshalb, weil sie im Bezirk das zentrale Thema sind. Trotzdem: die Vernetzung zwischen Politik und MigrantInnen ist nicht besonders ausgeprägt, drei von vier Organisationen, die mit MigrantInnen zu tun haben, sind nicht direkt mit der Bezirkspolitik verbunden. Und durch die kommende Umstrukturierung des Integrationsfonds, könnte sich eine zusätzliche Verschlechterung der Kommunikation ergeben. Stefan Gergely ist der Inhaber des Schlossquadrates, das über den Bezirk hinaus bekannt ist. Er setzt sich engagiert für die wirtschaftliche Entwicklung rund um den Margaretenplatz ein und hat auch die „5er City“ ins Leben gerufen. In diesem Verein sind die Geschäftsleute rund um den Margaretenplatz eingebunden. Der „Verein Schau Rein“ wiederum ist ein Zusammenschluss der inländischen Geschäftsleute auf der Reinprechtsdorfer Straße und ist eher von regionaler Bedeutung. Stadträtin Brauner ist zwar für ganz Wien wichtig, wird jedoch auch von den BezirksspezialistInnen genannt, weil sie im Bezirk wohnt und daher politisch für den Bezirk wichtig ist. Natürlich fehlt auch die Stadt Wien nicht, die u.a. das Budget für die Bezirke vergibt. Die Pfarre Florianikirche setzt sich mit einem wöchentlichen Treffen für die älteren Menschen im Bezirk ein (SeniorInnenclub), ebenso wie es auch für andere Gruppen Treffen und Aktivitäten gibt. Auch die Bezirkspolitik setzt sich für die Anliegen der SeniorInnen ein, dazu wurde eigens ein/e SeniorInnenbeauftragte/r geschaffen. Dass SeniorInnen von selber aktiv die Bezirksentwicklung mitgestalten, zeigt sich weniger. Engagierte Einzelpersonen, wie der Architekt Marc Gilbert oder der Musiksaitenhersteller Peter Infeld, tragen ebenfalls zur Bezirksgestaltung bei. Institutionen im Freizeitbereich, wie das

„Filmcasino“, das wienweit Anziehungspunkt für KinogängerInnen und CineastInnen ist, oder auch die vielen Lokale, wie „Rüdigerhof“, „Celeste“, „Little Stage“, „Schlossquadrat“... verleihen Margareten ebenfalls Gesicht und Charakter und locken auch Gäste aus anderen Bezirken in den 5. Bezirk. (Ehmayer & Erking, 2003, S. 63f.)

Ganz anders stellt sich das Kommunegramm von Baumgarten, einer kleinen Gemeinde, dar. Es ist viel einfacher, die Gruppen sind weit weniger differenziert. Allerdings ist der Gemeinsinn viel stärker ausgeprägt. Dieser zeigt sich bei der Antwort auf die Frage nach Mitsprache in Bezug auf die Entwicklung von Baumgarten, die immer wieder mit „alle“ beantwortet wurde.

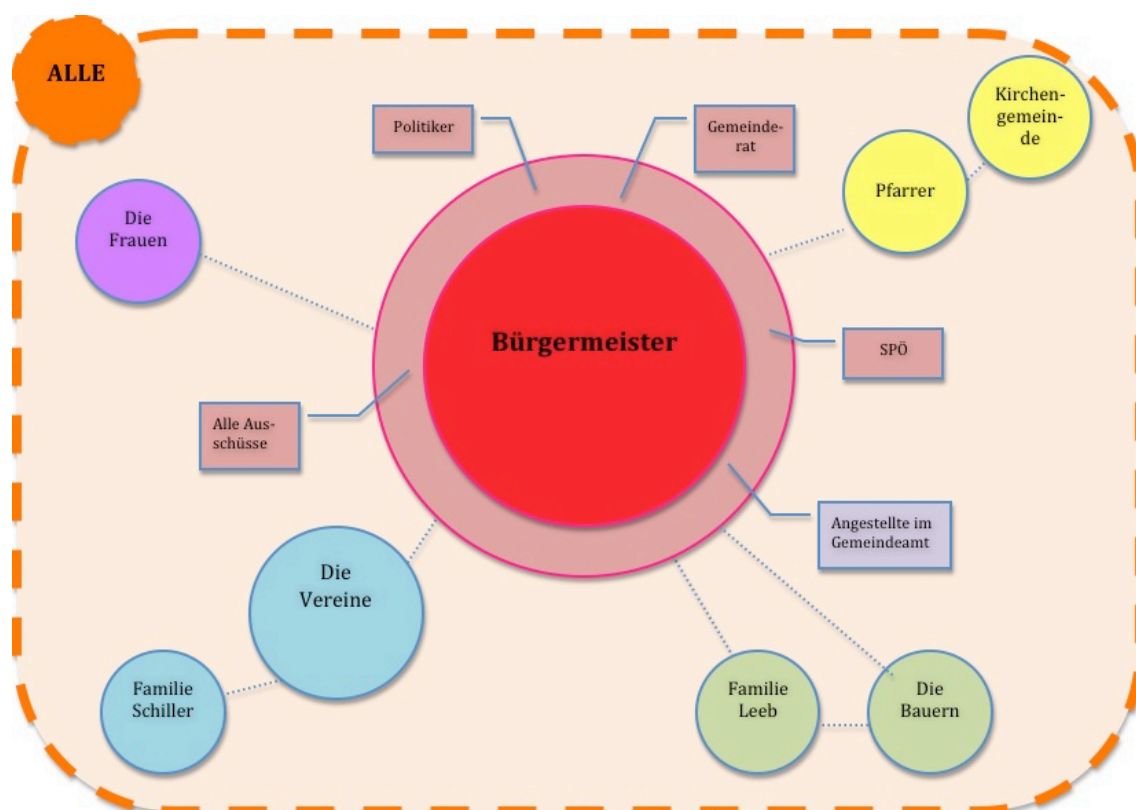


Abbildung 28: Das Kommunegramm von Baumgarten (Ehmayer, 2010a, S. 27)

Die Beschreibung des Kommunegramms liest sich im Bericht „Zukunftspotenziale von Baumgarten“ wie folgt:

Im Zentrum von Baumgarten steht eindeutig der Bürgermeister. Um ihn herum ist das gesamte soziale Netzwerk geformt. Er wird von den BaumgartnerInnen nicht

nur definitionsgemäß in seiner Funktion, sondern wortwörtlich als sozialer Mittelpunkt im Ort gesehen. Der Bürgermeister ist eingebettet in einen Kreis aus (gemeinde-)politischen Institutionen, zu denen alle Ausschüsse, PolitikerInnen im allgemeinen, der Gemeinderat, die SPÖ und die Angestellten im Gemeindeamt zählen und die den Bürgermeister in seiner Tätigkeit unterstützen, aber auch überwachen. Zusätzlich lassen sich vier größere Einflussbereiche thematisch voneinander unterscheiden (in der Grafik durch vier unterschiedliche Farben gekennzeichnet). Ein Bereich sind die örtlichen Vereine, die das Ortsleben entscheidend mitgestalten. Diese werden von der Familie Schiller unterstützt. Gemeindepolitischen Einfluss hat auch die Familie Leeb, die gleichzeitig zur Gruppe der Bauern in Baumgarten gehört – welche ebenfalls eine Rolle im Gemeindefeld spielen. Dem Pfarrer und im weiteren Sinn der Kirchengemeinde, kommt ebenfalls ein eigener Bereich zu. Die Kirche ist nicht aktiv an der Gemeindeentwicklung beteiligt, aber für viele Baumgartnerinnen und Baumgartner nimmt die Religion eine zentrale Rolle in ihrem Leben ein. Die Frauen, ohne dass damit eine bestimmte Gruppe gemeint ist, werden in Baumgarten als sehr präsent erlebt. Um das soziale Gefüge erstreckt sich ein größerer, übergeordneter Kreis, der alle BewohnerInnen von Baumgarten einschließt und in der Grafik als „ALLE“ gekennzeichnet ist. Dieser verdeutlicht eine sehr wesentliche Einstellung und zwar, dass alle Baumgartnerinnen und Baumgartner in der Gemeinde etwas zu sagen haben, *„wenn sie nur wollen“*. (Ehmayer, 2010a, S. 28f.)

Nach Abschluss der Analyse wird mit der Interpretation und der Bewertung der Ergebnisse begonnen.

6.4 Diagnose der Zukunftspotenziale

Bei den Zukunftspotenzialen handelt es sich um jene Themen oder Aufgaben, welche in einem partizipativen und auf Zukunftsfähigkeit ausgerichteten Gemeindeentwicklungsprozess weiter behandelt werden sollen. Zukunftspotenziale finden sich

- in der Themenanalyse mit Zukunftspotenzialen,
- im Kommunegramm mit Zukunftspotenzialen,

- in Form von Zukunftspotenzialen als Fragen formuliert und
- in Form von Zukunftspotenzialen, mit Aktionsfeldern kombiniert.

Der Übergang von der Analyse zur Diagnose ist fließend. Teilweise werden die Analyseergebnisse um Zukunftspotenziale erweitert, teilweise werden die Zukunftspotenziale als Fragen formuliert, die zum Weiterdenken anregen sollen. Bei der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ in Baumgarten wurde mit dem Beschreiben von Aktionsfeldern versucht, noch einen Schritt weiter zu gehen, indem relativ konkrete Handlungsanweisungen formuliert wurden.

6.4.1 Themenanalyse mit Zukunftspotenzialen

Für das Formulieren der Zukunftspotenziale sind zusätzlich zu den Kenntnissen in qualitativer Sozialforschung, Kenntnisse des Konzeptes der Nachhaltigen Entwicklung notwendig. Zusätzlich braucht es Erfahrung im Umgang mit Gemeinden oder Städten als politische Systeme.

Die Zukunftspotenziale, so wie sie im Befund dargestellt werden, sind drei bis sieben Fragen, die der jeweiligen Gemeinde mit auf dem Weg gegeben werden. Im Sinne des Empowerment wird ein zukunftsfähiger Gemeindeprozess als Diskurs gesehen, dem sich die Gemeinde stellen muss. Es geht also nicht um vorgefertigte Antworten und Handlungsanweisungen, sondern – ähnlich wie in einer Therapie – mittels geeigneter Fragen die Gemeinde „auf den Weg“ zu bringen.

6.4.2 Kommunegramm mit Zukunftspotenzialen

Das Kommunegramm von Baumgarten als Ist-Zustand wurde im Kapitel 5.3.3 (Analyse des Ist-Zustands) vorgestellt, nun werden die Zukunftspotenziale ergänzt:



Abbildung 29: Kommunegramm von Baumgarten mit Zukunftspotenzialen

Die Beschreibung des Kommunegramms lässt sich im Bericht „Zukunftspotenziale von Baumgarten“ wie folgt nachlesen:

Der Blick auf das Kommunegramm zeigt das große Gewicht des Bürgermeisters, wie es in einer kleinen Gemeinde üblich ist. Für eine Gemeinde in dieser Kleinheit ist sehr wichtig, dass es einen engagierten und allseits akzeptierten Bürgermeister gibt. Der Bürgermeister ist eine notwendige Institution und es würde unmittelbar spürbar werden, würde es einen anderen, weniger engagierten oder akzeptierten Bürgermeister oder Bürgermeisterin geben. Das bedeutet, auch in Zukunft wird Baumgarten einen engagierten Bürgermeister oder eine engagierte Bürgermeisterin brauchen.

Das Kommunegramm der Zukunft enthält sechs, rautenförmig gekennzeichnete Personengruppen, die im Kommunegramm der Gegenwart noch nicht zu finden sind: relativ klar ist die Gruppe der SeniorInnen und der Jugend – wobei sich unsere Empfehlung mit der Sichtweise der Teilnehmenden der Diskussionsrunde deckt. Leichter vergessen wird da schon auf die jungen Erwachsenen. Diese Problematik zeigt sich auch immer wieder in der Bemerkung, dass in Baumgarten

Wohnungen für junge Leute fehlen und diese durch einen Wegzug das soziale Gefüge verlassen. Auch die Familien sollten nach Meinung der BaumgartnerInnen in Zukunft mehr Beachtung finden. Auch die Wirtschaftstreibenden sind im Kommunegramm von Baumgarten bisher unterrepräsentiert und sollten in Zukunft mehr berücksichtigt werden, damit die ohnehin wenigen Betriebe und damit verbundenen Arbeitsplätze auch in Zukunft erhalten bleiben. Dies sehen auch die BewohnerInnen so, da auch sie meinen, Gewerbe und Betriebe sollten verstärkt eingebunden werden. Eine Gruppe an die vielleicht nicht gleich gedacht wird, sind die zukünftigen BaumgartnerInnen, also jene Menschen, die irgendwann mit dem Gedanken spielen nach Baumgarten zu ziehen. Damit Baumgarten wächst, sollte es offen für neue Menschen sein und es dieser Gruppe möglichst einfach machen, sich für Baumgarten zu entscheiden. (Ehmayer, 2010a)

6.4.3 Zukunftspotenziale als Fragen formuliert

Die Zukunftspotenziale sind jener Teil der Diagnose, der die jeweilige Stadt oder Gemeinde zur weiteren Diskussion anregen soll. Die Fragen selbst zeigen auf, welche Schwachstellen es in der Gemeinde gibt, die eine Lösung erfordern oder zumindest einer intensiven Auseinandersetzung bedürfen.

Im Diagnoseprozess werden diese Fragen als Basis für die gemeinsame Diskussion beim Zukunftsworkshop (Schritt 5) herangezogen, und mit den Anwesenden in Kleingruppen diskutiert.

Ein Zukunftspotenzial ist dem Bericht „Zukunftspotenziale von Margareten“ beispielhaft entnommen und liest sich wie folgt:

Mit den Zukunftspotenzialen von Margareten schließt der Bericht. Hier fließt unsere Expertise als StadtforscherInnen ein, hier spannen wir bewusst in pointierter Sprache nochmals den Bogen über den Bezirk. Mit den Zukunftspotenzialen werden aber keine abschließenden Tipps oder Empfehlungen abgegeben, sondern mit Fragen soll der Raum für eine zukunftsfähige Entwicklung von Margareten für alle, die sich jetzt oder in Zukunft daran beteiligen wollen, geöffnet werden. Die [Aktivierende Stadtdiagnose] ist eine Methode der Interaktion, sie vermittelt ein „Standbild“, eine Abbildung über eine Situation, aber sie lädt auch gleichzeitig

dazu ein, am Bild zu arbeiten und damit die Situation zu verändern. Und genau das möchten wir ebenfalls tun: Sie dazu einladen, weiterzudenken, Ideen zu entwickeln und sich aktiv an einer zukunftsfähigen Bezirksentwicklung zu beteiligen!

Zukunftspotenzial: Wie kann ein besserer Austausch zwischen den unterschiedlichen Kulturen in Margareten stattfinden?

Ein großes Thema in Margareten ist der Umgang zwischen den Menschen mit und ohne Migrationshintergrund. Es gibt auch die Befürchtungen, dass es in Zukunft schlimmer werden könnte. Demgegenüber stehen die Aussagen und Einstellungen von Menschen, die Margareten gerade deshalb schätzen, weil es ein multikultureller Bezirk ist und damit auch weniger „versnobt“ als so manch anderer innerstädtischer Bezirk“. Diese Menschen und diese Stimmung sind ein Zukunftspotenzial, das es zu verstärken gilt, ohne dabei auf die Ängste der anderen zu vergessen. Dies lässt sich wohl am besten mit einem verstärkten Miteinander zwischen den unterschiedlichen Kulturen bewerkstelligen. Denn nicht nur die MargaretenerInnen sind skeptisch, wenn es um MigrantInnen geht, auch die MigrantInnen sind sich nicht sicher, ob der Kontakt mit den ÖsterreicherInnen wirklich gut für sie ist. Wir wollen an dieser Stelle noch ergänzen, dass die MargaretenerInnen als tolerante Menschen erlebt und beschrieben wurden, (vielleicht toleranter als die Bewohner anderer innerstädtischer Bezirke?) und dies eine sehr gute Basis für eine gelungene Integration darstellt. (Ehmayer & Erking, 2003, vgl. S. 88ff.)

6.4.4 Zukunftspotenziale mit Aktionsfeldern kombiniert

Bei der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ in Baumgarten wurden die Fragen der Zukunftspotenziale mit konkreten Vorschlägen kombiniert und „Aktionsfelder“ genannt. Erstens weil dies im Rahmen des Projektauftrages zur umfassenden Dorferneuerung vorgegeben war und zweitens, weil sich in der Vergangenheit gezeigt hat, dass die in Form von Fragen formulierten Zukunftspotenziale teilweise zu wenig Hilfestellung für die Gemeinde bieten. Es wurde seitens der Gemeinden immer wieder der Bedarf geäußert, konkretere Handlungsanweisungen zu erhalten. Die Aktionsfelder werden, ebenso wie die Zukunftspotenziale, vom Forscherteam erarbeitet und mit den politisch Verantwortlichen und der interessierten Bevölkerung diskutiert. Zum besseren Verständnis wird nun beispielhaft ein Aktionsfeld von Baumgarten samt inhaltlicher Beschreibung dargestellt:

AKTIONSFELD 3: Wie kann sich Baumgarten als attraktive Gemeinde nachhaltig positionieren?**1. WOHNMÖGLICHKEITEN FÜR JUNGE MENSCHEN SCHAFFEN**

- für junge Leute und junge Familien
- auch für ältere Menschen, die nicht alleine leben wollen/können
- Wohnbaukonzept zur Sanierung und leichterem Finanzierung von Wohnungen für die Jugend
- Rasche Umsetzung: z.B. Reihenhäuser bauen

Bei diesem Aktionsfeld ist die Schaffung von Wohnmöglichkeiten das entscheidende Thema. Einerseits damit junge Leute und junge Familien zuziehen und die Zukunft Baumgartens sichern, andererseits aber auch für ältere Menschen, die nicht alleine leben wollen oder können, damit diese aus ihrem Heimatort nicht fortziehen müssen. Die Thematik der Wohnmöglichkeiten bzw. deren Erhaltung und Schaffung bewegt die BewohnerInnen zu einem großen Teil. Vor allem hier wird Potenzial zur Erhaltung oder Vergrößerung der Gemeinde in Zukunft gesehen. Besonders wichtig scheint hierzu mehr Mut zu sein! Die BewohnerInnen wünschen sich, dass die Gemeinde in Wohnmöglichkeiten investiert, bevor ein unmittelbarer Bedarf besteht. Damit könnten Personen, die eine Wohnung suchen, jederzeit zuziehen, oder junge Paare und Familien müssten nicht erst lange warten, bis mit dem Bau z.B. von Reihenhäusern, begonnen wird. Nur zu oft sei es nämlich der Fall, dass BewerberInnen für ein Reihenhaus, auswärtig fündig würden, bevor in Baumgarten mit dem Bau von Wohnungen begonnen wird. Auch sollte die Finanzierung für junge Menschen erleichtert werden, was zum Beispiel in einem Wohnbaukonzept festgelegt werden könnte.

2. AKTIV MENSCHEN NACH BAUMGARTEN HOLEN

- Wegen günstiger Preise und der Nähe zu Wien ist Baumgarten zum Wohnen attraktiv
- Zentrale Lage von Baumgarten nutzen
- Werbung für Baumgarten machen für Wohnmöglichkeiten

Um zu Verhindern, dass die Bevölkerungszahl in Baumgarten sinkt, sollten Menschen aktiv in den Ort geholt werden. Hilfreich dabei sind die günstigen Wohn- und Grundstückspreise und die relative Nähe zu Wien als Großstadt. Um diese unterschiedlichen Ziele zu erreichen, bringen die BaumgartnerInnen ein, dass verstärkt Werbung für die Gemeinde gemacht werden könnte, zum Beispiel auf der Gemeinde-Homepage oder auf Straßentafeln.

3. JUGEND in BAUMGARTEN HALTEN

Damit sich Baumgarten als attraktive Gemeinde nachhaltig positionieren kann, ist es unbedingt notwendig Angebote für die Jugend zu schaffen, damit diese dem Ort erhalten bleiben.

4. BEREITSCHAFT zur INTEGRATION der AUSWÄRTIGEN zeigen

- Willkommensschreiben für Neuzugezogene
- Baumgartner Gemeindeversammlung: 1x/Jahr, neue BewohnerInnen werden begrüßt
- Mehr Toleranz und Offenheit gegenüber Zugezogenen

Damit sich diese neu Zugezogenen auch willkommen fühlen, ist besonders auf deren Integration zu achten, beispielsweise durch die Zusendung eines Willkommensschreibens oder eine jährliche Gemeindeversammlung, im Rahmen derer die neuen BewohnerInnen begrüßt und vorgestellt werden. Jedenfalls ist Offenheit gegenüber „neuen BaumgartnerInnen“ wichtig.

5. NACHHALTIG WIRTSCHAFTEN

- Lokale Wirtschaft und Arbeitsplätze fördern, die nachhaltig Wirtschaften
- Arbeitsplätze schaffen

Baumgarten sollte nachhaltig wirtschaften und die lokale Wirtschaft und Arbeitsplätze im Ort fördern, damit die EinwohnerInnen nicht mehr so häufig pendeln müssten wie bisher. Als eher problematisch würden sie Errichtung eines Gewerbeparks sehen, vor allem wegen der befürchteten Verkehrsbelastung.

6. AUSSENKONTAKTE PFLEGEN

- Draßburg
- Schattendorf
- Ungarn
- Burgenland insgesamt

Es ist ratsam, die Außenkontakte weiter zu pflegen, aufzufrischen und ganz neue herzustellen. Wichtig sind für Baumgarten die direkten Nachbarorte Draßburg und Schattendorf, aber genauso das Burgenland insgesamt. Möglicherweise könnten auch Außenkontakte nach Ungarn die Gemeinde stärken.

7. MEHR FINANZIELLER MUT DER POLITIK

- Mehr Mut, vor allem finanziell

Zusammenfassend wünschen sich die BaumgartnerInnen insgesamt eine rasche Umsetzung der wichtigsten zukunftsfördernden Maßnahmen, und mehr Mut seitens der Politik.“

Abbildung 30: Aktionsfeld 3 mit Maßnahmen aus dem Befund „Zukunftspotenziale von Baumgarten“ (Ehmayer, 2010, S. 42f.)

Die Aktionsfelder von Baumgarten sind eine Reihe von Maßnahmen die zeigen, welche Schritte die Gemeinde für eine zukunftsfähige Entwicklung setzten sollte.

Als Begründerin der Methode hatte ich lange Zeit Bedenken, derart konkrete Vorschläge zu erarbeiten. Bei Baumgarten bestätigte sich jedoch, dass sich die Gemeindeverantwortlichen mit einem Befund leichter tun, der ihnen bereits konkrete Handlungsanweisungen gibt.

6.4.5 Ergänzende spezielle Gemeindethemen

Jede Gemeinde und jede Stadt verfügt über ihren ganz eigenen Charakter, zeichnet sich durch ihr unverwechselbares Wesen aus, und so gleicht auch keine „Aktivierende Stadtdiagnose“ der anderen. Das Diagnosteam hat demnach die Aufgabe, individuelle Schwerpunkte zu setzen. Manchmal sind es die ganz besonderen Geschichten, die über die jeweilige Stadt erzählt werden. Ein anderes Mal kann sich um eine inhaltliche Vertiefung zu bestimmten Stadtthemen handeln, wie beispielsweise eine besondere lokale Verkehrssituation oder der Umgang mit einer bestimmten Bevölkerungsgruppe.

Die Aufbereitung der speziellen Gemeindethemen erfolgt vorzugweise in erzählerischer oder anderer kreativer Form, beispielsweise als Zeichnung. Dies entspricht der in Grounded Theory (Glaser & Strauss, 1998) oder der partizipativen Aktionsforschung (Hall, 2001) erwünschten Bereicherung durch kreative Techniken und künstlerische Ausdrucksformen.

Bilder und Zeichnungen sind ein passendes Werkzeug, um Betroffenheit zu erzeugen, wie uns auch das Expertengremium des wissenschaftlichen Projektes Kult:AG (Ehmayer et al., 1999a; 2000c) bestätigte. So wurde vom Diagnoseteam ein zeichnerischer Vergleich zwischen den objektiven baulichen Strukturen und der subjektiven Wahrnehmung einer Gemeinde vorgenommen und in folgendem Bild festgehalten:

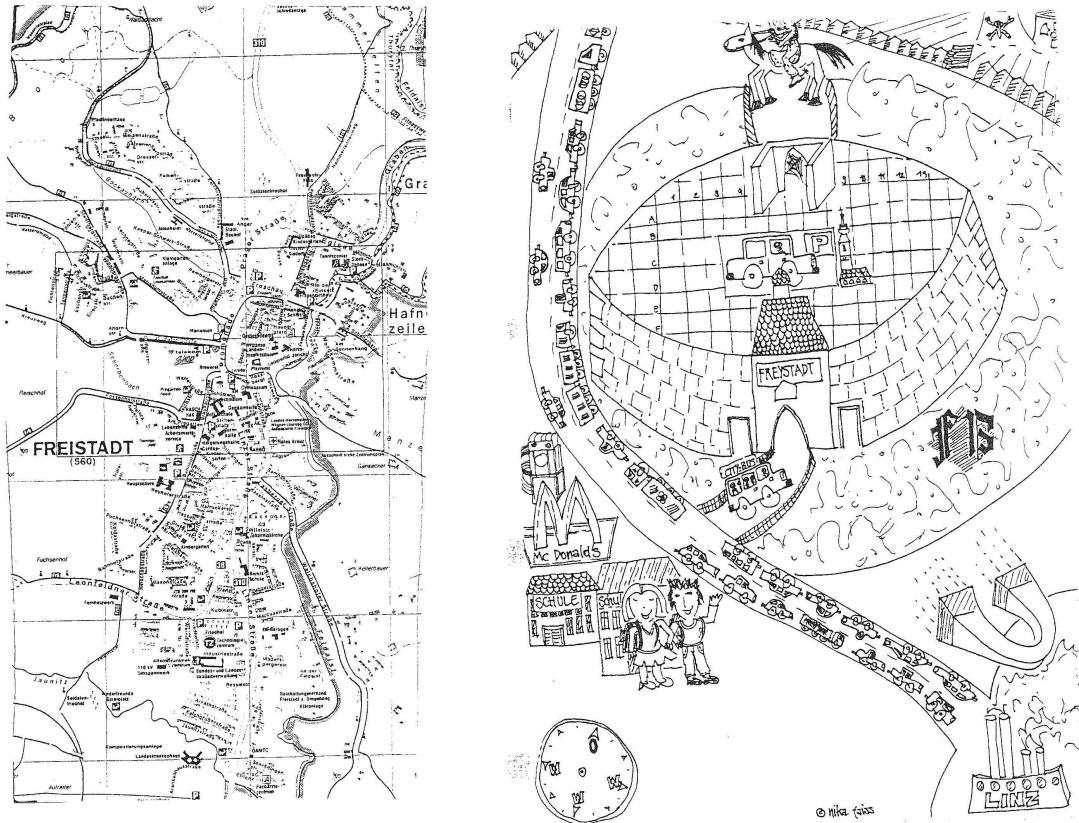


Abbildung 31: Das objektive und das subjektive Freistadt (Ehmayer et al., 2000e)

Bilder wie diese sind nicht nur hilfreich, wenn es darum geht, den Gemeindebewohnern ihre eigene Situation zu vermitteln, sie eignen sich auch als Diskussionsgrundlage für die öffentliche Präsentation der Ergebnisse.

6.5 Öffentliche Präsentation der Ergebnisse

Die öffentliche Präsentation der Ergebnisse beginnt mit einem Reflexionsgespräch bei dem Bürgermeister/der Bürgermeisterin als wichtigste/r Entscheidungsträger/in. Anschließend werden die Ergebnisse im Zukunftsworkshop der interessierten Gemeindebevölkerung präsentiert.

6.5.1 Reflexionsgespräch mit dem Bürgermeister/der Bürgermeisterin

Das Reflexionsgespräch dient dazu, die Ergebnisse gemeinsam zu reflektieren, zu diskutieren und um die Sichtweise des Auftraggebers zu ergänzen. Im besten Fall wird ein weiterer Gesprächstermin mit dem Gemeinderat vereinbart. Das Reflexionsgespräch ist eine qualitätssichernde Maßnahme, damit die Forschungsergebnisse noch besser an die Gemeinde angepasst werden und die Qualität der Diagnose steigt. Die Ergebnisse sollen für das Gegenüber nachvollziehbar, angemessen und verständlich sein.

Organisatorisch wird bei diesem Gespräch der Zeitpunkt für die öffentliche Diskussion der Ergebnisse festgelegt und der Ablauf strukturiert.

6.5.2 Der Zukunftsworkshop

Der Zukunftsworkshop ist jener Teil im Diagnoseprozess bei dem die Ergebnisse gemeinsam mit der interessierten Bevölkerung diskutiert und die Zukunftspotenziale gemeinsam ausgelotet werden.

Es ist darauf zu achten, dass *möglichst alle Menschen*, die in der Gemeinde leben und arbeiten diesen Workshop besuchen können. Die Einladung erfolgt über die Gemeinde, wobei eine Aussendung an alle Haushalte von Vorteil ist. So kann weitestgehend sichergestellt werden, dass alle Gemeindebewohnerinnen und -bewohner die Möglichkeit zur Information und Mitsprache erhalten.

Der Zeitpunkt an dem der Zukunftsworkshop stattfindet ist zumeist abends oder am Wochenende. Es ist darauf zu achten, dass Kinderbetreuung angeboten wird, damit Familien mit kleinen Kindern nicht von vorneherein ausgeschlossen sind.

Bei der Veranstaltung erhalten die anwesenden Personen die Möglichkeit, ihre Sichtweisen einzubringen oder Ergebnisse zu korrigieren und zu ergänzen. Die Antworten und Meinungen der Anwesenden werden festgehalten und fließen in die Erstellung des Gemeindebefunds ein.

Ad) Ablauf und Inhalt des Zukunftswshops

Das Ablaufdesign inklusive der Moderation ist Aufgabe des Diagnoseteams, das jedoch auf eine externe Expertise zurückgreifen kann, falls es das Know-how zur Moderation von Großgruppen nicht besitzt.

Zu Beginn der Veranstaltung präsentiert das Diagnoseteam die *Analyse der Ist-Situation*. Den Anwesenden wird anschließend die Möglichkeit gegeben, Fragen zu stellen. Wesentlich ist, dass die Ergebnisse so aufbereitet werden, dass ein allgemeines Verständnis erzeugt werden kann. Bewährt hat sich eine Powerpoint-Präsentation, ergänzt um Unterlagen in Papierform, die jeder anwesenden Person zur Verfügung stehen.

Der zweite Teil beginnt mit der *Präsentation der Zukunftspotenziale*. Die Zukunftspotenziale sind jene Fragen, die vom Forscherteam als relevant im Hinblick auf eine zukunftsfähige Entwicklung der Gemeinde diagnostiziert wurden. Diese Fragen sind offen formuliert, damit die Anwesenden die Möglichkeit haben, selber über Lösungen nachzudenken. Damit wird die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass die später im Befund formulierten Aktionsfelder an die Veränderungsmöglichkeiten der Gemeinde angepasst sind. Im Anschluss an die Präsentation werden mit den anwesenden Personen Kleingruppen gebildet. Die Kleingruppen diskutieren die Zukunftsfragen und versuchen Antworten in Form von Lösungsvorschlägen zu finden. Die Ergebnisse der Diskussion werden auf Flip-Charts festgehalten und vor dem Plenum präsentiert. Sie fließen in den abschließenden Befund ein.

Am Ende des Zukunftsworkshops wird ein *Zukunftsteam* gebildet. Das Zukunftsteam besteht aus Vertreterinnen und Vertretern des Gemeinderats (jedoch nicht dem Bürgermeister/der Bürgermeisterin), sowie aus Bewohnerinnen und Bewohnern. Bei den Bewohnerinnen und Bewohnern ist darauf zu achten, dass jedenfalls Personen dabei sind, die bis dato noch nicht in die Gemeindeentwicklung involviert waren und auch nicht bereits in einer bestimmten zentralen Funktion für das Gemeinwohl tätig sind. Damit wird garantiert, dass nicht immer die gleichen Personen über die Zukunft der jeweiligen Gemeinde bestimmen.

Das Zukunftsteam hat die Aufgabe, in den nächsten zwei bis drei Jahren für die Umsetzung der Zukunftsthemen zu sorgen. Dazu braucht es beratende Unterstützung durch externe Personen. Eine wichtige Voraussetzung für die erfolgreiche Gemeindeentwicklung ist jedoch das politische Commitment, das bei der Übergabe des Befundes eingeholt werden muss. Dieses Thema ist bereits beim Reflexionsgespräch mit Bürgermeister zu besprechen. Das Einrichten eines Zukunftsteams signalisiert den Beginn des Veränderungsprozesses und damit wechselt das Diagnoseteam – wie in der Organisationsberatung üblich – in eine beratende Rolle, so es den Prozess weiter begleitet.

6.6 Erstellen des Gemeindebefunds

Der Gemeindebefund soll den Leserinnen und Lesern ermöglichen, sich mit der eigenen Stadt in Beziehung zu setzen und in Alltagssprache verfasst. Er ist gleichzeitig Arbeitsgrundlage und Lektüre. Darüber hinaus stellt er ein Dokument für die Bevölkerung dar, das Einblick in die Geschichte, die aktuellen Gemeindethemen, den sozialen Zusammenhalt und die Zukunftsperspektiven der Gemeinde gibt.

6.6.1 Obligatorische Inhalte

Unabhängig von der Spezifik jeder Gemeinde, gibt es eine grobe Struktur, die für alle Gemeindebefunde eingehalten wird:

- Der Name des Diagnosebefundes: „Zukunftspotenziale von ... (=Name der jeweiligen Gemeinde, Bezirk oder Stadt)“.
- Der historischer Kontext: Zu Beginn findet sich stets eine Darstellung der Stadt in ihrem historischen Kontext. Die Entwicklungsgeschichte findet dabei ebenso Berücksichtigung wie bedeutende Ereignisse aus der Vergangenheit. Geschichten, Sagen und Mythen werden abgebildet, prominente Plätze und Bauwerke werden ebenso beschrieben wie lokale Berühmtheiten oder andere Besonderheiten.
- Die Analyse des Ist-Zustandes: sie gibt Einblick in die aktuellen Themen und erläutert diese umfassend. Bereichert wird diese mit Fotos und Grafiken.
- Die Analyse des sozialen Gefüges: sie gibt Aufschluss über die soziale Zusammensetzung der Gemeinde und beinhaltet die sich daraus ergebenden Schlüsse. Die Darstellung des Kommunogramms erfolgt als Organigramm.
- Die Zukunftspotenziale: bei den Zukunftspotenzialen handelt es sich um jene Fragen, welche die Gemeinde auf ihrem künftigen Weg begleiten werden. Jede dieser Fragen wird näher erläutert, es werden mögliche Antworten und Lösungsansätze beschrieben.
- Die Gemeindestatistik: Das sind relevante Gemeindedaten wie Bundesland, Einwohnerzahl (Gesamt, Männer und Frauen), Alter, Staatsangehörigkeit, Fläche, Wohnungen, Betriebe, Sprachen. Welche Statistiken zusätzlich verwendet werden, ist abhängig von den Ergebnissen der Diagnose.
- Die methodische Vorgehensweise: entweder zu Beginn oder am Ende wird die methodische Vorgangsweise der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ offen gelegt. Zu diesem Zweck werden die eingesetzten Methoden, der Umfang der Stichprobe und die Vorgehensweise bei der Erhebung dargestellt.

6.6.2 Optionale Inhalte

Ergänzend können folgende Inhalte dargestellt sein:

- Die Beschreibung der jeweiligen Gemeinde als Abfolge einer Speise.
- Ein prägendes Motto für die jeweilige Gemeinde, sofern es sich anbietet.
Beispiel: „Margareten – Innenstadtbezirk mit Vorstadtcharakter“.
- Eine dramaturgische oder prosaische Form der Beschreibung eines bestimmten Themas, um ganz besondere Gemeindethemen hervorzuheben.
- Alle gesammelten Veränderungsvorschläge, die von den Befragten während der Erhebung und beim Rückmeldeworkshop eingebracht wurden.

Der Befund hat im Allgemeinen 50–70 Seiten und ist grafisch ansprechend aufzubereiten.

6.7 Übergabe des Befundes an den Gemeinderat

Mit dem Auftraggeber, zumeist ist das Bürgermeister/die Bürgermeisterin, wird eine formale Übergabe im Gemeinderat zu vereinbaren sein: Der Gemeindebefund soll bei einer offiziellen Sitzung präsentiert werden. Im Anschluss daran sollte die Gemeindediagnose im besten Fall einstimmig angenommen und das Etablieren des Zukunftsteams für die weitere Gemeindeentwicklung beschlossen werden. Dies soll garantieren, dass die Gemeinde an der Umsetzung formulierten Zukunftspotenziale zu arbeiten beginnt.

7 Entwicklungsphasen und Verbesserungen (Evaluierung)

Die „Aktivierende Stadtdiagnose“ entstand in einem Rhythmus, wie er für die Aktionsforschung charakteristisch ist: Theoretischer Diskurs und praktische Erprobung wechselten einander ab. Für die Entwicklung der Methode war dies von größter Relevanz. Von Anfang an war geplant, durch den Dialog mit und in den Gemeinden ein geeignetes Diagnoseinstrument zu entwickeln.

7.1.1 Erste Entwicklungsphase: Aktionsforschung

1998 startete im Forschungsschwerpunkt Kulturlandschaftsforschung des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur das – von mir konzipierte und in leitender Funktion umgesetzte – Projekt „Kulturlandschaftsforschung und Agenda 21“ kurz „Kult:AG“ genannt (Ehmayer et al., 1999a; 2000c).

Die Kult:AG verfolgte das Ziel, zukunftsfähige Potenziale im Bereich des Gemeinwesens auf lokaler Ebene sichtbar und für die weitere Gemeindeentwicklung anwendbar zu machen. Als Ausgangsmethode diente die „Community Diagnosis – Profile Analysis“ von Francescato (1996). Ursprünglich war gedacht, die Methode von Francescato als Diagnosemethode beizubehalten und sie um die Dimension der „Nachhaltigkeit“ zu erweitern und zu adaptieren (Ehmayer et al. 1999a, 2000c). Die Methode veränderte sich im Zuge des zweijährigen Forschungsprojekts derart, dass am Ende eine neues, strukturiertes, qualitatives Diagnoseverfahren vorlag.

Den gesellschaftlichen Rahmen zur Methodenentwicklung bildete das Konzept der Nachhaltigen Entwicklung – der Agenda 21. Allerdings grenzte sich die Methode bewusst von jenen Zugängen zur Nachhaltigkeit ab, die ausschließlich technisch-ökologische Indikatoren anwenden. Methodisch-wissenschaftlich orientierte sich das Projekt Kult:AG an den Prinzipien der Qualitativen Sozialforschung, der Aktionsforschung sowie der Grounded Theory von Glaser & Strauss (1998). Wichtig war von Anbeginn, dass die Methode nicht in einem ausschließlich theoretischen Diskurs, sondern entsprechend dem Vorgehen der Aktionsforschung in einem

reflexiven Prozess entstehen sollte. Ein vierköpfiges transdisziplinäres Forschungsteam arbeitete mit 20 wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern über zwei Jahre intensiv an der Entwicklung der Methode. Begleitet wurde das Forschungsteam von einem Beirat, der aus 17 internationalen Partnern aus Forschung und Praxis, die in zehn unterschiedlichen Ländern beheimatet waren, bestand. Die Aufgabe des Experten-Beirats bestand vor allem in der Reflexion der Forschungsergebnisse und dem Diskurs der angewendeten Methoden. Den Vorsitz des Gremiums übernahm die Gemeindepsychologin Donata Francescato von der Universität La Sapienza in Rom. Alle weiteren beteiligten Expertinnen und Experten waren entweder praktisch oder theoretisch mit Fragen der Nachhaltigkeit befasst. (Ehmayer et al., 1999a; 2000c)

Die Treffen mit dem Beirat haben die Entwicklung der Methode entscheidend geprägt. Jeder einzelne Schritt, jede Erfahrung, jedes Ergebnis wurde gemeinsam reflektiert und strukturierte die folgenden Aufgaben. Dieser reflektierte, praxisnahe Forschungsprozess spiegelte sich letztlich auch in der Arbeit mit den Gemeinden wieder. Sechs österreichische Gemeinden wurden untersucht. Das burgenländische Oberwart und das niederösterreichische Purkersdorf fungierten als Pilotgemeinden. Die Erfahrungen mit den Pilotgemeinden flossen wiederum in die Methodenentwicklung ein, ebenso wie jene aus den anschließend teilnehmenden Gemeinden Judenburg (Steiermark), Kappel im Krappfeld (Kärnten), Freistadt (Oberösterreich) und Saalfelden (Salzburg). Aus der Tätigkeit in den Gemeinden wurden weitere wesentliche Elemente generiert, die im weiteren in die Methode eingeflossen sind. (Ehmayer et al., 2000c)

In dieser Phase entstand:

- Das Verbinden eines organisationsdiagnostischen Vorgehens mit dem gesellschaftlichen Rahmenkonzept der Nachhaltigen Entwicklung.
- Eine Systematisierung des Ablaufs des gesamten Verfahrens.
- Eine filmische Dokumentation der Vorgehensweise.
- Eine grafische Darstellung des qualitativen Forscherwegs in einer Gemeinde in Anlehnung an Breuer (1996).
- Die bildhafte Darstellung der zentralen Ergebnisse: Zukunftsthemen und soziales Gefüge.

- Die Wortschöpfung „Kommunegramm“.
- Das Design und der Ablauf der Diskussion der Zukunftspotenziale mit der interessierten Bevölkerung.
- Die Struktur des abschließenden Diagnoseberichts.

7.2 Zweite Entwicklungsphase: Anwendung

2003 wurde die „Aktivierende Stadtdiagnose“ für die Diagnose der Zukunftspotenziale von Wien-Margareten, einem Wiener Gemeindebezirk eingesetzt (Ehmayer & Erking, 2003). Hier konnte überprüft werden, ob sich die Methode auch für städtische Gebiete eignet. Die Einwohnerzahl des 5. Wiener Gemeindebezirks betrug zum Zeitpunkt der Erhebung etwa 50.000 Personen.

Belief sich die Gemeindegröße der im Forschungsprojekt Kult:AG (Ehmayer et al., 1999a; 2000c) diagnostizierten Gemeinden auf durchschnittlich 10.000 Bewohnerinnen und Bewohner, so war Wien-Margareten der Bezirk mit dem größten Ausgangssample. Es war zu Beginn nicht klar ob es gelingen wird, für ein Untersuchungsgebiet dieser Größe unter Anwendung des Theoretical Sampling eine theoretische Sättigung zu erreichen, die als Pendant zur statistischen Repräsentativität angesehen werden kann (Breuer, 1996; Bryant & Charmaz, 2010; Flick, 2007; Strübing, 2004).

Der methodische Ablauf bei der Erhebung wurde weitestgehend so beibehalten, wie er im Projekt Kult:AG entstanden und beschrieben worden ist (Ehmayer et al., 1999a; 2000c). Verändert haben sich organisatorische Dinge, wie die Größe des Diagnoseteams und die Organisation der Befragungsteams im Bezirk selbst. Für einen besseren Überblick wurde den Bezirk, ausgehend von seinen ursprünglichen Vororten, in Teilgebiete eingeteilt, für die jeweils ein Befragungsteam zuständig war. Eine große Anzahl der Interviews wurde im öffentlichen Raum geführt (378 Straßeninterviews). Weitere 40 mit Personen die im Bezirk eine besondere Funktion ausüben (Experteninterviews).

Bei der Auswertung der Ergebnisse wurde aufgrund der hohen Zahl der interviewten Personen (418) sowie der Komplexität des Vorgehens erstmals eine

computergestützte Form der Datenauswertung entwickelt. Die intensive Phase der Datenerhebung nahm in etwa einen Monat in Anspruch. Das 12-köpfige Erhebungsteam bestand aus Psychologinnen und Psychologen sowie Landschaftsplanerinnen und -planern.

Die Vorgehensweise des Theoretical Sampling in Kombination mit der Komparativen Analyse hat sich auch bei dieser großen Stichprobe bewährt. Innerhalb der ersten Woche ließen sich jene Themen identifizieren, die für den Bezirk von Bedeutung sind. Nach etwa drei Wochen waren jene Personen/Gruppen bekannt, die entweder an der Bezirksgestaltung aktiv beteiligt sind, oder im Gegensatz dazu, wenig Einfluss auf die Bezirksentwicklung haben.

Das Kommunegramm, also die Darstellung des sozialen Gefüges im Bezirk, bewährte sich, indem es zu einem zentralen Instrument für den nachfolgenden Agendaprozess wurde. Dieses Dokument „Margareten – Innenstadtbezirk mit Vorstadtcharakter“ (Ehmayer & Erking, 2003), das gleichzeitig den Diagnose-Befund darstellt, wurde in einer großen Stückanzahl gedruckt und auch als Dokument im Internet zum Download zur Verfügung gestellt. Damit wurde dem Anspruch der partizipativen Aktionsforschung entsprochen, Daten allgemein verständlich aufzubereiten und sie den Betroffenen zugänglich zu machen.

In dieser Phase entstand:

- Erstmals wurde eine qualitative Erhebung nach der Vorgehensweise der komparativen Analyse und des Theoretical Sampling mit einer derart großen Anzahl von Personen durchgeführt.
- Es konnte gezeigt werden, dass sich eine Theoretische Sättigung, als Pendant zur statistischen Repräsentativität auch für ein Untersuchungsgebiet dieser Größe erreichen lässt.
- Die Entwicklung einer computergestützten Datenmatrix.

- Die Erkenntnis, dass sich bei den bezirksbezogenen Zukunftsthemen die Theoretische Sättigung einfacher und vor allem schneller erreichen lässt als ursprünglich erwartet.
- Das Kommunegramm, die bildliche Darstellung des sozialen Gefüges, wurde weiter verfeinert.

7.3 Dritte Entwicklungsphase: Evaluierung

Zuletzt kam die „Aktivierende Stadtdiagnose“ in einer sehr kleinen burgenländischen Gemeinde zum Einsatz (Ehmayer, 2010), wo sie auf ihre Abläufe und ihrer Wirksamkeit nochmals überprüft werden konnte. Ermöglicht wurde die Evaluierung durch den Auftrag der Gemeinde, ein zukunftsfähiges Leitbild im Rahmen der umfassenden Dorferneuerung zu erstellen. Die Gemeindevertreter erklärten sich damit einverstanden, dass die Ergebnisse des Leitbildprozesses auch für wissenschaftliche Zwecke verwendet werden dürfen.

In dieser Phase entstand:

- Es hat sich bestätigt, dass die „Aktivierende Stadtdiagnose“ als Diagnoseverfahren für eine zukunftsfähige Entwicklung von Gemeinden geeignet ist und gleichzeitig aktiviert.
- Es hat sich gezeigt, dass die „Aktivierende Stadtdiagnose“ – wie jede erfolgreiche Organisationsdiagnostik (Bornewasser, 2009) – nach einer Intervention verlangt. Deshalb wurde das Bilden eines Zukunftsteams in die Methode aufgenommen und kann als Übergang von der Diagnosephase zur Intervention gesehen werden.
- Jeder Arbeitsschritt der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ wurde mit den Arbeitsschritten der ursprünglichen Methode aus dem Projekt Kult:AG (Ehmayer et al., 1999a; 2000c) verglichen und auf seine Wirkungen überprüft. Nötige Ergänzungen wurden aufgenommen. Dadurch ist die aktuelle „Aktivierende Stadtdiagnose“ in ihrem Ablauf noch strukturierter und klarer geworden.

- Die SWOT-Analyse wurde als ergänzendes Diagnoseinstrument aufgenommen. Sie ist ein qualitatives Instrument zum Beschreiben von internen Stärken (S-trenghts) & Schwächen (W-eaknesses) sowie externen Chancen (O-pportunities & Risiken (T-hreats) von Organisationen (Pfähler & Wiese, 2008). Es zeigte sich, dass die Interpretation der Ergebnisse anhand der SWOT-Analyse keinen zusätzlichen Erkenntnisgewinn bringt, deshalb wurde dieses Verfahren auch nicht in das methodische Vorgehen der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ aufgenommen.
- Die Zukunftspotenziale blieben als Fragen erhalten, wurden aber mit Antworten versehen, die als „Aktionsfelder“ titulierte wurden. Damit wurde die Methode noch stärker an den Bedarf der Gemeinde – im Sinne einer Gegenstandsorientierung der qualitativen Sozialforschung – angepasst. Vorschläge für Veränderungsmaßnahmen wurden deutlicher formuliert, die Umsetzung für die jeweilige Stadt oder Gemeinde wird damit erleichtert.
- Die computergestützte Auswertung wurde verfeinert und ein Auswertungsraster konzipiert, der fortan als Grundlage für weitere Gemeindediagnosen verwendet werden kann.

7.4 Status Quo

Basierend auf den erfolgten Entwicklungsphasen stellt sich die „Aktivierende Stadtdiagnose“ gegenwärtig wie folgt dar:

- Mit dem Verfahren „Aktivierende Stadtdiagnose“ ist eine Organisationsdiagnose für Gemeinden und Städte entstanden, die in ihrem Ablauf systematisiert und in der Verwendung der Methoden weitestgehend standardisiert ist.
- Die „Aktivierende Stadtdiagnose“ liefert eine fundierte Diagnose, die als Basis für weiterführende Interventionen – insbesondere für nachhaltige gesellschaftliche Veränderungsprozesse wie beispielsweise Lokale Agenda

21 Prozesse – dienen kann.

- Die Diagnose zeigt, welche Themen für die Zukunft (Themenbild) der jeweiligen Gemeinde von Relevanz sind und welche Personen und Gruppen in einen zukunftsfähigen Entwicklungsprozess eingebunden werden sollen (Kommunegramm).
- Der Einsatz der Methoden entspricht der in der qualitativen Sozialforschung üblichen Vorgehensweise der Triangulation, wobei bei der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ eine Vielzahl unterschiedlichster Methoden zur Anwendung kommt.
- Zusätzlich zu den bekannten Methoden wurde die „Aktivierende Stadtdiagnose“ um neue qualitative Methoden erweitert. Zu erwähnen sind insbesondere der „Empirische Spaziergang“ in der Erhebungsphase, die Post-it-Methode für die Auswertung der Daten, sowie Moderationstechniken für den Zukunftsworkshop.
- Mit der Vorgehensweise der Komparativen Analyse in Kombination mit dem Theoretical Sampling, lässt sich eine Theoretische Sättigung (als äquivalent für die statistische Repräsentativität) für Gemeindegrößen bis zu 50.000 Bewohnerinnen und Bewohnern erreichen.
- Durch das qualitative Vorgehen bei der Erhebung, werden Personen erreicht, die üblicherweise nicht in die Gemeinde-Entwicklung eingebunden sind. Dies geschieht vor durch die Interviews im öffentlichen Raum. Hier werden auch jene erreicht, die in Gemeindefortschrittsprozessen üblicherweise nicht involviert sind. Der qualitative Zugang, den Menschen die Möglichkeit zu geben, ihre jeweils eigene Sichtweise einzubringen, bewährt sich hier sehr. Viele Personen sind erfreut, wenn sie um ihre Meinung gefragt werden, und melden das auch an das Diagnosteam zurück.

- Es wurde ein Auswertungsraster entwickelt, das große Datenmengen bewältigen kann. Die Aussagen der Leitfadeninterviews können mit diesem Auswertungsraster, einer eigens für die „Aktivierende Stadtdiagnose“ entwickelten Excel-Tabelle, kategorisiert und analysiert werden. Jeder Auswertungsschritt ist damit auch für Außenstehende nachvollziehbar.
- Das Auswertungsraster ermöglicht weiters, die Aussagen quantitativ zu erfassen und als einfache deskriptive Statistik in Form von Tabellen und Diagrammen darzustellen. Damit wird der Anschluss an eine quantitative Statistik ermöglicht.
- Das Kommunegramm ist ein neu entstandenes Analyse- und Diagnoseinstrument, mit dem das soziale Gefüge einer Gemeinde dargestellt werden kann. Die Darstellung erfolgt als Organigramm und ist in der nunmehr entwickelten Form nachvollziehbar und allgemein verständlich.
- Die Reflexion der Ergebnisse wird methodisch beschrieben und ihrem Ablauf nachvollziehbar dargestellt.
- Der Übergang zwischen intervenierender Forschung und Organisationsberatung wird thematisiert und durch die Bildung des Zukunftsteams beim Zukunftsworkshop für alle Beteiligten nachvollziehbar.
- Ein kaum darstellbares Ergebnis der Methode ist ihre Aktivierung: sie zeigt sich bei der Anzahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Zukunftsworkshop. Erfahrungsgemäß nehmen je nach Gemeindegröße zwischen 50 und 200 Personen teil.

- Der Diagnosebefund orientiert sich an den psychologisch-diagnostischen Gutachten und ist in seinem Ablauf ebenfalls weitestgehend systematisiert. Inhalte, die im Befund vorhanden sein müssen werden klar dargestellt. Eine darüber hinaus gehende individuelle Gestaltung wird ermöglicht.
- Der Diagnosebefund ist selbst nachhaltig: Die langjährige Erfahrung hat gezeigt, dass mit den Ergebnissen der Diagnose etwa sieben Jahre gearbeitet werden kann. Der Befund verliert nur dann seine Gültigkeit, wenn es gravierende politische Veränderungen gibt oder zum Zeitpunkt der Diagnose noch nicht vorhersehbare Krisen (Umweltkatastrophen, akute Wirtschaftskrisen oder soziale Unruhen) eintreten.

8 Diskussion

Mit der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ ist ein organisationsdiagnostisches Verfahren entstanden, mit dem Gemeinden und Städte im Hinblick auf ihre Zukunftsfähigkeit qualitativ analysiert und diagnostiziert werden können. Das methodische Vorgehen, das sich an der Grounded Theory und der Action Research orientiert ermöglicht weiters, den Veränderungsprozess für eine nachhaltige, soziale Gemeinde- bzw. Stadtentwicklung einzuleiten.

In diesem Kapitel soll eine vertiefende und kritische Auseinandersetzung mit der Methode vorgenommen werden. Zu Beginn werden die in Kapitel 2 formulierten Thesen diskutiert. Anschließend wird eine Beurteilung der Methode nach sozialwissenschaftlichen Qualitätsstandards vorgenommen. Danach folgt die Auseinandersetzung mit den Stärken, Mängeln und Kritikpunkten der Methode.

8.1 Bezugnahme zu den Thesen

In diesem Kapitel wird auf die ersten vier Thesen aus Kapitel 2 Bezug genommen, in dem gezeigt wird, wie die Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ die georteten Mängel organisationsdiagnostischer Verfahren auszugleichen versucht.

Ad) These 1

Mit der Entwicklung der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ konnte dem wissenschaftlichen Mangel nach ganzheitlicher Diagnostik entgegengewirkt werden.

Die Entwicklung der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ begann im Jahr 1998. Damals gab es kein geeignetes wissenschaftliches Verfahren zur Diagnose von Gemeinden und Städten. Im theoretischen Teil konnte gezeigt werden, dass es auch heute noch, 2012, sowohl einen Mangel an ganzheitlicher Diagnostik, als auch einen

Mangel an qualitativen Verfahren zur ganzheitlichen Diagnose von Gemeinden und Städten gibt. Der Zugang von Gemeinden und Städten als soziale Gebilde, die in ihrer Gesamtheit organisiert werden können, wird in der wissenschaftlichen Literatur ebenso wenig behandelt, wie Organisationen als Gesamtheit kaum im Zentrum von umwelt-, gemeinde- oder organisationspsychologischen Betrachtungen stehen. Ebenso ließ sich bei der wissenschaftlicher Recherche internationaler Literatur keine entsprechende Methode finden.

Ad) These 2

Mit der Entwicklung der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ wurde ein qualitatives Diagnoseverfahren entwickelt, das für eine nachhaltige Stadt- und Gemeindeentwicklung herangezogen werden kann. Damit konnte dem Mangel an qualitativen Diagnoseverfahren, die für eine nachhaltige Stadt- und Gemeindeentwicklung herangezogen werden können, entgegengewirkt werden.

Im theoretischen Teil konnte gezeigt werden, dass sich die qualitative Sozialforschung mittlerweile wissenschaftlich etabliert hat und ihr Einsatzbereich vielfältig ist. Qualitative Sozialforschung, insbesondere im Zusammenhang mit der Aktionsforschung, ist Feldforschung. Das bedeutet, qualitative Sozialforschung kommt sowohl in Städten und Gemeinden zum Einsatz, als auch in Organisationen und Unternehmen. Ein Mangel zeigt sich dort, wo es um die Gemeinde als Ganzheit, also die Gemeinde als Summe aller in ihr wohnenden und arbeitenden Menschen, geht.

Bei der Entwicklung der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ wurde davon ausgegangen, dass Gemeinden und Städte, ebenso wie Organisationen als soziale Gebilde zu betrachten sind, und daher auch diagnostiziert werden können. Die entsprechende gemeindepsychologische These lautet, dass sich eine Gemeinde mit entsprechenden Methoden ebenso diagnostizieren lässt wie eine Person. In der Organisationsdiagnostik wird in diesem Zusammenhang davon gesprochen, dass Organisationen als korporative Akteure zu kollektivem Handeln fähig sind.

Die Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ war von Beginn an als präventives Instrument gedacht, das als Basis für proaktive Veränderungsprozesse in Städten und Gemeinden dient. Umweltpsychologische Theorien und Konzepte zu umweltbewusstem und nachhaltigem Handeln erwiesen sich in diesem Zusammenhang als besonders hilfreich.

Mit der klar strukturierten Vorgehensweise und dem von Anfang an gegebenen Bezug zur Praxis ist ein qualitatives Diagnoseverfahren entstanden, das sich für eine nachhaltige Stadt- und Gemeindeentwicklung eignet.

Ad) These 3

Mit dem qualitativen Vorgehen der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ können sowohl kleine Gemeinden als auch große Städte diagnostiziert werden. Damit kann dem Mangel von nachvollziehbaren qualitativen methodischen Vorgehensweisen vor allem für größere urbane Einheiten entgegengewirkt werden.

Bei der Anwendung der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ in Wien-Margareten, konnte gezeigt werden, dass die Anwendung der Komparativen Analyse in Kombination mit dem Theoretical Sampling zu einer Theoretischen Sättigung führt. *Das bedeutet, dass sich alle vorhandenen Sichtweisen über die Zukunft der jeweiligen Stadt oder Gemeinde repräsentativ erheben lassen.* Wie bereits erwähnt, kann die Theoretische Sättigung als Pendant zur statistischen Repräsentativität verstanden werden.

Um sicher zu gehen, dass tatsächlich eine Theoretische Sättigung erreicht werden konnte, wurde bei der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ in Margareten die Stichprobe bewusst vergrößert. Das bedeutet, dass die Interviewphase nicht beendet wurde, als es keine neuen Antworten gab – was dem Prinzip der Theoretischen Sättigung eigentlich entsprechen würde – sondern dass weiter interviewt wurde. In Zahlen ausgedrückt: Nach etwa 150 Interviews brachten die Antworten auf die Zukunftsfrage „Wenn Sie an die Zukunft von Margareten denken, was fällt ihnen dazu ein?“ keine neuen Informationen mehr, die Theoretische Sättigung war demnach eingetreten. Wir

beendeten erst nach dem 378ten Interview die Befragung. Trotz dieser, für qualitative Erhebungen extrem hohe Zahl an interviewten Personen, erhielten wir ab dem Zeitpunkt, an dem die Themensättigung eingetreten war, keine neuen Informationen mehr. Wir erfuhren zwar weitere Details zu uns bereits bekannten Themen, aber es tat sich keine neue Sichtweise zur Zukunft von Margareten auf.

Aus allen Erfahrungen mit der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ lässt sich ableiten, zwischen 70 und 150 Interviews ausreichen, um die Gemeindethemen vollständig zu erfassen. Von zentraler Bedeutung ist jedoch, wie und auf welche Art diese Interviews zustande kommen. Es muss sichergestellt werden, dass möglichst alle unterschiedlichen Zielgruppen in die Erhebung eingebunden sind. Um sicher zu gehen, wurde der Ablauf der Methode in Kapitel 5 genau dargestellt. Hilfreich hierfür sind die im methodischen Teil beschriebenen Checklisten. Die Interviews mit den unterschiedlichen Zielgruppen zu führen bedeutet insbesondere, dass diese dort aufgesucht werden müssen, wo sie leben und arbeiten. Nicht alle Zielgruppen sind auf der Straße zu erreichen. In Zusammenarbeit mit lokalen Entscheidungsträgern kann herausgefunden werden, wo sich bestimmte Personen oder Gruppen aufhalten, beispielsweise in Jugendzentren, in Seniorenheimen, in bestimmte Wohnanlagen, etc. Diese werden vom Forscherteam anschließend aktiv aufgesucht. Nach Glaser & Strauss nennt sich diese Vorgehensweise das Theoretical Sampling. Mit dem Theoretical Sampling wird die vorweg unbekannte Stichprobe aufgebaut bis zu jenem Zeitpunkt an dem eine Theoretische Sättigung eintritt und die tatsächliche Stichprobengröße erreicht ist.

Bei der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ konnte durch den nachvollziehbaren Ablauf und die Checklisten eine Systematik entwickelt werden, mit der sowohl die Komparative Analyse als auch das Theoretical Sampling auf urbane Einheiten bis zu einer Größe von 50.000 Bewohnerinnen und Bewohnern ausgedehnt worden sind. Bei entsprechender Planung, Organisation und Größe des Diagnoseteams kann davon ausgegangen werden, dass sich diese Vorgehensweise, wie von Glaser & Strauss (1998) formuliert, auf noch größere Einheiten anwenden lässt.

Ad) These 4

Ein wesentliches Ergebnis der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ ist das Kommunegramm. Mit diesem lässt sich das soziale Gefüge einer Gemeinde oder Stadt darstellen. Damit konnte dem Mangel an Methoden, die das kommunale Beziehungsnetzwerk sichtbar machen können, entgegengewirkt werden.

Für den Start von nachhaltigen Veränderungsprozessen ist das Wissen unabdingbar, welche Personen/Gruppen wie zueinander stehen, welche einander blockieren und welche einander unterstützen. Sind in einer Stadt beispielsweise massive Konflikte zwischen einzelnen Gruppierungen vorhanden, ist es wichtig diese zu kennen da diese nachhaltige Veränderungsprozesse blockieren können. Im Gegensatz dazu erleichtert eine vorhandene gute Kooperationskultur die Weiterentwicklung einer Stadt oder Gemeinde.

Das Kommunegramm zeigt bildhaft, wie das innere soziale Gefüge einer Gemeinde beschaffen ist und welche Verbindungen die einzelnen Personen oder Gruppen zueinander haben. Je näher sie im Zentrum liegen oder je direkter sie mit dem Zentrum verbunden sind, desto mächtiger oder effektiver sind sie. Das soziale Macht- und Entscheidungszentrum einer Gemeinde oder Stadt bildet in jedem Fall der Bürgermeister/die Bürgermeisterin und der Gemeinderat. Hier werden strukturelle Maßnahmen entschieden und entsprechende Gelder zur Verfügung gestellt was bedeutet, dass hier das Gemeindeschicksal bestimmt wird, soweit es in der Macht der zuständigen Personen liegt. Um das politische Machtzentrum herum gliedern sich jedoch Personen oder Gruppen, die einen unterschiedlichen Einfluss auf die Entwicklung der jeweiligen Gemeinde oder Stadt ausüben. Abgeleitet aus der Netzwerkforschung lässt sich sagen, dass eine Gemeinde, in der unterschiedlichste Personen und Gruppen gut untereinander vernetzt sind, auch gute Voraussetzungen für Veränderungsprozesse hat. Im Sinne der sozialen Resilienz kann davon ausgegangen werden, dass eine sozial gut vernetzte Gemeinde zukünftige Herausforderungen oder Krisen besser überstehen wird. Das Kommunegramm zeigt auf, wo die Verbindungen zu unterschiedlichsten Gruppen und zentralen Personen in der Gemeinde vorhanden sind und wo diese Verbindungen fehlen. Es gibt zwar Gruppen, die generell als

Randgruppen gelten – dazu gehören insbesondere Frauen mit kleinen Kindern, ältere Personen, kranke und behinderte Personen, soziale schwache Personen und Menschen mit Migrationshintergrund – dennoch hat jede Gemeinde ihre eigenen „Außenseiter“, die es herauszufinden gilt. Besonders jene Gruppen, die keine Verbindungen zur Gemeindevertretung aufweisen, sind ausfindig zu machen, damit sie in den zukünftigen Veränderungsprozess involviert werden können.

Das Kommunegramm als bildhafte Darstellung des inneren sozialen Gefüges einer Gemeinde oder Stadt könnte im Bourdieuschen Sinne auch als sichtbar gemachtes Sozialkapital bezeichnet werden. Die Netzwerkforschung und die Gemeindepsychologie würden diese Darstellung als Gemeindenetzwerk bezeichnen. Wesentlich ist, dass durch das Darstellen aller in einer Stadt oder Gemeinde vorhandenen Personen oder Gruppen eine Basis für die weitere Gemeindearbeit geschaffen wird. Bei der Anwendung der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ in den Gemeinden zeigte sich, dass die Bewohnerinnen und Bewohner das soziale Gemeindegefüge in seiner Gesamtheit noch nie bildhaft dargestellt gesehen haben, sich aber damit extrem gut identifizieren konnten. Das Kommunegramm erweitert die subjektive Wahrnehmung, weil es das Gemeindenetzwerk in seiner Gesamtheit aufzeigt. Dies ermöglicht dem Einzelnen, sich mit seiner Position innerhalb dieses Gefüges aktiv auseinanderzusetzen.

Für die Diagnose liefert das Kommunegramm zwei Resultate: Es zeigt einerseits wie das soziale Gefüge einer bestimmten Gemeinde aussieht und gleichzeitig, wie dieses soziale Gefüge in der jeweiligen Gemeinde strukturiert ist. Jede Gemeinde und jede Stadt besitzt ihr eigenes, einzigartiges Kommunegramm.

8.2 Beurteilung der Methode “Aktivierende Stadtdiagnose” nach sozialwissenschaftlichen Qualitätsstandards

In diesem Kapitel wird diskutiert, inwieweit die “Aktivierende Stadtdiagnose” sozialwissenschaftlichen Qualitätsstandards entspricht. Dabei wird insbesondere auf Standards der Organisationsdiagnostik und der Qualitativen Sozialforschung Bezug genommen. Vor allem dienen die Ausführungen von Felfe und Liepmann (2008) und von Przyborski & Sahr (2010) als Grundlage für die Diskussion der Qualitätskriterien.

8.2.1 Anwendung von organisationsdiagnostischen Qualitätskriterien

Nach Felfe & Liepmann (2008) zeigt sich die Qualität einer Organisationsdiagnose in der Transparenz der Vorgehensweise, der Offenheit für alle Beteiligten und der Validität der Ergebnisse, die oft im Zusammenhang mit der Repräsentativität stehen. Nach Felfe & Liepmann kann das Problem, dass Stichprobeneffekte die Befundlage beeinflussen, nur durch Vollerhebungen ausgeschlossen werden. Damit die Überprüfbarkeit gewährleistet ist, soll das Vorgehen theoriegeleitet, und die verwendeten Begriffe und Konstrukte sollen wissenschaftlich fundiert sein. Bei der Prozess- und Verfahrensqualität sind Bedingungen einzuhalten, die eine überprüfbare Gestaltung der Abläufe und Verfahren sicherstellen. „Es müssen Informationen zu den eingesetzten Verfahren vorliegen, d.h. die Zielsetzungen und Anwendungsbereiche der Verfahren sind zu skizzieren, der Hintergrund des jeweiligen ist zu benennen und die Gütekriterien müssen dokumentiert werden“ (Felfe und Liepmann, 2008, S. 124).

Ad) Transparenz

Die „Aktivierende Stadtdiagnose“ beginnt erst, nachdem sie im Gemeinderat beschlossen wurde. Meist geht dem offiziellen Beschluss eine Präsentation voraus, bei der alle Gemeindevertreterinnen und -vertreter die Möglichkeit haben, sich genau über den Verlauf der Methode zu informieren. Bevor die Erhebung in der Gemeinde beginnt,

werden alle Bewohnerinnen und Bewohner mittels einer schriftlichen Aussendung an alle Haushalte, über Ziel und Zweck derselben informiert. Zusätzlich gibt es eine vereinbarte Auskunftsperson, die für das Beantworten offener Fragen über den gesamten Prozess zuständig ist. Am Beginn der Interviews wird den befragten Personen der Sinn und Zweck der Interviews erklärt und sie werden darüber informiert, was mit den Ergebnissen passiert. Am Ende des Interviews werden alle Befragten um ihre aktive Mitarbeit ersucht. Für die Diskussion der Zukunftspotenziale beim Zukunftsworkshop werden erneut alle Gemeindebewohnerinnen und -bewohner zur Teilnahme eingeladen. Zusätzlich werden über lokale Medien (Print, TV, Radio, Internet) Informationen an die Bevölkerung weitergegeben. So soll sichergestellt werden, dass sich alle interessierten Personen an der Diagnose beteiligen. Der abschließende Diagnosebefund „Zukunftspotenziale von ...“ wird an alle Haushalte versendet und im Internet zum Download angeboten.

Ad) Offenheit

Der Diagnoseprozess ist für alle Beteiligten insofern offen, als eine Teilnahme von möglichst allen Menschen – die in einer Gemeinde wohnen und arbeiten – gewünscht ist. Der Diagnosebefund ist ein Dokument, das gleichzeitig als Basis für den weiterführenden Diskurs dient. Das Dokument darf verändert werden, falls jemand damit nicht einverstanden sein sollte und dazu entsprechende, nachvollziehbare Argumente vorbringen kann.

Ad) Repräsentativität – Validität

Wie bereits mehrmals gezeigt, entspricht die Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ den Prinzipien und Zielen der qualitativen Sozialforschung, insbesondere der Grounded Theory und der Partizipativen Aktionsforschung, deren dezidiertes Ziel ist, möglichst alle Gruppen zu involvieren. Ein hilfreiches Instrument dabei ist die Anwendung der Komparativen Analyse in Verbindung mit dem Prinzip des Theoretical Sampling.

Ad) Theoriegeleitetes Vorgehen und Verwendung von Begriffen und Konstrukten, die wissenschaftlich fundiert sind

Im theoretischen Teil wurden jene Theorien, Konzepte und Methoden vorgestellt, die der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ zugrunde liegen. Mit Ausnahme des gesellschaftspolitischen Konzepts der Nachhaltigen Entwicklung basieren sämtliche Theorien, Konzepte und Methoden auf wissenschaftlichen Grundlagen.

Ad) Prozess- und Verfahrensqualität

Die Prozess- und Verfahrensqualität wird durch einen klar strukturierten und systematisierten Ablauf der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ erreicht.

8.2.2 Anwendung von Qualitätskriterien qualitativer Sozialforschung

Wie im theoretischen Teil beschrieben, ist die Diskussion von Qualitätskriterien qualitativer Sozialforschung sehr divergent. Sie reicht von Verweigerung über Rechtfertigung und Abgrenzung zur quantitativ-experimentellen Sozialforschung, zum Versuch eigene Kriterien aufzustellen bis hin zur Vermittlung zwischen beiden Seiten. Eine vermittelnde Position nehmen auch Przyborski & Wohlrab-Sahr (2010) ein, mehr noch, sie sehen es als eine wesentliche Herausforderung der wissenschaftlichen Diskussion, qualitative und quantitative Standards gemeinsam zu diskutieren. Ihre Vorschläge und Termini wurden für die Diskussion der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ übernommen.

Ad) Validität

Przyborski & Sahr (2010) gehen davon aus, dass qualitative Forschung aufgrund ihrer Orientierung am Gegenstand per se valide ist. Ihre Reliabilität sichern qualitative Methoden durch den Nachweis der Reproduktionsgesetzlichkeit. Damit ist gemeint, dass beispielsweise Kategorien nicht willkürlich entstehen, sondern einer bestimmten Systematik folgen. Die qualitative Objektivität ist umso höher, je ausgereifter und nachvollziehbarer Methoden sind. Die Frage nach der Repräsentativität wird von Przyborski & Sahr unter dem Aspekt Generalisierbarkeit betrachtet, wobei sie darauf

verweisen, dass es bei qualitativer Forschung vor allem um Repräsentanz, als um das Typische geht und weniger um das Allgemeine. Wenn eine Generalisierung stattfinden soll, dann muss mit der Komparativen Analyse gearbeitet werden. Der Forschungsprozess selbst ist nicht durch Theorie vorstrukturiert, sondern beinhaltet metatheoretische Grundlagen, die mit dem Gegenstand auf den sich das Erkenntnisinteresse richtet nur mittelbar etwas zu tun haben.

Auch wenn nach Przyborski & Sahr (2010) prinzipiell davon ausgegangen werden könnte, dass die Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ per se valide ist, soll doch ein Aspekt diskutiert werden, der für die Validität der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ spricht:

Eine zentrale theoretische Position der qualitativen Sozialforschung ist die subjektive Konstruktion der Wirklichkeit. Darauf Bezug nehmend lässt sich für die Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ aussagen, dass die Wahrnehmung über die eigene Gemeinde eine individuell-konstruierte ist. Diese individuell-konstruierten Wahrnehmungen werden mit der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ erhoben und zu kollektiven Gemeindebildern, dem Themenbild und dem Kommunegramm, zusammengefügt. Ein Anspruch an die Validität der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ ist, dass diese kollektiven Gemeindebilder korrekt wiedergegeben werden und auf die Zustimmung der Gemeindebewohnerinnen und -bewohner treffen. Diese Zustimmung wird von den politisch Zuständigen bei der Präsentation der Ergebnisse und beim Zukunftsworkshop aktiv eingeholt. Beim Zukunftsworkshop werden die anwesenden Personen vom Diagnoseteam um ihre Meinung zu den Gemeindebildern – Themebild und Kommunegramm – gebeten, und allfällige Ergänzungen der Änderungen fließen in das Diagnosebild ein.

Das Verständnis von qualitativer Forschung als nichtlinearem Prozess ist in diesem Zusammenhang hilfreich, weil es die Möglichkeit zur ständigen Reflexion und Überprüfung dieser Wirklichkeitskonstruktionen beinhaltet.

Ad) Reliabilität / Reproduktionsgesetzlichkeit

Mit dem detaillierten Ablauf der Auswertung konnte gezeigt werden, dass zwei zentrale Ergebnisse, die Gemeindethemen und das Kommunegramm, nicht willkürlich

entstehen, sondern einem strukturierten Ablauf folgen. Theoretisch müssten also zwei voneinander unabhängige Diagnoseteams, wenn sie in einer Gemeinde zeitgleich eine „Aktivierende Stadtdiagnose“ durchführen, zu gleichen Ergebnissen kommen. Ob dies wirklich der Fall ist, wird sich kaum beantworten lassen, da es realiter keine Möglichkeit für die idente Wiederholung von Ergebnissen unter gleichen Bedingungen gibt. Versucht wurde dem von Przyborski & Sahr (2010) vorgeschlagenen Qualitätskriterium der Reproduktionsgesetzlichkeit durch die detaillierte Beschreibung der Methode weitestgehend zu entsprechen.

Ad) Objektivität

Der Objektivität der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ wird durch ihren klar strukturierten und nachvollziehbaren Ablauf entsprochen. Jedes mit qualitativer Sozialforschung vertraute Diagnoseteam sollte zu ähnlichen Ergebnissen kommen können. Feldforschung ist mit naturwissenschaftlicher Forschung nicht zu vergleichen, aber die zentralen Ergebnisse müssen ähnlich sein. Ebenso muss jedes Diagnoseteam in der Lage sein, ein Themenbild und ein Kommunegramm zu erstellen.

Ad) Repräsentativität / Repräsentanz

Repräsentativität ist für die Diagnose von zentraler Bedeutung und zeigt sich in den beiden Ergebnissen Themenbild und Kommunegramm. Mit dem Themenbild ist der Anspruch verbunden, dass alle in der Gemeinde vorhandenen Themen im Zusammenhang mit der Zukunft der Gemeinde erfasst wurden. Mit dem Kommunegramm ist der Anspruch verbunden, dass das soziale Gefüge der jeweiligen Gemeinde vollständig dargestellt wird. Repräsentativität gilt für die Sichtweisen innerhalb einer Gemeinde, nicht jedoch für eine Verallgemeinerung der Ergebnisse für andere Gemeinden.

Die Repräsentanz zeigt sich in der Diagnose selbst und in der Form wie die Ergebnisse dargestellt werden: es ist jeweils das Typische und Besondere jeder Gemeinde herauszuarbeiten, damit die weiterführende Beratung nicht an den zentralen

Gemeindethemen vorbei geht. Würden beispielsweise in jeder Gemeinde dieselben Themenbilder entstehen, wäre das kein Zeichen von Qualität, sondern ein Zeichen schlechter und oberflächlicher Arbeit.

Ad) Metatheoretische Grundlagen

Die metatheoretischen Grundlagen der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ wurden im theoretischen Teil der Methode ausführlich erörtert. Mit Ausnahme des gesellschaftspolitischen Konzepts der Nachhaltigen Entwicklung, basieren sämtliche Theorien, Konzepte und Methoden auf wissenschaftlichen Grundlagen.

8.3 Stärken, Mängel und Kritikpunkte der eigenen Arbeit

Eine besondere *Stärke* der Methode ist, dass sie umfassend angelegt ist. Mit ihr kann analytisch die jeweilige Situation in einer Gemeinde oder Stadt erfasst werden. Sie ist nachvollziehbar und kann im qualitativen Sinne als ausgereifte Methode gelten. Bereits bei der Entwicklung wurde darauf Wert gelegt, dass sie sich in der Praxis bewährt und so wurde sie – in der Tradition von Kurt Lewins Action Research Ansatz – im Diskurs zwischen Theorie und Praxis entwickelt. Sie bewährt sich seit vielen Jahren in der Praxis und wird gleichzeitig bei ihrer Anwendung immer auch auf ihre Wirkung überprüft.

Die *Schwäche* der Methode liegt, ebenso wie ihre Stärke, in ihrem umfassenden Ansatz. Kurz gesagt: die Methode ist sehr aufwändig und kann nicht abgekürzt werden, weil sie dann nicht die intendierten Ergebnisse zeigt. Die „Aktivierende Stadtdiagnose“ braucht Zeit, da eine Diagnose über eine Gemeinde oder Stadt zu erstellen mehr ist, als Daten zu erheben und auszuwerten. Es geht darum, die Gemeinde als „Person“ vertiefend kennen zu lernen, sich in ihr zu bewegen und erhaltene Informationen so lange zu prüfen, bis ein kollektives Bild entsteht, das wiederum an die Gemeinde kommuniziert werden kann. Zusätzlich zum wissenschaftlichen Know-how braucht die Anwendung der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ viel Erfahrung im Umgang mit Gemeinden. Es ist keine leichte Übung, eine Gemeinde von einem einstimmigen Gemeinderatsbeschluss zu überzeugen und es ist auch nicht alltäglich, als externe Person in einer Gemeinderatssitzung zu präsentieren.

Als *Kritikpunkt* könnte angeführt werden, dass mit der Methode nicht der Anspruch verbunden ist eine Theorie zu entwickeln, sondern eine fundierte Diagnose zu erstellen. Dies entspricht dem jedoch Anspruch der Organisationsdiagnostik, welche nach Bornewasser (2009) die Herausforderung sieht, mit der Diagnose Gemeinden und Städte auf Veränderungsprozesse vorzubereiten. Der mögliche Mangel an wissenschaftlicher Theorie wurde mit der vorliegenden Arbeit auszugleichen versucht.

8.4 Wissenschaftlicher Mehrwert und weiterer Forschungsbedarf

Der theoretische Teil der Arbeit hat gezeigt, dass die „Aktivierende Stadtdiagnose“ mit vielen psychologischen und sozialwissenschaftlichen Konzepten kompatibel ist, und überdies viele Ähnlichkeiten zur qualitativen Sozialforschung aufweist. Jedoch lässt sich in keiner wissenschaftlichen Disziplin ein Verfahren finden, das zur Diagnose von Gemeinden und vor allem auch von größeren Städten – als Basis für eine zukunftsfähige Gemeindeentwicklung – herangezogen werden kann. Es kann also davon ausgegangen werden, dass derzeit keine vergleichbare Methode zur Diagnose von zukunftsfähigen Potenzialen von Gemeinden und Städten vorhanden ist. Das nachvollziehbare Beschreiben der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ ist der wissenschaftliche Mehrwert, der durch diese Arbeit entstanden ist.

Im Rahmen dieser Arbeit wird beschrieben, wie mit der Anwendung der Komparativen Analyse und des Theoretical Samplings urbane Einheiten bis zu einer Größe von 50.000 Personen erfolgreich diagnostiziert werden können. Bei entsprechender Planung, Organisation und Größe des Diagnoseteams kann davon ausgegangen werden, dass sich die „Aktivierende Stadtdiagnose“ auf noch weitaus größere Einheiten anwenden lässt. Das heißt, mit guter Planung und entsprechender Organisation des Forschungsprozesses sowie dem Bereitstellen ausreichender ökonomischer und personeller Ressourcen, sollten theoretisch auch Millionenstädte diagnostiziert werden können. Eine Diagnose von Millionenstädten wäre auf einer Metaebene anzusiedeln: Vorstellbar ist, dass beispielsweise in einer Stadt wie Wien, München oder auch Paris oder Berlin, die ja ebenfalls in Bezirkseinheiten aufgeteilt sind, unterschiedliche Teams gebildet werden, welche zuerst auf den einzelnen Bezirksebenen erheben und auswerten (je nach Größe werden auch auf Bezirksebene mehrere Arbeitsteams gebildet, wie bereits bei der Diagnose von Wien-Margareten beschrieben wurde). Im zweiten Schritt werden die Ergebnisse der „Bezirksteams“ zusammengeführt. Die Weiterentwicklung der Organisationsdiagnose auf großmaßstäblicher Ebene wäre ein interessantes Forschungsfeld. Insbesondere wäre die Beantwortung der Frage interessant, inwiefern mit der „Aktivierenden Stadtdiagnose“

sinnvoll gearbeitet werden kann, so dass sich daraus auch Veränderungsprozesse für große Städte ableiten lassen.

Eine weitere Herausforderung auf Forschungsebene könnte das Zusammenführen des Kommunogramms mit den Methoden der neueren Netzwerkforschung sein. Erste Gespräche in diese Richtung wurden bereits mit einigen Netzwerkanalysten geführt. Diese meinen, dass sich das Kommunogramm besonders dazu eignen könnte, um daraus Interpretationen in Richtung der Resilienz von Städten und Gemeinden abzuleiten. Vorstellbar wäre daraus auch einen Faktor für die Resilienz zu entwickeln und damit auch die Zukunftsfähigkeit von Gemeinden nachweisbar zu belegen.

9 Zusammenfassung

Die Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ entstand, weil entsprechende ganzheitliche Verfahren fehlten, mit denen Städte und Gemeinden diagnostiziert werden konnten. Die Diagnose sollte dazu dienen, in Städten und Gemeinden eine nachhaltige Entwicklung wie sie in der UN-Agenda 21 empfohlen wird, vorzubereiten und zu planen. Eine wesentliche Anforderung an die Diagnose war, möglichst viele Bewohnerinnen und Bewohner in diesen Prozess einzubinden. Ergänzend sollte das in einer Stadt oder Gemeinde vorhandene Netzwerk an Beziehungen und sichtbar gemacht werden. Während des letzten Jahrzehnts wurde das Verfahren von der Autorin praktisch angewendet, theoretisch fundiert und kontinuierlich weiterentwickelt.

Im theoretischen Teil finden sich jene Theorien, Konzepte und Methoden, die der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ zugrunde liegen. Diese Grundlagen stammen aus den Bereichen der Organisationsdiagnostik, der Umwelt- und Gemeindepsychologie, der Netzwerkforschung, der qualitativen Sozialforschung und Aktionsforschung. Diese werden in den einzelnen Kapiteln ausführlich beschrieben. Gesellschaftspolitisch wird auf das Konzept der Nachhaltigen Entwicklung Bezug genommen. Als ein Mangel wird aufgezeigt, dass Organisationen als Gesamtheit kaum im Zentrum wissenschaftlicher und organisationsdiagnostischer Betrachtungen stehen. Ebenso wird das Fehlen von ganzheitlichen Ansätzen zur Diagnose von Gemeinden oder Städten thematisiert. Erprobte Konzepte aus der Organisationsentwicklung und psychologischen Diagnostik, die sich mit der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ in Beziehung setzen lassen, werden vorgestellt. Die Grounded Theory und die Aktionsforschung nehmen bei der Beschreibung der qualitativen Sozialforschung einen besonderen Stellenwert ein. Gelten sie doch für die Erhebung von komplexen Systemen, wie Städte und Gemeinden, als besonders praktikabel.

Der empirischen Teil widmet sich ausführlich der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“. Jeder der sieben Arbeitsschritte, beginnend mit dem politischen Erstgespräch und endend mit dem Diagnosebefund, wird nachvollziehbar beschrieben.

Alle qualitativen Methoden, die bei der Erhebung und Auswertung eingesetzt werden, sind detailliert nachzulesen. Das besondere der qualitativen Vorgehensweise wird betont: das partizipative Vorgehen aktiviert besonders jene Bewohnerinnen und Bewohner, die üblicherweise nicht an Stadt- oder Gemeindeentwicklungsprozessen teilhaben. Eine weitere, im empirischen Teil beschriebene Besonderheit der Methode ist die Anwendung der Komparativen Analyse in Kombination mit dem Theoretical Sampling. Dies ermöglicht eine Theoretische Sättigung für kommunale Einheiten mit bis zu 50.000 Personen. Die kollektiven Wahrnehmungen über die Zukunft einer Stadt oder Gemeinde lassen sich mit der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ in großem Umfang erheben und darstellen. Hierfür wurde eine eigene Darstellungsform entwickelt, das Kommunegramm, welches das soziale Gefüge einer Gemeinde bildhaft darstellt. Gleichzeitig ist es die Basis für nachfolgende, dauerhaft nachhaltige Veränderungsprozesse. Als Beleg für das funktionieren der Methode dienen Beispiele aus unterschiedlichen Städten und Gemeinden.

In der anschließenden Beschreibung der unterschiedlichen Entstehungsphasen wird dargelegt, wie die Methode „Aktivierende Stadtentwicklung“ entstanden ist und im Laufe der Jahre erweitert wurde. In dieser Arbeit wird sie als Diagnoseinstrument vorgestellt, mit dem sich Veränderungsprozesse für eine nachhaltige Stadt- und Gemeindeentwicklung in Gang setzen lassen.

Die Diskussion widmet sich insbesondere der Frage, inwieweit die Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“ sozialwissenschaftlichen Qualitätsstandards entspricht. Es kann gezeigt werden, dass mit dem Verfahren „Aktivierende Stadtdiagnose“ ein transparentes und valides Instrument zur Diagnose von Städten und Gemeinden entstanden ist.

Abschließend wird eine mögliche Anwendung der „Aktivierenden Stadtdiagnose“ auf Städte mit über einer Million Einwohnern als methodisches Potenzial argumentiert. Für weiterführende Forschung wird empfohlen, Erkenntnisse der neueren Netzwerkforschung einzubeziehen.

10 Literatur

- Alinsky, S. (1989). *Rules for Radicals. A Pragmatic Primer for Realistic Radicals*. New York: Vintage Book.
- Altman, I. (1977). Privacy regulation: Culturally universal or culturally specific. *Journal of Social Issues*, Vol. 33(3), pp. 67–83.
- Altman, I. (Hrsg.) (1989). *Public Places and Spaces*. New York: Plenum Press.
- Amelang, M. & Schmidt-Atzert, L. (2006). *Psychologische Diagnostik und Intervention*. Heidelberg: Springer.
- Anhut, R. & Heitmeyer, W. (2000). Desintegration, Konflikt und Ethnisierung. Eine Problemanalyse und theoretische Rahmenkonzeption. In Heitmeyer, W. & Anhut, R. (Hrsg.), *Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Minderheiten* (S. 17–75). Weinheim/München: Beltz Juventa.
- Arbeitskreis Qualitative Sozialforschung (1994). *Verführung zum qualitativen Forschen*. Wien: WUV.
- Asanger, R. & Wenninger, G. (Hrsg.) (1999). *Handwörterbuch Psychologie*. Weinheim: Beltz.
- Asset One Immobilienentwicklungs-AG (Hrsg.) (2006). *Konzeptionen des Wünschenswerten. Was Städte über die Zukunft wissen sollten*. Wien: Czernin Verlag.
- Baker, R. & Hinton, R. (1999). Do focus groups facilitate meaningful participation in social research? In Barbour, R. & Kitzinger, J (Eds.), *Developing Focus Groups: Politics, Processes and Practice* (pp. 79–98). London: Sage.
- Bamberg, S. & Martens, T. (2007). Methoden in der Umweltpsychologie. Einführung in das Schwerpunktthema. In *Zeitschrift Umweltpsychologie*, Vol. 11(1), S. 2–4.
- Bär, P. (2008). *Architekturpsychologie. Psychosoziale Aspekte des Wohnens*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Bem, D. J. (1967). Self-perception. An alternative interpretation of cognitive dissonance phenomena. *Psychological Review*, Vol. 74, pp. 536–537.
- Berg van den, A.E., Maas, J., Verheij, R.A. & Groenewegen, P.P. (2010). Green space as a buffer between stressful life events and health. *Social Science & Medicine*, Vol. 70(8), pp. 1203–1210.

- Bergold, J. & Thomas, S. (2012). Participatory Research Methods: A Methodological Approach in Motion. *Forum Qualitative Sozialforschung*, Vol. 13(1), Art. 30. Zugriff am 09.08.2012, von <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1801/3332>.
- Bischof, N. (2009). *Psychologie: ein Grundkurs für Anspruchsvolle*. Stuttgart: Kohlhammer.
- BjØnness, S. (2007). *The notion of change in leadership cultures*. Bern: Haupt.
- Blaumeiser, H., Wappelshammer, E. & Wasz, B. (1994). *Spuren Suchen. Lebensgeschichte und Lebenslauf*. Wien: Verlag Wiener Volksbildung.
- Boerner, K. (2004). *Das psychologische Gutachten: ein praktischer Leitfaden*. Weinheim: Beltz.
- Bohnsack, R. (1999). *Rekonstruktive Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bohnsack, R. (2012). Gruppendiskussion. In Flick, U, Kardoff, E. & Steinke, I. (Hrsg.), *Qualitative Forschung – ein Handbuch* (S. 369–384). Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Bonaiuto, M., Aiello, A., Perugini, M., Bonnes, M. & Ercolani, A.P. (1999). Multidimensional Perception of Residential Environment Quality and Neighbourhood Attachment in the Urban Environment. *Journal of Environmental Psychology*, Vol. 19(4), pp. 331–352.
- Borg, I. (2003). *Führungsinstrument Mitarbeiterbefragung: Theorien, Tools und Praxiserfahrungen*. Göttingen: Hogrefe.
- Bornewasser, M. (2009). *Organisationsdiagnostik und Organisationsentwicklung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bortz, J. & Döring, N. (2006). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler*. Berlin: Springer.
- Bourdieu, P. (1995). *Sozialer Raum und „Klassen“*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Breuer, F. (1996). *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bryant, A. & Charmaz, K. (2010). *The SAGE handbook of grounded theory*. London: SAGE Publ.
- Byrne, D., Baskett, G.D. & Hodges, L. (1971). Behavioral indicators of interpersonal attraction. *Journal of Applied Social Psychology*, Vol. 1, pp. 137–149.

- Cameron, J., Banko, K.M. & Pierce, W.D. (2001). Pervasive negative effects of rewards on intrinsic motivation. The myth continues. *The Behavior Analyst*, Vol. 24(1), pp. 1–44.
- Certeau de, M. (1980). Praktiken im Raum. In Dünne, J. & Günzel, S. (Hrsg.), *Raumtheorie – Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften* (S. 343–354). Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Cervinka, R. (2007). Nachhaltige Entwicklung als gesellschaftliche Notwendigkeit und Chance für die Psychologie in Wissenschaft und Praxis. In: *Psychologie in Österreich* Vol. 3., S. 290–297.
- Cervinka, R. (2012). Expertengespräch am 26.3. 2012, Wien.
- Cervinka, R. & Schmuck, P. (2010). Umweltpsychologie und Nachhaltigkeit. In: Linneweber V., Lantermann E.-D. & Kals, E. (Hrsg.), *Enzyklopädie für Psychologie*, Band 2 – Spezifische Umwelten und umweltbezogenes Handeln (S. 595–641). Berlin: Hogrefe.
- Charmaz, K. (2006) *Constructing Grounded Theory. A Practical Guide Through Qualitative Analysis*. London: SAGE.
- Christakis, N. & Fowler, J. (2010). *Connected. Die Macht sozialer Netzwerke und warum Glück ansteckend ist*. Frankfurt/Main: Fischer Verlag GmbH.
- Christl, B. & Richter, P. G. (2004). Territorialität und Privatheit. In: Richter, P. G. (Hrsg.), *Architekturpsychologie – Eine Einführung* (S. 193–208). Lengerich: Pabst Science Publishers
- Cummings, T.G. & Worley, C. (2009). *Organization Development & Change*. Mason OH: South Western Cengage Learning
- Denzin, N. (2012). Reading Film – Filme und Videos als sozialwissenschaftliches Erfahrungsmaterial. In Flick, U., Kardoff, E. & Steinke, I. (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 416–428). Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Denzin, N. & Lincoln, Y. S. (Eds.) (2000). *Handbook of Qualitative Research*. Thousand Oaks: SAGE, 2nd Edition.
- Denzin, N. & Lincoln, Y. S. (Eds.) (2005). *The Sage Handbook of Qualitative Research*. Thousand Oaks, SAGE, 3rd Edition.
- Deppisch, S. & Schaerffer, M. (2010): Given the Complexity of Large Cities, Can Urban Resilience be Attained at All? In Mueller, B. (Hrsg.), *Urban Regional*

Resilience: How do Cities and Regions Deal with Change? *German Annual of Spatial Research and Policy*, (S. 25–34).

DiePresse.com (2012). Rio+20: Berlakovich sagt Teilnahme ab. Zugriff am 20.06.2012, von

http://diepresse.com/home/panorama/klimawandel/767422/Rio20_Berlakovich-sagt-Teilnahme-ab.

Doetsch, H. (2006). Körperliche, technische und mediale Räume – Einleitung. In

Dünne, J. & Günzel, S. (Hrsg.), *Raumtheorie – Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften* (S. 195–212). Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Döring, J. & Thielmann, T. (Hrsg.). (2008). *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: Transcript Verlag.

Dörner, K. (1996). *Irren ist menschlich*. Lehrbuch der Psychiatrie und Psychotherapie. Bonn: Psychiatrie-Verlag.

Dünne, J. & Günzel, S. (Hrsg.) (2006). *Raumtheorie – Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Edlinger, R. & Potyka, H. (1989). *Bürgerbeteiligung und Planungsrealität*. Wien: Picus.

Ehmayer, C. (1998). Bürgeraktivierung – vom Eigennutz zum Gemeinnutzen. In S. Gstoettner, M. Havel, J. Schott & G. Zill (Hrsg.), *Community Initiative Urban – Innovative Impulse für die Entwicklung der Städte* (S. 68–73). Wien: Wohnbund.

Ehmayer, C. (2000a). Cultural Landscapes and Agenda 21. In Conference Workbook II: Mutual Learning Sessions (S. 243–245). Zurich: Swiss Federal Institute of Technology.

Ehmayer, C. (2000b). Die „Lokale Agenda 21“ – ein Konzept für eine zukunftsbeständige gesellschaftliche Veränderung. In Schaurhofer, M., Brix, E., Brandstätter, A. & Kellner, W. (Hrsg.). *Räume der Civil Society in Österreich* (S. 103–108). Wien: Österreichische Forschungsgesellschaft.

Ehmayer, C. (2002). Unsichtbares SICHTBAR machen – die [Aktivierende Stadtdiagnose]. In Häupl, M. & Franer, K. (Hrsg.). *BürgerInnenbeteiligung und politische Partizipation. Konzepte zur Entwicklung der Demokratie in der Stadt* (S. 62–76). Wien: promedia.

Ehmayer, C. (2003). *Das Wesen Wien*. Forschungsbericht. Wien: Eigenverlag.

- Ehmayer, C. (2005). Wien auf der Couch. In Häupl, M., Oxonitsch, C. & Millmann, G. (Hrsg.). *Wiener Jahrbuch für Politik, 2004/2005* (S. 242–253). Wien: echomedia.
- Ehmayer, C. (2006). Die Stadt als sich ständig veränderndes Wesen. In Asset One Immobilienentwicklungs-AG (Hrsg.), *Konzeptionen des Wünschenswerten. Was Städte über die Zukunft wissen sollten* (S. 43). Wien: Czernin Verlag
- Ehmayer, C. (2009). Der Empirische Spaziergang. Zugriff am 03.12.2012, von <http://www.stadtpsychologie.at/empirischer-spaziergang>.
- Ehmayer, C. (2010a). Leitbild der Gemeinde Baumgarten – Im Rahmen der umfassenden Dorferneuerung im Burgenland. Wien: Eigenverlag.
- Ehmayer, C. (2010b). Die [Aktivierende Stadtdiagnose] – Vorstellung einer stadtpsychologischen Methode zur Förderung nachhaltiger Stadtentwicklungsprozesse. In Schrenk, M., Popovich, V. V. & Zeile, P. (Hrsg.), *Cities für Everyone: Liveable, Healthy, Prosperous. Tagungsband, CORP*.
- Ehmayer, C. & Erkingen, T. (2003). *Zukunftspotenziale von Margareten*. Wien: Wiener Volksbildungsverein
- Ehmayer, C. & Fleischmann, A. (1997). Sinn und Sinnlichkeit – das Projekt Selbsternte. In *Psychologie in Österreich*, Vol. 17. (2), S. 75–78.
- Ehmayer, C. et al. (2000c). KULT:AG. Kulturlandschaftsforschung und Agenda 21. Internationaler Diskurs und regionale Umsetzung der Methode 'Gemeindeprofilanalyse'. Forschungsbericht. Wien: BM für Bildung, Wissenschaft und Kultur.
- Ehmayer, C., et al. (1999a). KULT:AG. Kulturlandschaftsforschung und Agenda 21. Forschungsbericht. Wien: BM für Bildung, Wissenschaft und Kultur.
- Ehmayer, C., et al. (2000e). KULT:AG. Zukunftsbilder von Freistadt. Forschungsbericht. Wien: BM für Bildung, Wissenschaft und Kultur
- Ehmayer, C., et al.. (2000d). Endbericht 'Pilotprojekt Lokale Agenda 21 Wien Alsergrund'. Werkstattbericht, Vol. 37. Wien: MA 18, Stadtentwicklung und Stadtplanung.
- Eisinger, A. (2003). Urbanität. Zugriff am 24.08.2009, von http://www.tg.ethz.ch/dokumente/pdf_files/EisingerURBANITAET.pdf.

- Fatzer, G. (2004). Organisationsberatung und -entwicklung – Veränderung durch Entwicklung und Lernen. In Nestmann, F. (Hrsg.), *Handbuch der Beratung* (S. 419–434). Tübingen: DGVT.
- Felfe, J. & Liepmann, D. (2008). *Organisationsdiagnostik*. Göttingen: Hogrefe.
- Felgentreff, C., Kuhlicke, C. & Westholt, F. (2012). Naturereignisse und Sozialkatastrophen. *Schriftenreihe Forschungsforum Öffentliche Sicherheit*, Vol. 8. Zugriff am 24.05.2012, von <http://www.schriftenreihe-sicherheit.de>.
- Fietkau, H.-J. & Kessel, H. (1981). *Umweltlernen*. Königstein: Hain
- Fischer, M. (1995). *Stadtplanung aus Sicht der Ökologischen Psychologie*. Weinheim: Beltz.
- Fishbein, M. & Ajzen, I. (1975). *Belief, Attitude, intention und behavior: An introduction to theory and research*. Reading: Addison-Wesley
- Fisher, J.D. & Byrne, D. (1975). Too close for comfort: Sex differences in response to invasions of personal space. *Journal of Personality and Social Psychology*, Vol. 32(1), pp. 15–21.
- Fisseni, H.-J. (1997). *Lehrbuch der psychologischen Diagnostik. Mit Hinweisen zur Intervention*. Göttingen: Hogrefe Verlag für Psychologie.
- Flade, A. (1996a). Kriminalität und Vandalismus. In Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D. (Hrsg.), *Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen* (S. 518–524). Weinheim: Psychologie Verlags Union
- Flade, A. (1996b). Wohnen und Wohnzufriedenheit. In Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D. (Hrsg.), *Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen* (S. 484–492). Weinheim: Psychologie Verlags Union
- Flade, A. (2000). Stadt- und Architekturpsychologie. In Straub J. (Hg), *Psychologie in der Praxis. Anwendungs- und Berufsfelder einer modernen Wissenschaft*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Flade, A. (2006). *Wohnen psychologisch betrachtet*. Bern: Huber.
- Flade, A. (2008). *Architektur psychologisch betrachtet*. Bern: Huber.
- Fleischmann, A. (1997). Motive und Einstellungen zur Selbstversorgung („Selbsternte“) und ihr psychologischer Nutzen. Dissertation, Universität Wien.
- Flick, U. (2007). *Qualitative Sozialforschung – Eine Einführung*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.

- Flick, U. (2010). Triangulation. In Mey, G. & Mruck, K. (Hrsg.) (2010), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 278–289). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Flick, U., Kardoff, E. & Steinke, I. (2012.). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Francescato, D. (1996). *Communtiy Diagnosis – Profile Analysis*. Working Paper. Unveröffentlicht.
- Francescato, D. (2000). Group, Organisational and Community Empowerment strategies in a changing sociopolitical context – Changing Environments, Changing People. Rom: Department of Psychology, Università La Sapienza, unveröffentlicht.
- Froschauer, U. & Lueger, M. (2009). Qualitative Organisationsdiagnose als Grundlage für Interventionen. In Frank, H. (Hrsg.), *Corporate Entrepreneurship* (S. 249–304). Wien: Facultas WUV.
- Glaser, B. & Strauss, A. (1998). *A Grounded Theory*. Bern: Huber.
- Götz, A. (2000). Die Lokale Agenda 21 in Wien-Alsergrund aus Sicht der Beteiligten (Evaluation eines partizipativen Projekts auf der Grundlage gemeindepsychologischer Konzepte). Diplomarbeit, Universität Wien.
- Graumann, C.-F. (1996). Aneignung. In Kruse, L., Graumann, C. F. & Lantermann, E. D. (Hrsg.). *Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen* (S. 124–130). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Grunwald, A. & Kopfmüller, J. (2006). *Nachhaltigkeit*. Frankfurt/Main: Campus.
- Gstoettner, S., Havel, M., Schott, J. & Zill, G. (Hrsg.) (1998). *Community Initiative Urban – Innovative Impulse für die Entwicklung der Städte*. Wien: Wohnbund.
- Günzel, S. (2006). René Descartes – Über die Prinzipien der materiellen Dinge (1644). In Dünne, J. & Günzel, S. (Hrsg.), *Raumtheorie – Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften* (S. 19–44). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Guski, R. & Blöbaum, A. (2006). *Umweltwahrnehmung und Umweltbewertung*. Bochum: Ruhr-Universität, Fakultät für Psychologie.
- Guski, R. & Blöbaum, A. (2006). *Umweltwahrnehmung und Umweltbewertung*. Bochum: Ruhr-Universität, Fakultät für Psychologie.

- Haan de, G. & Kuckartz, U. (1996). *Umweltbewusstsein. Denken und Handeln in Umweltkrisen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hall, Budd L. (2001). I Wish This Were a Poem of Practices of Participatory Research. In Bradbury, H. & Reason, P. (Eds.), *Handbook of Action Research: Participative Inquiry and Practice* (pp. 171–178). London: SAGE.
- Hall, E.T. (1990). *The hidden dimension*. New York: Anchor Books.
- Hamm, B. (1996). Nachbarschaft. In Kruse, L., Graumann, C. F. & Lantermann, E. D. (Hrsg.), *Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen* (S. 500–502). Weinheim: Psychologie Verlags Union
- Häupl, M. & Franer, K. (Hrsg.) (2002). *BürgerInnenbeteiligung und politische Partizipation. Konzepte zur Entwicklung der Demokratie in der Stadt*. Wien: promedia.
- Häupl, M., Oxonitsch, C. & Millmann, G. (Hrsg) (2005). *Wiener Jahrbuch für Politik, 2004/2005*. Wien: echomedia.
- Hauser, S. (2006). Lokale Identitäten in der Region der Zukunft. In Lička, L. & Kopf, M. (Hrsg.), In: *Zwischen – Von offener und bebauter Landschaft* (S. 28–37). Wien: Institut für Bodenkultur und Landschaftsplanung.
- Heckhausen, J. & Heckhausen, H. (2010). *Motivation und Handeln*. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag Berlin Heidelberg.
- Heeg, P. (1996). Informative Forschungsinteraktionen. In Breuer, F. (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S. 41–60) . Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Heinze, T. (1995). *Qualitative Sozialforschung. Erfahrungen, Probleme, Perspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Heitmeyer, W. & Anhut, R. (Hrsg.) (2000). *Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Minderheiten*. Weinheim/München: Beltz Juventa.
- Held, M. & Kümmerer, K. (2004). Rhythmen und Resilienz. Nachhaltige Entwicklung in zeitlicher Perspektive. In Ipsen, D. (Hrsg.), *Dynamiken der Nachhaltigkeit* (S. 113–150). Marburg : Metropolis-Verlag.
- Hellbrück, J. & Fischer, M. (1999). *Umweltpsychologie: ein Lehrbuch*. Göttingen: Hogrefe.

- Hennig, M. & Kohl, S. (2011). *Rahmen und Spielräume sozialer Beziehungen: Zum Einfluss des Habitus auf die Herausbildung von Netzwerkstrukturen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Herkner, W. (1983). *Einführung in die Sozialpsychologie*. Bern: Hans Huber.
- Heuer, R. (Hrsg.) (2009). *Lexikon deutsch-jüdischer Autoren*. München: de Gruyter Saur.
- Hietzger, K. (2009). *Partizipation, Identifikation und Lebensqualität im städtischen Raum. Eine empirische Studie in der niederösterreichischen Stadt Krems*. Diplomarbeit, Universität Wien.
- Holling, H. & Kanning, U. P. (2007). *Theorien der Organisation*. In Schuler, H. (Hrsg.), *Lehrbuch der Organisationspsychologie*. Bern: Huber.
- Hollstein, B. (Hrsg.) (2006). *Qualitative Netzwerkanalyse: Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hollstein, B., Strauss, F. (2006). *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Holzer, B. (2010). *Netzwerke*. Bielefeld: Transcript.
- Hölzl, E. (1994). *Qualitatives Interview*. In Arbeitskreis Qualitative Sozialforschung. *Verführung zum qualitativen Forschen* (S. 61–68). Wien: Universitätsverlag
- Homburg, A. & Matthies, E. (1998). *Umweltpsychologie*. Weinheim: Juventa
- Hopf, C. (2012). *Qualitative Interviews ein Überblick*. In Flick, U., Kardoff, E. & Steinke, I. (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 349–360). Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Hossiep, R. & Wottawa, H. (1993). *Diagnostik*. In Schorr, A. (Hrsg.), *Handwörterbuch der Angewandten Psychologie. Die Angewandte Psychologie in Schlüsselbegriffen* (S. 131–136). Bonn: Deutsche Psychologie Verlags GmbH.
- Hunecke, M. & Schweer, I. (2004). *Der Behavior Setting Ansatz als Methode zur Analyse sozialräumlicher Angebotsstrukturen: Ergebnisse aus drei Kölner Stadtquartieren*. In H. Dalkmann, M. Lanzendorf & J. Scheiner (Hrsg.), *Verkehrsgenese – Entstehung von Verkehr sowie Potenziale und Grenzen der Gestaltung einer nachhaltigen Mobilität. Studien zur Mobilitäts- und Verkehrsforschung 5*. Mannheim: MetaGIS.

- Ittelson, W. H., Proshansky, H. M., Rivlin, L. G. & Winkel, G. H. (1974). *An Introduction To Environmental Psychology*. Oxford, England: Holt, Rinehart & Winston.
- Ittelson, W. H., Proshansky, H. M., Rivlin, L. G. & Winkel, G. H. (1977). *Einführung in die Umweltpsychologie*. Klett – Cotta: Stuttgart.
- Kaminski, G. (1986). Paradigmengebundene Behavior Setting-Analyse. In Kaminski, G. (Hrsg.), *Ordnung und Variabilität im Alltagsgeschehen* (S. 154–176). Göttingen: Hogrefe.
- Kaminski, G. (2008). Das Behavior Setting-Konzept – Entstehungsgeschichte und Weiterentwicklungen. In Lantermann, E.-D. & Birbaumer, N. (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie*, Themenbereich C, Theorie und Forschung, Vol. 9(1), S. 333–376. Göttingen: Hogrefe.
- Kaminski, G. (Hrsg.) (1976). *Umweltpsychologie: Perspektiven, Probleme, Praxis*. Stuttgart: Klett.
- Kamiske, G.F. & Brauer, J.P. (2003). *Qualitätsmanagement von A bis Z: Erläuterungen moderner Begriffe des Qualitätsmanagements*. München: Hanser.
- Kaplan, R. & Kaplan, S. (1982). *Cognition and Environment: Functioning in an uncertain world*. New York: Praeger
- Karhoff, B. & Riege, M. (2005). „Dynamik ist die zentrale Konstante ...“ Annäherung an Wohn- und Lebenswelten in Stadtteilen mit besonderem Erneuerungsbedarf. In: Riege, M. & Schubert, H. (Hrsg.), *Sozialraumanalyse. Grundlagen, Methoden, Praxis* (S. 261–282). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kemmis, S. & Taggart Mc, R. (2005). Participatory Action Research. Communicative Action and the Public Sphere,. In Denzin, N. & Lincoln, Y. S. (Eds.), *The Sage Handbook of Qualitative Research* (S. 559–604). Thousand Oaks, SAGE.
- Keul, A. (2007). Architekturpsychologie – Mehr als die Summe ihrer Bausteine. In Allesch, C. G. & Schwarzbauer, M. (Hrsg.), *Die Kultur und die Künste* (S. 175–168). Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Keul, A. (Hrsg.) (1995). *Wohlbefinden in der Stadt*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Keupp, H. (1987). *Psychosoziale Praxis im gesellschaftlichen Umbruch*. Bonn: Psychiatrie-Verlag.

- Keupp, H. (1993). Gemeindepsychologie. In Schorr, A. (Hrsg.), *Handwörterbuch der Angewandten Psychologie. Die Angewandte Psychologie in Schlüsselbegriffen* (S. 275–281). Bonn: Deutsche Psychologie Verlags GmbH.
- Keupp, H. (1995). Gemeindepsychologische Identitäten: Vergangenheiten und mögliche Zukünfte. In Röhrle, B. & Sommer, G. (Hrsg.), *Gemeindepsychologie: Bestandsaufnahmen und Perspektiven. Fortschritte der Gemeindepsychologie und Gesundheitsförderung*, Vol. 1. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Keupp, H. (1997). Handlungsperspektiven der Gemeindepsychologie. Geschichte und Kernideen eines Projekts. In H. Keupp (Hrsg.), *Ermutigung zum aufrechten Gang* (S. 191–206). Tübingen, dgvt-Verlag.
- Keupp, H. (1999a). Gemeindepsychologie. In Asanger, R. & Wenninger, G. (Hrsg.), *Handwörterbuch Psychologie* (S. 219–226). Weinheim: Beltz.
- Keupp, H. (1999b). *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Keupp, H. & Höfer, R. (1998). *Identitätsarbeit heute*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Keupp, H. & Röhrle, B. (Hrsg.) (1987). *Soziale Netzwerke*. Frankfurt/Main: Campus.
- Kieser, A. (2001). Managementlehre und Taylorismus. In Kieser, A. & Ebers, M. (Hrsg.), *Organisationstheorien* (S. 93–132). Stuttgart: Kohlhammer.
- Kieser, A. & Kubicek, H. (1992). *Organisation*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Kleinmann, M. & Wallmichrath, K. (2004). Organisationsdiagnose. In Schuler, H. (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie, Organisationspsychologie*, Vol. 2 (S. 653–700). Göttingen: Hogrefe.
- Kollmann, G., et al. (Hrsg.) (2003). *Partizipation. Ein Reiseführer für Grenzüberschreitungen in Wissenschaft und Planung*. Wien: Profil Verlag.
- Königswieser, R. & Hillebrand, M. (2007). *Einführung in die systemische Organisationsberatung*. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.
- Königswieser, R. & Exner, A. (1999). *Systemische Intervention. Architekturen und Designs für Berater und Veränderungsmanager*. Stuttgart: Klett Cotta.
- Kostka, C. & Mönch, A. (2002). *Change Management. 7 Methoden für die Gestaltung von Veränderungsprozessen*. München: Carl Hanser Verlag.
- Krohne, H.W. & Hock, M. (2007). *Psychologische Diagnostik: Grundlagen und Anwendungsfelder*. Stuttgart: Kohlhammer.

- Kruse-Graumann, L., Graumann, C.F. & Lantermann, E.-D. (Hrsg.) (1990). *Ökologische Psychologie – ein Handbuch in Schlüsselbegriffen*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Kruse, S. (2009) Ignorance and Resilience in Local Adaptation to Climate Change Inconsistencies between Theory-Driven Recommendations and Empirical Findings in the Case of the 2002 Elbe Flood. *GAIÄ – Ecological Perspectives for Science and Society*, Vol. 18(3), S. 247254.
- Lazarus, R.S. & Folkman, S. (1984). *Stress, appraisal, and coping*. New York: Springer.
- Leuthold, M. & Schwendter R. (1996). *Veränderte Zeiten. Umweltberatung in Österreich*. Wien: Verband Wiener Volksbildung.
- Lewin, K. (1947). Frontiers in Group Dynamics: Concept, Method and Reality in Social Science; Social Equilibria and Social Change. In *Human Relations* Vol. 1(5), S. 5–41.
- Lexikon der Nachhaltigkeit (2011). Zugriff am 14.01.2012, von <http://www.nachhaltigkeit.info>.
- Low, S.M. & Altman, I. (1992). Place Attachment. A Conceptual Inquiry. In Altman, I. (Hrsg.), *Place attachment* (S. 1–12). New York: Plenum Press.
- Lück, H.E. (1996). *Geschichte der Psychologie: Strömungen, Schulen, Entwicklungen*. Stuttgart: Kohlhammer 1996.
- Lück, H.E. (2009). Der Hawthorne-Effekt – ein Effekt für viele Gelegenheiten? The Hawthorne effect – an effect for many occasions? In *Gruppendynamik und Organisationsberatung*, Vol. 40(1), pp. 102–114.
- Lück, H.E. & Miller, R. (Hrsg.) (1993). *Illustrierte Geschichte der Psychologie*. München: Quintessenz.
- Lüders, C. (2012). Beobachten im Feld und Ethnographie. In Flick, U., Kardoff, E. & Steinke, I. (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 384–401). Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Luhmann, N. (1993). *Soziale Systeme*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Lukesch, R., Payer, H. & Winkler-Rieder, W. (2010). *Wie gehen Regionen mit Krisen um. Eine explorative Studie über die Resilienz von Regionen*. Zugriff am 13.06.2012, von <http://www.bka.gv.at/DocView.axd?CobId=39673>.

- Lüttringhaus, M. & Richters, H. (Hrsg.) (2003). *Handbuch aktivierende Befragung. Konzepte, Erfahrungen, Tipps für die Praxis*. Bonn: Stiftung Mitarbeit.
- Maderthaner, R. (1995). Soziale Faktoren urbaner Lebensqualität. In Keul, A. (Hrsg.), *Wohlbefinden in der Stadt* (S. 172–197). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Maderthaner, R. (2008). *Psychologie*. Wien: Facultas. WUV.
- Maderthaner, R. & Szykariuk, S. (1999). Projektbereich Umweltbewusstsein: Subjektive Lebensqualität – Umweltbewusstsein – Landschaftserleben. In Buchinger et al. (Hrsg.), *Lebensqualität und Umwelthandeln: Konsens und Konflikt im Alltag einer Kulturlandschaft*, Projektbericht, Vol. 2 (S. 231–283). Seibersdorf: Austrian Research Centers Seibersdorf (ARCS).
- Marrow, A.J. (2002). *Kurt Lewin: Leben und Werk*. Weinheim: Beltz.
- Matejovski, D. (Hrsg.) (2000). *Metropolen. Laboratorien der Moderne*. Frankfurt/Main: Campus.
- Matt, E. (2012). Darstellung qualitativer Forschung. In Flick, U., Kardoff, E. & Steinke, I. (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 578–587). Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Meadows, D., Zahn, E. & Milling, P. (1973). *Die Grenzen des Wachstums*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Merton, R., Fiske, M. & Kendall, P. (1956). *The Focused Interview*. London: Collier Macmillan Publishers.
- Mey, G. & Mruck, K. (Hrsg.) (2010). *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mohrlok, M., Neubauer, M., Neubauer, R. & Schönfelder, W. (2002). *Let's Organize! Gemeinwesenarbeit und Community Organizing im Vergleich*. München: AG SPAK.
- Molt, W. (1986). Die Behavior-Settings Straßen. In Kaminski, G. (Hrsg.), *Ordnung und Variabilität im Alltagsgeschehen* (S. 83–126). Göttingen: Hogrefe.
- Moreno, J. (1959). *Gruppenpsychotherapie und Psychodrama*. Stuttgart: Thieme.
- Moser, H. (1977). *Praxis der Aktionsforschung*. München: Kösel.
- Moser, K. (2007). Planung und Durchführung organisationspsychologischer Untersuchungen. In Schuler, H. (Hrsg.): *Lehrbuch der Organisationspsychologie* (S. 89–119). Bern: Huber.

- Müller-Christ, G. (1998). *Nachhaltigkeit durch Partizipation. Bürgerbeteiligung im Agendaprozess*. Sternenfels: Verlag Wissenschaft.
- Müller, B. (2011). Urban Regional Resilience: How Do Cities and Regions Deal with Change? *German Annual of Spatial Research and Policy 2010*, Vol.1, S. 1–13.
- Nasar, J.L. (2000). The Evaluative Image of Place. In Walsh, W.B., Craik K.H., & Price, R.H. (Eds.), *Person-Environment Psychology: New Directions and Perspectives* (pp. 117–168). Mahwah: Lawrence Erlbaum Associates.
- Newman, O. (1972). *Defensible space: crime prevention through urban design*. New York: Macmillan Comp.
- Niethammer, L. (2000). *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Nordh, H. ; Hartig, T. ; Hagerhall, C.M. ; Fry, G. (2009). Components of small urban parks that predict the possibility for restoration. *Urban Forestry & Urban Greening*, 2009, Vol.8(4), pp. 225–235 [Peer Reviewed Journal]
- Oberbauer, M. (1992). Stadtbezogene Identität – Entstehungsbedingungen und politische Partizipation. Diplomarbeit, Universität Wien.
- Ogunseitan, O. A. (2004). Topophilia and the Quality of Life. *Environmental Health Perspectives*, Vol. 113(2), pp. 143–148.
- Pawlik, K. (2006). *Handbuch Psychologie, Wissenschaft, Anwendung, Berufsfelder*. Heidelberg: Verlag Springer Medizin.
- Peterschelka, Ch. (1999). Partizipation aus psychologischer Sicht: Bürgerbeteiligung in Planungsprozessen. Diplomarbeit, Universität Wien.
- Pfähler, W. & Wiese, H. (2008). *Unternehmensstrategien im Wettbewerb. Eine spieltheoretische Analyse*. Berlin: Springer.
- Proshansky, H. M., Fabian, A. K., & Kaminoff, R. (1983). Place identity: Physical world socialization of the self. *Journal of Environmental Psychology*, Vol. 3, S. 57–83.
- Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2010). *Qualitative Sozialforschung: ein Arbeitsbuch*. München: Oldenbourg.
- Rappaport, J. (1977). *Community psychology : values, research, and action*. New York: Holt, Rinehart and Winston

- Reason, P. & Bradbury, H. (Eds.) (2001). *Handbook of Action Research. Participative Inquiry & Practice*. London: SAGE.
- Rechtien, W. (1992). *Angewandte Gruppendynamik*. München: Quintessenz
- Reichert, M., Gösken, E & Ehlers, A. (2007). *Was bedeutet der demografische Wandel für eine alternde Gesellschaft*. Münster: LIT Verlag.
- Richter, P. (2008). *Architekturpsychologie: Eine Einführung*. Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Riege, M. & Schubert, H. (Hrsg.). (2005). *Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rieger, B. (2005). *Motive, Einstellungen und Verhalten von ehrenamtlich Beteiligten in der Stadtentwicklung*. Diplomarbeit, Universität Wien.
- Ritt, Thomas (Hrsg.) (2002). *Soziale Nachhaltigkeit: Von der Umweltpolitik zur Nachhaltigkeit?* Wien: Bundeskammer für Arbeiter und Angestellte.
- Röhrle, B. & Sommer, G. (1995). *Gemeindepsychologie. Bestandsaufnahmen und Perspektiven*. Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie. Tübingen: DGVT.
- Röhrle, B., Sommer, G. & Nestmann, F. (1998). *Netzwerkintervention. Fortschritte der Gemeindepsychologie und Gesundheitsförderung*. Tübingen: DGVT.
- Rosenstiel, L., Molt, W. & Rüttinger, B. (2005). *Organisationspsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Rotering-Steinberg, S. (1993). Organisationsentwicklung. In Schorr, A. (Hrsg.), *Handwörterbuch der Angewandten Psychologie. Die Angewandte Psychologie in Schlüsselbegriffen* (S. 483–485). Bonn: Deutsche Psychologie Verlags GmbH.
- Rowles, G. D. (1980). Growing old "inside": Aging and attachment to place in an Appalachian community. In Danan, N. & A. Lahmann, A. (Eds.), *Transition of aging* (pp. 153–170). New York: Academic Press.
- Rudolph, U. (2007). *Motivationspsychologie*. 2. Weinheim: Beltz.
- Sanders, K. & Kianty, A. (2006). *Organisationstheorien: eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schahn, J. & Giesinger, T. (1993). *Psychologie für den Umweltschutz*. Weinheim: Beltz.
- Schaurhofer, M., Brix, E., Brandstätter, A. & Kellner, W. (Hrsg.) (2000). *Räume der Civil Society in Österreich*. Wien: Österreichische Forschungsgesellschaft.

- Schein, E.H. (1990). *Organisationsberatung: Wissenschaft, Technologie oder Philosophie?* In Fatzer, G. & Eck, C.D. (Hrsg.), *Supervision und Beratung* (S. 409–419). Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Schmidt, S.J. (Hrsg.) (1987). *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schoggen, P. (1968/1989). *Behavior Settings: A Revision and Extension of Roger G. Barker's Ecological Psychology*. Stanford: Stanford University Press.
- Schoggen, P. (1979). Roger G. Barker and Behavior Settings: A Commentary. *Journal of Personality and Social Psychology*, Vol. 37(12), pp. 2158–2160.
- Scholl, W. (2007): Grundkonzepte der Organisation. In Schuler, H. (Hrsg), *Lehrbuch der Organisationspsychologie* (S. 515–599). Bern: Huber.
- Schrenk, M, Popovich, V. V. & Zeile, P. (2010). *Cities für Everyone: Liveable, Healthy, Prosperous. Promising Vision or Unrealistic Fantasy?* Tagungsband. Schwechat: CORP – Competence Center of Urban and Regional Planning.
- Schuler, H. (1993): Arbeits- und Organisationspsychologie. In Schorr, A. (Hrsg.), *Handwörterbuch der Angewandten Psychologie. Die Angewandte Psychologie in Schlüsselbegriffen* (S. 46–56). Bonn: Deutsche Psychologie Verlags GmbH.
- Schweer, I. & Hunecke, M. (2006). Behavior Settings und Standortzufriedenheit. In K.J. Beckmann, M. Hesse, C. Holz-Rau & M. Hunecke (Hrsg.), *StadtLeben – Wohnen, Mobilität und Lebensstil* (S. 103–112). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Selhofer, C. (1989). Ganzheitliche Ansätze in der Psychologie und das Beispiel einer umweltpsychologischen Fragestellung. Diplomarbeit, Wien.
- Sennet, R. (2009). *Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Shumaker, S. & Hankin, J. (1984). The bonds between people and their residential environments: Theory and research. *Population and Environment*, Vol. 7(2), S. 59–60.
- Stadtplanung Wien – MA 18. (1998). Migration und nachhaltige Stadtentwicklung. *Werkstattberichte Nr. 30*. Wien: MA 18.
- Stark, W. (1996). *Empowerment. Neue Handlungskompetenzen in der psychosozialen Praxis*. München: Lambertus.

- Steiner, A. (2004). *Soziale Distanz – Ethnische Grenzziehung und die Eingliederung von Zuwanderern in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Steinhausen, H.-C. (2006). *Psychische Störungen bei Kindern und Jugendlichen: Lehrbuch der Kinder- und Jugendpsychiatrie und –psychotherapie*. München: Elsevier.
- Steinke, I. (2012). Gütekriterien qualitativer Forschung. In Flick, U., Kardoff, E. & Steinke, I. (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 319–331). Reinbeck bei Hamburg.
- Stokols, D. & Altman, I. (Eds.) (1987). *Handbook of environmental psychology*, Vol. 1+2. New York: John Wiley and Sons.
- Straub, J. (1998). *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Strauss, A. L. (1993). *Continual Permutations of Action*. New York: de Gruyter.
- Strübing, J. (Hrsg.) (2004). *Methodologie interpretativer Sozialforschung: klassische Grundlagentexte*. Konstanz: UVK-Verl.-Ges.
- Sutter, T. (Hrsg.) (1997). *Beobachtung verstehen, Verstehen beobachten. Perspektiven einer konstruktivistischen Hermeneutik*. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Tholey, P. (1999). Gestaltpsychologie. In Asanger, R. & Wenninger, G. (Hrsg.). *Handwörterbuch Psychologie* (S. 249–261). Weinheim: Beltz.
- Thomas, D., Fuhrer, U. & Quaiser-Pohl, C. (2008). Akteure der Gentrification und ihre Ortsbindung: Eine Studie in einem städtischen Sanierungsgebiet in Ostdeutschland. In *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Vol. 60(2), S. 340–367.
- Toutenburg, H. & Knöfel, P. (2008). *Six Sigma. Methoden & Statistik für die Praxis*. Berlin: Springer.
- Trojan, A., Hildebrandt, H., Faltis, M. & Deneke, C. (1987). Selbsthilfe, Netzwerkforschung und Gesundheitsförderung – Grundlagen „gemeindebezogener Netzwerkförderung“ als Präventionsstrategie. In Keupp, H. & Röhrle, B. (Hrsg.), *Soziale Netzwerke* (S. 294–317). Frankfurt/Main: Campus.
- Tuan, Y.F. (1974). *Topophilia: A study of environmental perception, attitudes, and values*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.

- Vereinte Nationen. (1992). Earth Summit Agenda 21. The United Nations Programm of Action from Rio. Zugriff am 14.01.2012, von <http://www.un.org/esa/dsd/agenda21>.
- Vollmeyer, R. & Brunstein, J. (Hrsg.). *Motivationspsychologie und ihre Anwendung*. Kohlhammer, Stuttgart, 2005.
- Waclawski, J. & Church, A.H. (Eds.) (2002). *Organization Development: A Data-Driven Approach to Organizational Change*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Walden, R. (1995). Wohnen und Wohnumgebung. In Keul, A. (Hrsg.), *Wohlbefinden in der Stadt – Umwelt- und gesundheitspsychologische Perspektiven* (S. 69–98). Weinheim: Beltz.
- Walter, H.-J. (1985). Gestalttheorie als klinisch-psychologische Theorie der Selbstorganisation. *Gestalt Theory*, Vol. 7, S. 260–272.
- Walter, H.-J. (1994). *Gestalttheorie und Psychotherapie*. Opladen: Westdeutscher.
- Walter, H.-J. (1996). *Angewandte Gestalttheorie in Psychotherapie und Psychohygiene*. Opladen: Westdeutscher.
- Weichhart, P. (1990). Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation. *Erdkundliches Wissen*, Vol. 102. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Wensierski, H.-J. (2012). Geschichte qualitativer Forschung. Zugriff am 13.05.2012, von <http://cjres.oxfordjournals.org>.
- Westhoff, K. & Kluck, M.-L. (2003). *Psychologische Gutachten schreiben und beurteilen*. Berlin Heidelberg: Springer.
- Westphal, A. & Gmür, M. (2009). *Organisationales Commitment und seine Einflussfaktoren: Eine qualitative Metaanalyse*. *Betriebswirtschaft*, Vol. 59, S. 201–229.
- Wisner B., Blaikie P., Cannon T. & Davis I. (2003). *At risk: Natural hazards, people's vulnerability and disasters*. London: Routledge.
- Zimbardo (1995). *Psychologie*. Berlin: Springer.
- Zimbardo, P. G. & Gerrig, R. J. (2008). *Psychologie*. München: Pearson Studium.
- Zuschlag, B. (2006). *Richtlinien für die Erstellung psychologischer Gutachten*. Bonn: Deutscher Psychologen Verlag.

11 Anhang

11.1 Originalinterviews Baumgarten

An dieser Stelle werden drei Originalinterviews – ein Experteninterview einzeln, ein Gruppeninterview und ein Straßeninterview – dargestellt. Sie zeigen, wie transkribierte Interviews im Original aussehen. Transkribierte Interviews sind die Rohdaten für die weitere Auswertung, auf die gegebenenfalls im Verlauf der Auswertung immer wieder zurückgegriffen wird.

11.1.1 Experteninterview einzeln

1. Wenn Sie an Baumgarten denken, was fällt Ihnen dazu ein?

Als Stadtflüchter ist für mich eine kleine Gemeinde ideal. Persönlicher Kontakt ist mir wichtig und es gibt überschaubare Verhältnisse. Zur Gegend: Ich liebe die Weite und der Hauskauf war günstig.

2. Was ist typisch für Baumgarten?

Das Dorf, seine Geschichte, die eigene Mentalität der Bewohner, vor allem die der Älteren, die aussterben. Die relativ große Aufgeschlossenheit und Herzlichkeit. Es gibt keine Probleme, wenn Fremde in den Ort kommen (im Gegensatz zu anderen Gemeinden), alle sind gut integriert. Baumgarten ist kroatisch und streng katholisch (pro Gemeinde gibt es Unterschiede in Sprache und Konfession).

Das Kloster, das damals vom Ortsherrn aus politischen Gründen dem Orden geschenkt wurde.

50 % der Bevölkerung hat Kroatisch als Muttersprache; Kroatisch wird auch noch in der Volksschule gelernt.

3. Hat Baumgarten ein Zentrum / ein Wahrzeichen?

Zentrum: Gemeindeplatz und Raiffeisenplatz (mit Bank und Wirtshaus)

Früher war um die Kirche ein Burggraben; bei der Kirche war aber nie das Zentrum. Der älteste Ortsteil ist die Hauptstraße, wo früher auch ein Bach war. Eigentlich gab es nie ein richtiges Zentrum. Man versucht seit 50 Jahren den Gemeindeplatz zum Zentrum zu machen.

Wahrzeichen: Kloster (zweitwichtigstes historisches Gebäude im Bezirk) und Wappen aus 1996 mit rot/grün als Gemeindefarben.

4. Fühlen Sie sich in Baumgarten wohl? Was stört Sie?

Ja, ich bin ja extra hergezogen, auch wegen dem Bad, das aber aufgelassen wurde. (Anmerkung: 1971 wurden Baumgarten und Draßburg zu einem Ort zusammengefasst, wobei Baumgarten in dieser Struktur immer benachteiligt wurde. Seit 1991 ist beide wieder getrennte Gemeinden)

Mich stören nur Kleinigkeiten, die mit bestimmten Personen zusammen hängen.

5. Was sollte in Baumgarten verändert werden?

Nur Kleinigkeiten: z.B. den privaten Blumenschmuck erweitern, sodass es nicht nur „offiziellen“ Blumenschmuck gibt.

Es gibt nur Klein- und Mittelbetriebe: Tischler: 20 Leute; Spengler: 5 Leute; Baumeister: 50 Leute; sonst gibt es nur Familienbetriebe. Es sollten Beherbergungsbetriebe aufgemacht werden und die Wirte und der Heurige sollen auch außerhalb werben (z.B. in Ödenburg), um den Tourismus zu beleben, da gute Verbindungen bereits gegeben sind. Es gibt zum Beherbergen nur in Schattendorf den Sonnenhof, der im Sommer sehr gut ausgelastet ist.

Weitere Veränderungswünsche sind sonst nur personenbezogen (-> Pfarrer).

6. Was sollte keinesfalls verändert werden?

Da sehe ich keine Gefahr, dass irgendetwas in eine negative Richtung verändert werden kann. Das ist alles theoretisch und/oder technisch nicht möglich (z.B. Flughafen, Autobahn, Eisenbahn). Auch

Hochhäuser sind laut Bauordnung nicht möglich, dazu müsste die Baumordnung geändert werden, was ich mir nicht vorstellen kann.

7. Baumgarten in 20 Jahren?

Ich glaube nicht, dass der Ort viel auswächst, höchstens ein paar neue Gassen. Gut wären mehr Versorgungsbetriebe. Es wird wahrscheinlich noch immer keinen Bankomat geben. Wenn's gut geht wird der Bereich bei der Hauptstraße etwas zentrumsmäßig, sonst wäre zum Beispiel in der Nähe so etwas wie ein Outletcenter gut, sodass mehr Verkehr ist.

Hoffentlich gibt es einen erhöhten Kontakt mit Ungarn, die Grenzen im Kopf sollen aufgelöst und Barrieren abgebaut werden.

Ich glaube nicht, dass es spezielle Änderungen in Baumgarten geben wird, sondern nur allgemeine wie in allen Gemeinden.

Und es wird weniger Kroatisch gesprochen werden.

8. Wie alt sind Sie? 69

9. Was arbeiten Sie? Pensionist

10. Wohnen Sie in Baumgarten? Ja

11. Wenn ja, seit wann? Seit 1986.

12. Was machen Sie alles in Baumgarten? (Wie sind sie eingebunden? – Vereine, etc.)

13. Wie viele Sprachen sprechen Sie? – Welche?

Deutsch, etwas Slowenisch und Ungarisch, passiv etwa Kroatisch

14. Mann/Frau: Mann

11.1.2 Gruppeninterview mit Jugendlichen

1. Baumgarten in 20 Jahren?

Den Jugendtreff gibt es sicher noch.

Die Hauptstraße wird anders sein. Alle Häuser sind leer oder werden umgebaut. Die Alten sterben raus, viele Jungen wohnen jetzt auch nicht drinnen, vielleicht wohnen viele Neue drin.

Die Brigitte wird mit ihrem Laden noch da sein und vielleicht ausgebaut haben. Oder nicht mehr da sein, weil nur Alte bei ihr einkaufen (die Jungen gehen nur ab und zu hin) und die Jungen kaufen hauptsächlich außerhalb ein, wegen der Gebundenheit an den Arbeitsplatz und weil sie mit dem Auto leicht in ein Shopping Center fahren können. Vielleicht gibt es eine Filiale einer Supermarktkette.

Vielleicht gibt es noch gleich viele Leute, auch wieder junge. Aber genau weiß man es nicht.

Die Bank, die Apotheke und die Wirtshäuser sind noch da.

Es wird neue Häuser und renovierte alte Häuser geben (je nach „Stil der Mode“, wie man bei der Gesellschaft ankommen möchte und was man sich leisten kann). Die Baumgartner-Gesellschaft muss zusammenpassen, sie legt Wert auf das Erscheinungsbild des Ortes, auch von der Gemeinde aus (siehe aktuelle Umbauten), aber nicht alle.

Vielleicht ziehen neue Leute her (Tendenz steigend), wegen der ruhigen Lage, vor allem aus Wien und Niederösterreich, weil es hier günstiger ist, die Förderungen hier besser sind und man nicht allzu weit weg von Wien ist.

Die Leute werden sich schon noch verstehen. Es ist wichtig wie die Vereine sich entwickeln. Alle wird es noch länger geben, weil neue Jugendliche kommen gerade dazu. Die Vereine werden in ihrer Oberliga sein, jeder Verein hat seinen „harten Kern“ und sich in der „Vereinswelt“ überregional platziert. Das Management der Vereine passt, aber untereinander arbeiten sie nicht sehr viel miteinander.

Das kann man noch nicht so sagen. Die „Roten“ sind immer vorn, die „Schwarzen“ knapp dahinter, das wird vielleicht so bleiben. Das kommt aber aufs ganze Land drauf an, wegen der allgemeinen Weiterentwicklung. Da kann man nichts vorgeben.

Kroatisch stirbt aus (das ist schade, weil man's im Ausland brauchen kann).

Es wird mehr Verkehr geben, wenn es bessere Straßen nach Sopron gibt, aber das kommt hoffentlich nicht. Die Straße ist jetzt nur ein Feldweg. Über Baumgarten wäre der schnellste Weg von Sopron nach Mattersburg.

2. Was ist typisch für Baumgarten?

Lümmeltütenparty (Anmerkung: Herkunft des Namens: Früher wurden beim Eintritt Kondome ausgeteilt, was aber vom Bischof verboten wurde.).

Bauer mit 12000 Hühnern; Kloster; altes Bad; Zweisprachigkeit (stirbt aber aus; Kroatisch wird noch in der Volksschule gelernt, fast ein Hauptfach), das ist schon schade, weil man's im Urlaub brauchen kann; „gesundes Dorf Nr. 1“ im Burgenland;

3. *Fühlt ihr Euch in Baumgarten wohl? Was stört?* Ja, fühlen uns wohl.

Stört: Es gibt zu wenig fescche Mädln und einen Männerüberschuss. Zur Party kommen die Mädln von überall her, aber bleiben nur für eine Nacht oder man muss sich ein Mädln aus Draßburg suchen.

Es gibt keinen Bankomat und keinen Zigarettenautomaten (diese wären aber eigentlich unnötig, weil es in Schattendorf welche gibt). Es fehlt eine Disko und Nachtlokale zum Fortgehen. Jetzt geht man zum Fortgehen ins alte Bad, auf Feste in der Umgebung oder fährt nach Eisenstadt. Die Lokale in Schattendorf sind nicht interessant für uns, weil nur 12–15jährige dort sind.

4. *Hat Baumgarten ein Zentrum / ein Wahrzeichen?*

Zentrum: Gemeinde, Reiff (im Sommer wenn der Heurige offen hat), Murzi, Franschitz (als Treffpunkte), Fußballplatz bei Matches. Wahrzeichen: Das alte Kloster.

5. *Was sollte in Baumgarten verändert werden?*

Bankomat, Zigarettenautomat, allgemeines Rauchverbot.

6. *Was sollte keinesfalls verändert werden?*

Dass der Bürgermeister überall dabei ist und man wegen allem immer zu ihm kommen kann.

7. *Wer hat in Baumgarten was zu sagen?*

Bürgermeister; Sportplatzwächter; Vereinsobmänner; Familie Leeb (Bauern)

Wer nicht? Auswertige / Zugezogene; Leute die man nie wo sieht, die nur zuhause sitzen; nicht Integrierte. Die Auswertigen sind schon willkommen, wir schließen keinen aus, sie gehen aber nirgendwo hin. Einige gehen dafür aber überall hin. Die sind zu 100% integriert, vor allem die Jungen die überall hingehen und wenn sie arbeiten, dann gibt's mehr Akzeptanz. Es wird nicht gemocht, wenn sie nichts „hackln“ und „Sozialschmarotzer“ sind. Z.B. Deutsch-Türken in Draßburg / Baumgarten. Die Baumgartner reagieren sehr sensibel auf dieses Thema.

8. *Wie stehen die Baumgartner zum alten Bad als Jugendtreffpunkt?*

Die Leute glauben es ist ein Sauflokal. Allerdings ist es okay, wenn sie merken, dass es ein Treffpunkt und Ruhepunkt ist, damit wir unter uns sein können, wo uns keiner stört, weil es in Baumgarten sonst nichts gibt. Viele unterstützen die Lummeltütenparty (vorher, nachher, während der Party, Sponsorensuche, teilweise auch anonym) und andere sind nur kritisch und negativ eingestellt.

Die Gemeinde zahlt nichts dazu (nur damals zum Asphaltieren des Vorplatzes etwas dazugezahlt), alles wird von den Jugendlichen selbst finanziert. Es sind immer Erweiterungen geplant, z.B. ein elektronisches Zutritts- und Überwachungssystem, Alarmanlage, Getränkeautomaten. „Welches Jugendzentrum hat so etwas schon? Wahrscheinlich keiner und das alles noch dazu selbst finanziert.“ Durch die selbständige Finanzierung ist man unabhängig, das stört viele. Wenn man die Unabhängigkeit verliert, dann ist man eine Geißel von irgendetwas. Alles wurde durch die Lummeltütenparty organisiert, so schafft man sich eigene Möglichkeiten. Schade ist, dass beim Sportverein, der Feuerwehr, dem Musikverein und in den Wirtshäusern niemand etwas wegen dem Saufen sagt, sondern man sich nur über den Jugendtreff aufregt. „Da steht schon wieder eine Kiste Bier heraussen.“ Die Alten vergessen, dass sie auch jung waren. Das stört uns aber nicht, denn es gibt immer Meckerer. Drogen haben hier aber keinen Platz, da ist der Spaß aus. Für die Jugend wird nur wenig getan, also machen wir es uns selber. Darüber kann die Gemeinde froh sein. Nur die Örtlichkeiten werden zur Verfügung gestellt, alles weitere ist Eigeninitiative. Die Gemeinde hat eh nie ein Geld. Von der Gemeinde gibt es nur den Funcourt und der allgemeine Vereinsbus darf ausgeborgt werden (so wie von jedem anderen Verein auch und die Jugend braucht nur den Benzin zu zahlen). Man kann schon zum Bürgermeister gehen wenn man etwas braucht.

Die Lummeltütenparty ist die Haupteinnahmequelle und wird mittlerweile groß organisiert (Werbung: Flyer, Radiospot, Liveschaltungen, Internet, großes Management, Videoübertragungen). Sie ist die größte Open Air Technoparty im Burgenland. So etwas ist für eine kleine SJ-Gruppe erstaunlich und nicht üblich und gibt es sonst wo kaum in Österreich in diesem Bereich.

Eine offizielle Eröffnungsfeier des Jungentreffs für die Skeptiker ist noch in Planung.

Wir brauchen hier kein schlechtes Gewissen zu haben, da wir ja nichts machen.

Wir machen als Verein auch Ausflüge (z.B. ins ehemalige KZ Mauthausen).

9. *Wer möchte wegziehen?*

Derzeit eher nicht vorstellbar.

Vielleicht beruflich bedingt oder für die Studienzeit nach Wien oder pendeln.

10. *Wie ist die Beziehung zwischen Draßburg und Baumgarten?*

Die Baumgartner orientieren sich eher in andere kroatischsprachige Gemeinden, darum hat man mit Draßburg nicht so viel zu tun.

11. *Wie alt seid ihr?*

17 / 17 / 17 / 16 / 17 / 17 / 32

12. *Was arbeitet ihr?*

Elektriker / Schüler / Tischler / Maurer / Qualitätssicherung im Stahlbau für Schienenfahrzeuge / Kälteanlagentechniker / Schüler

13. *Wohnt ihr in Baumgarten?* Ja

14. *Wenn ja, seit wann?* Gebürtig

15. *Was machen Sie alles in Baumgarten? (Wie sind sie eingebunden? – Vereine, etc.)*

Sozialistische Jugend / Feuerwehr / Musikverein / Partei / Sportverein

16. *Wie viele Sprachen sprecht ihr? Welche?*

Deutsch / Englisch / etwas Kroatisch (eher passiv)

17. *Mann/Frau:* 7 männliche Jugendliche, 1 erwachsener Mann (ehemaliger Leiter des Jugendzentrums)

11.1.3 Straßeninterview

Ort des Interviews: Auf einer Parkbank hinter dem Gemeindezentrum

Zeit: 16:05, Dienstag

1. Wenn Sie an Baumgarten denken, was fällt Ihnen dazu ein?

Solang ma in Baumgarten sind brauch ma ja gar nicht an Baumgarten denken. Nur wenn wir in Wien sind denk ma an Baumgarten.

2. Was ist typisch für Baumgarten?

Des ist mir schon wurscht in meinem Alter. ... Ist eine schöne Ortschaft, net wahr!? Junge Leute kommen.

3. Fühlen Sie sich in Baumgarten wohl? Was stört Sie?

Ja freilich, ich bin geboren in Baumgarten. Die Menschen sind eh in Ordnung.

4. Hat Baumgarten ein Zentrum / ein Wahrzeichen?

Pensionistenzentrum: einmal in der Woche am Donnerstag. Die Feuerwehr, der Platz davor. Musikanten hamma.

Wahrzeichen: weiß ich nicht, die alte Schule ist schon weg. Da sind jetzt Wohnungen.

5. Was sollte in Baumgarten verändert werden?

In meinem Alter brauch ma nix mehr ändern.

6. Was sollte keinesfalls verändert werden?

Wozu? Die Jungen machen eh was sie wollen. Und die Alten...

7. Baumgarten in 20 Jahren?

Weiß nicht. Jedenfalls sind die jungen Menschen anders als wir waren. Wir haben nicht so viel Geld gehabt. Wir haben immer nach Wien fahren müssen. Die Jungen reden nicht mehr kroatisch. Sobald sie im Kindergarten sind ists aus. Baumgarten wird immer kleiner und kleiner. Es kommen sehr viele Fremde die Häuser kaufen. Sehr viele Häuser sind zu verkaufen, des is traurig.

8. Wann ist man ein (echter) Baumgartner? Was macht den Baumgartner dann aus?

Wir haben sehr viele Ausländer. Sind eh in Ordnung. Wenn er kroatisch redet ist er ein echter Baumgartner.

9. Wie alt sind Sie? 85

10. Was arbeiten Sie? pensioniert

11. Wohnen Sie in Baumgarten? Ja

12. Wenn ja, seit wann?

Bin hier geboren, war 40 Jahre dazwischen in Wien und dann wieder zurück nach Baumgarten

13. Was machen Sie alles in Baumgarten? (Wie sind sie eingebunden? – Vereine, etc.)

Früher bei Pensionisten und Musikanten. Jetzt Parkbank zum Tratschen.

14. Wie viele Sprachen sprechen Sie? – Welche?

Deutsch, kroatisch

15. Geschlecht: Frau

11.2 Lebenslauf

Mag. phil. Cornelia Ehmayer

Stadtpsychologin

Leiterin der Stadtpsychologischen Praxis Ehmayer

Eingetragene Gesundheitspsychologin (BMGF)

Unternehmensberaterin (WKO)

Lektorin (temp.): Universität Wien, Universität f. Bodenkultur

Geb. 1963 in Tarnitz, NÖ

1989 Hochschulabschluss, Universität Wien, Psychologie

Arbeitsfelder

Partizipative Stadt- und Gemeindeentwicklung: Beratung & Projekte

Qualitative Sozialforschung: Forschung & Beratung

Schlüsselqualifikationen

Aktivierende Stadtdiagnosen (ASD)

Participatory Action Research (PAR)

Prozessarchitekturen und Prozessdesigns

Gruppengruppenmoderation

Inter- und Transdisziplinäres Arbeiten

Beruflicher Werdegang

- | | |
|-----------|---|
| 1990–1992 | Wissenschaftliche Mitarbeiterin & Projektmitarbeit am Institut für Umwelthygiene, Wien |
| 1991–1992 | Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Gesellschaft kritischer Psychologen und Psychologinnen, Wien |
| 1990–1999 | Aufbau und Mitarbeit bei der Arbeitsgruppe Umweltpsychologie |
| 1992–1997 | Mitarbeiterin von „die umweltberatung“ Wien, Verband Wiener Volksbildung |
| 1994–1995 | Teilnahme an der Wiener Internationale Zukunftskonferenz, Projektgruppe 5 „Wissen und Handeln“ |
| 1994–1999 | „die umweltberatung“ Österreich: Geschäftsführende Obfrau, Strategische Vereinsarbeit, Planung und Durchführung von österr. und internationalen Projekten, Restrukturierung des Vereins |
| 1998–2000 | Selbständige Projektleiterin im „Pilotprojekt Lokale Agenda 21 Alsergrund“ und im Wissenschaftsprojekt „Kulturlandschaftsforschung und Agenda 21 (KULT_AG)“ |
| 2001 | Gründung der Stadtpsychologischen Praxis Ehmayer: Forschungs- und Beratungsprojekte für eine nachhaltige Gemeinde- und Stadtentwicklung |

Ausgewählte Projekte

Der öffentliche Platz vor der Schule – Umsetzungsstrategien zur Nutzung und Gestaltung. Interdisziplinäre sozialräumliche und bedürfnisorientierte Studie. Auftraggeber: MA18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung, Stabstelle öffentlicher Raum, soziale Prozesse und Maßnahmenentwicklung, 2012.

Stadtpsychologische Diagnose zur Gestaltung des Schulvorplatzes der Volksschule Kolonitzgasse in 1030 Wien. Forschungsprojekt. Auftraggeber: MA21A – Stadtteilplanung und Flächennutzung, 2011.

Der Nachhaltige Urbane Platz. Ein interdisziplinäres Forschungs- und Beratungsprojekt für die nachhaltige Gestaltung von öffentlichen Plätzen im urbanen Bereich. Ergebnis: Erstellung eines praxisorientierten Leitfadens für den Magistrat Wien. Auftraggeber: MA22 – Umweltschutz, 2010–2011.

Zukunftsfähiger Leitbildprozess in Baumgarten. Erstellung eines Leitbildes basierend auf der Methode „Aktivierende Stadtdiagnose“. Beratung und Begleitung beim Aufbau eines Zukunftsteams. Auftraggeber: Gemeinde Baumgarten, 2009–2011.

Forschungsprojekt ITSworks. Durchführen von Gruppendiskussionen und standardisierter Befragung von Testpersonen über die Nutzung des multimodalen Routenplaners „anachb“, Mitarbeit im transdisziplinären ForscherInnengremium. Fördergeber: Forschungsprogramm „Ways2Go“ des bm:vlt, 2009–2010.

Die Wiener Fiaker. Ein stadtpsychologisches Forschungsprojekt über den Berufsstand der Wiener Fiaker und seine Bedeutung für die Stadt. Eigenforschung, 2009–2010.

Masterplan Donaukanal. Wissenschaftliche Expertise und Organisationsberatung für den Masterplan Donaukanal. Auftraggeber: MA28 – Koordinationsstelle Donaukanal, 2007–2008.

Wohlfühloase Donaukanal. Eine stadtpsychologische Studie über die Beziehung der Wienerinnen und Wiener zum Donaukanal. Eigenforschung, 2006–2008.

Lokale Agenda 21 in Wien: Projektleiterin des Pilotprojekts zur Lokalen Agenda 21 in Wien-Alsergrund (1998–2000); Beratung der Stadt Wien für eine gesamtstädtische Agenda (2001–2002), Projektleiterin im polycollege Margareten (2003–2007). Prozessberaterin bei der Lokalen Agenda 21 in Wien-Neubau (2007–2009). Auftraggeber: Volkshochschule Alsergrund, Volkshochschule polycollege, Österreichisches Ökologie-Institut, Magistrat der Stadt Wien, 1998–2009.

Studie zur Bildungsberatung in Wien. Sozialwissenschaftliche Analyse des Angebots von Wiener Bildungsinstitutionen. Auftraggeber: Verband Wiener Volksbildung, 2007–2008.

Project MTAE – Media Training for the Adult Education in Europe: Begleitende sozialwissenschaftliche Evaluierung des europäischen Forschungsprojektes. Auftraggeber: polycollege, Wien, 2005–2006.

Stadtfit – die Stadt als Fitnesscenter. Qualitative Zielgruppenanalyse in Kooperation mit einem Landschaftsplanungsbüro. Auftraggeber: MA 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung & Fonds Gesundes Österreich, 2003.

Wesen Wien. Ein stadtpsychologisches Forschungsprojekt über das Typisch Wienerische. Eigenforschung, 2002–2003.

Kulturvermittlung und Partizipation. Sozialwissenschaftliche Evaluierung von fünf Kulturvermittlungsprojekten unter dem Aspekt der Partizipation. Auftraggeber: Bundesministerium f. Bildung, Wissenschaft & Kultur, 2001–2002.

Grundwasser als Trinkwasser sichern. Post-hoc Evaluierung. Auftraggeber: Bundesministerium für Land und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft & OÖ Landesregierung Abtl. Wasserwirtschaftskataster, 2000.

Kulturlandschaftsforschung und Agenda 21 [KULT:AG]. Weiterentwicklung und Neuausrichtung einer gemeindepsychologischen Methode für Lokale Agenda 21 Prozesse. Wissenschaftliche Projektleitung & Projektmanagement. Auftraggeber: 17&4 Organisationsberatung & Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, 1998–2000.